

GEO EPOCHE

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE

AUSTRALIEN GEO EPOCHE

AUSTRALIEN



Von Aborigines und Traumpfaden, von Sträflingen und Kolonisten:
Die Geschichte des Fünften Kontinents

Tun Sie was für Ihre Menschenkenntnis.
Und fangen Sie bei sich an.





Liebe Leserin, lieber Leser

Dies ist die Geschichte einer Kolonie, die lange Zeit niemand haben wollte: 182 Jahre vergingen zwischen der europäischen Entdeckung Australiens durch den Niederländer Willem Janszoon 1606 und der Gründung der ersten Siedlung dort durch den Briten Arthur Phillip 1788. Fast zwei Jahrhunderte, in denen Seefahrer aus der Alten Welt zwar immer wieder Station machten auf dem Fünften Kontinent, Teile seiner Küsten vermaßen, manchmal auch auf Einheimische trafen – sich aber stets schnell zurückzogen, offenbar ernüchtert von dem, was sie vorfanden.

Denn gesucht hatten sie nach der legendären „Terra Australis Incognita“, dem seit der Antike von Gelehrten postulierten „unbekannten Südländ“. Einer riesigen Landmasse am anderen Ende der Welt, auf der exotische Fabeltiere zu finden seien und Gold und Gewürze im Überfluss – und die es allein schon deshalb geben müsse, so der griechische Geograph Ptolemaios, weil sonst ein Gegengewicht fehle zu den bekannten Kontinenten Europa, Afrika und Asien.

Und da die Beschreibungen dieses unbekannten Landes im Lauf der Jahrhunderte immer fantastischer wurden, waren die Erwartungen der europäischen Entdecker so hoch, dass sie bei der Ankunft in Australien nur enttäuscht werden konnten. So berichtete der niederländische Kapitän Jan Carstenszoon, den die mächtige „Vereenigde Oost-Indische Compagnie“ 1623 losgeschickt hatte, über seine Entdeckungen im Nordosten Australiens: „Dies ist die trockenste und nutzloseste Region der Erde. Und ihre Bewohner sind die arbeitsamsten und erbärmlichsten Kreaturen, die ich jemals gesehen habe.“

Ähnlich äußerten sich in den folgenden anderthalb Jahrhunderten noch etliche Seefahrer, die es an die Küsten des Fünften Kontinents versagelten hatten, und so interessierte sich lange Zeit keiner der großen europäischen Kolonialstaaten für die Landmasse im Süden. Die Lords der britischen Admiralität etwa gingen davon aus, dass die Terra Australis Incognita nach wie vor nicht entdeckt sei, und schickten ihre Kapitäne weiterhin auf Entdeckungsfahrt in den Südpazifik – allen voran den großen James Cook.

Der war es auch, der seinen Lords schließlich meldete, dass es das legendäre Fabelland überhaupt nicht gebe. Immerhin aber hatte er unterwegs an der Ostküste Australiens (die er kurzerhand für die Krone in Besitz nahm) eine Bucht gefunden, von der einer seiner Begleiter meinte, sie eigne sich vorzüglich als Gefängnisinsel.

Und so kam es ein paar Jahre später auch: Nicht Gold suchten die Briten 1788 in Australien, auch keine edlen Gewürze oder billigen

Sklaven, sondern einen weit entfernten Ort, an den sie ihre *criminal class* schicken konnten.

Mit niedrigeren Erwartungen ist wohl nie fremdes Land in Besitz genommen worden.

Aber die mangelnde Aussicht auf große Reichtümer (die dann

später doch noch entdeckt wurden, etwa die Goldfelder im Südosten) hinderte die Siedler in den folgenden Jahrzehnten nicht daran, mit den Einheimischen rücksichtslos umzugehen: Wohl 20 000 indigene Australier – die die Briten schon bald „Aborigines“ nannten, Ureinwohner – wurden zwischen 1788 und 1928 von den Europäern getötet.

Meist ging es dabei um Landstreitigkeiten, oft auch um den Raub von Frauen und Mädchen, und stets erlitten die Australier vernichtende Niederlagen, denn sie lebten in Clans und hatten es in den 60 000 Jahren ihrer Geschichte nie nötig gehabt, größere Armeen zusammenzustellen. Und da sie stets verloren gegen die Eindringlinge, gibt es auch kein Datum, keine Schlacht, kein *Little Big Horn*, an das sich ihre Nachkommen heute voller Stolz erinnern könnten – nur die Erfahrung des ständigen Rückzugs, des immer weiter schrumpfenden Lebensraums.

Noch viel verheerender als die Waffen der Weißen aber waren die von ihnen eingeschleppten Krankheits-erregere, die dazu beitrugen, dass die Zahl der Aborigines bis 1930 um etwa 90 Prozent auf gerade noch 60 000 zurückging.

Heute gibt es auf dem Fünften Kontinent wieder etwa 600 000 Ureinwohner, und obwohl es den meisten von ihnen nach wie vor nicht gut geht – in jeder wichtigen Statistik schneiden sie weitaus schlechter ab als die Weißen –, haben sie am 13. Februar 2008, nach 220 Jahren verheerender Besiedelung, endlich Genugtuung erfahren: An jenem Tag entschuldigte sich Australiens Premierminister Kevin Rudd im Namen seiner Regierung erstmals offiziell für das Leid, das den Aborigines zugefügt wurde.

Das ist selbstverständlich kein Happy End – aber vielleicht so etwas wie ein Neuanfang.



Seit zwei Jahren legen wir einer Teilaufgabe von GEOEPOCHE TV-Dokumentationen bei, die das Heftthema fortführen oder vertiefen und die von der Redaktion mit gutem Gewissen empfohlen werden. Diesmal präsentieren wir Ihnen erstmals einen Spielfilm – der aber auf einem authentischen Fall basiert und deshalb unserer Einschätzung nach dokumentarische Qualitäten hat.

Der renommierte australische Regisseur Phillip Noyce („Der stille Amerikaner“) erzählt in „Long Walk Home“ die ungemein anrührende Geschichte dreier Aborigine-Kinder, die 1931 ihren Familien von den Behörden weggenommen wurden, um sie in Heimen „europäisch“ umzuerziehen – eine lange Zeit gängige Praxis der australischen Regierung, die vermutlich tatsächlich glaubte, den Kindern damit etwas Gutes zu tun.

Etwa 50 000 Heranwachsende fielen dieser Politik zwischen 1910 und 1970 zum Opfer. Phillip Noyce setzt den „Stolen Generations“, wie die Entführten inzwischen genannt werden, mit seinem Film (zu bestellen über www.geo-epoche.de) ein angemessenes Denkmal.

Herzlich Ihr

Michael Sieber

Anja Herold (l.) hat diese Ausgabe konzipiert und redaktionell betreut – beraten von der Historikerin Henriette v. Holleuffer

KOLONIALZEIT EROBERUNG EINES KONTINENTS

Rund 60 000 Jahre leben die Australier für sich. Dann kommen die Weißen.

Seite 6



FRÜHGESCHICHTE IN EINEM LAND VOR UNSERER ZEIT

Die Ureinwohner kennen weder Schrift noch Ackerbau – dafür aber eine ungemein reiche spirituelle Welt. So sehen sie in den Felsformationen des Uluru, den die Briten »Ayers Rock« taufen, etwa die Eier des Python Kuniya oder sterbende Krieger.

Seite 24



1788 INSEL DER VERDAMMTEN

Am 26. Januar 1788 gründen Briten in der Bucht von Sydney die erste Kolonie des Kontinents: als Sträflingslager.

Seite 52



TITELBILD: David Gulpitli vom Volk der Yolngu ist Tänzer, Geschichtenerzähler, Filmschauspieler (»Australia«) und einer der bekanntesten Ureinwohner Australiens. Alle FAKTEN, Daten und Karten in dieser Ausgabe sind vom GEOEPOCH-Verifikationsteam auf ihre Richtigkeit überprüft worden. Kürzungen in ZITATEN sind nicht kenntlich gemacht.



1851

LOCKRUF DES GOLDES

Hunderttausende Einwanderer suchen ab 1851 nach dem Edelmetall. Australien, der einstige Verbannungsort, wird zum Sehnsuchtsland.
Seite 82



1860

AUFBRUCH INS OUTBACK

Zwei Abenteurer versuchen 1860 mit einer großen Expedition, als Erste den Kontinent von Süd nach Nord zu durchqueren. Sie kehren nicht zurück.
Seite 96



KUNST

ERINNERUNGEN AN DIE TRAUMZEIT

In magischen Bildern beschwören Aborigines die Kräfte ihrer Ahnen.
Seite 112



1930

DIE GERAUBTEN KINDER

Jahrzehntelang lassen Regierungsbeamte Aborigine-Kinder entführen – damit sie in Heimen »europäische« erzogen werden.
Seite 140

INHALT

KOLONIALZEIT

Eroberung eines Kontinents 6

KARTEN

Vom Sträflingslager zum Staat 22

FRÜHGESCHICHTE

In einem Land vor unserer Zeit 24

1606 ENTDECKUNG

Die rätselhafte Küste 44

1788 BESIEDELUNG

Insel der Verdammten 52

1803 PIONIERS

Die Umsegelung der Terra Australis 72

1830 ABORIGINES

Treibjagd auf die Ureinwohner 74

1851 GOLD RUSH

Der Lockruf des Goldes 82

1860 DURCHQUERUNG

Aufbruch ins Outback 96

KUNST

Erinnerungen an die Traumzeit 112

1901 STAATSGRÜNDUNG

Der schwere Weg zur Einheit 124

1915 ERSTER WELTKRIEG

Die Schlacht von Gallipoli 126

1928 FLYING DOCTORS

Hilfe aus der Luft 138

1930 STOLEN GENERATIONS

Die geraubten Kinder 140

1942 ZWEITER WELTKRIEG

Bomben auf Darwin 150

1973 SYDNEY OPERA HOUSE

Wie Segel über dem Hafen 158

2009 ABORIGINES HEUTE

Australiens schweres Erbe 160

ZEITLÄUFTE

Bildvermerke, Impressum 164

168

VORSCHAU

DIE DEUTSCHE ROMANTIK 170

GEOEPOCHE.de

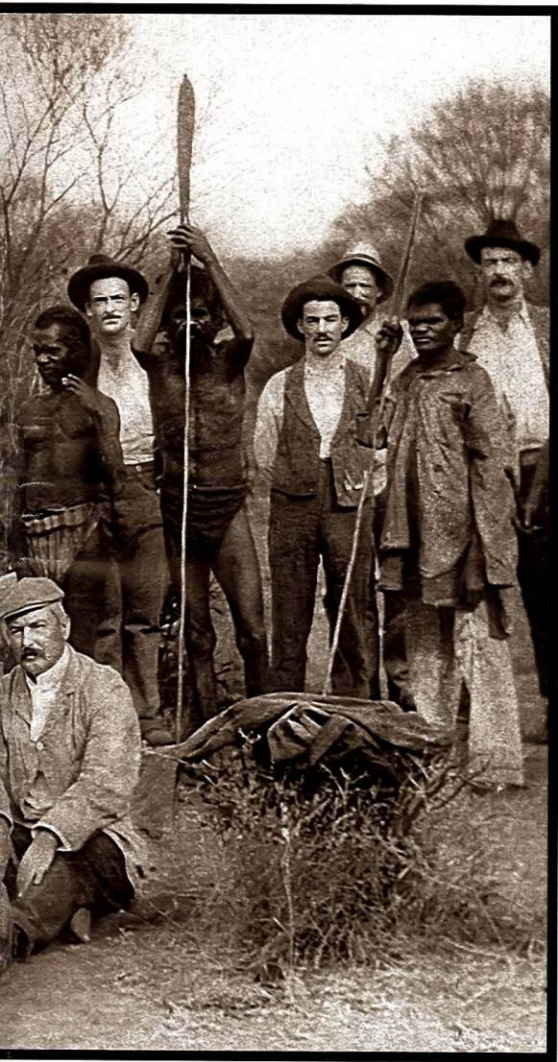
Buchtipps und Berichte zu diesem Heft finden Sie im Internet unter www.geo-epoche.de

Ein KONTINENT



Western Australia, um 1905: Aborigines posieren mit Goldgräbern, doch an deren Suche nach Reichtum haben sie keinen Anteil

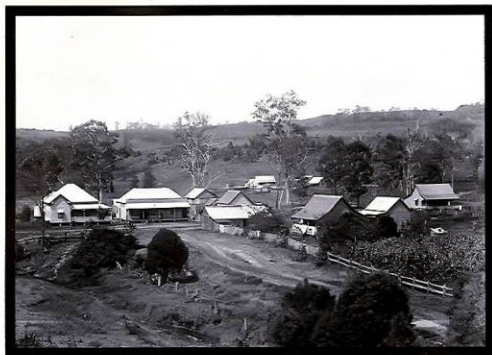
wird in Besitz genommen



1901 schließen sich die sechs
britischen Kolonien auf dem Fünften
Kontinent nach 113 Jahren weißer
Besiedelung zum »Commonwealth of
Australia« zusammen. Es ist ein Land
dramatischer Gegensätze, bewohnt
von Nomaden, die in Clans leben und
seit Jahrtausenden ihre Stammes-
gebiete durchstreifen, erobert von
Europäern, die Land in Besitz nehmen,
einzäunen, ausbeuten. Für die Ein-
wanderer verheißt Australien vor allem
Erfolg, die Ureinwohner dagegen
haben kaum eine Chance in der
anbrechenden Moderne

TEXTE: ANJA HEROLD

Minden,
Queensland,
um 1907: Deut-
sche Siedler
haben in die-
sem Dorf eine
neue Heimat
gefunden



Bis 1935 ist Australien nur per Schiff erreichbar; dann wird eine Flugverbindung zwischen Brisbane und Singapur eröffnet

Lange Zeit sind nur weiße EINWANDERER erwünscht



Fast vier Millionen Menschen leben um 1900 in Australien, die meisten im Südosten. Goldfunde haben die dortigen Kolonien reich gemacht – und auch viele Nicht-Europäer angelockt, vor allem Chinesen. Australiens Politiker fürchten eine Überfremdung und versuchen daher jahrzehntelang, die Zuwanderung auf Weiße europäischer Abstammung zu beschränken

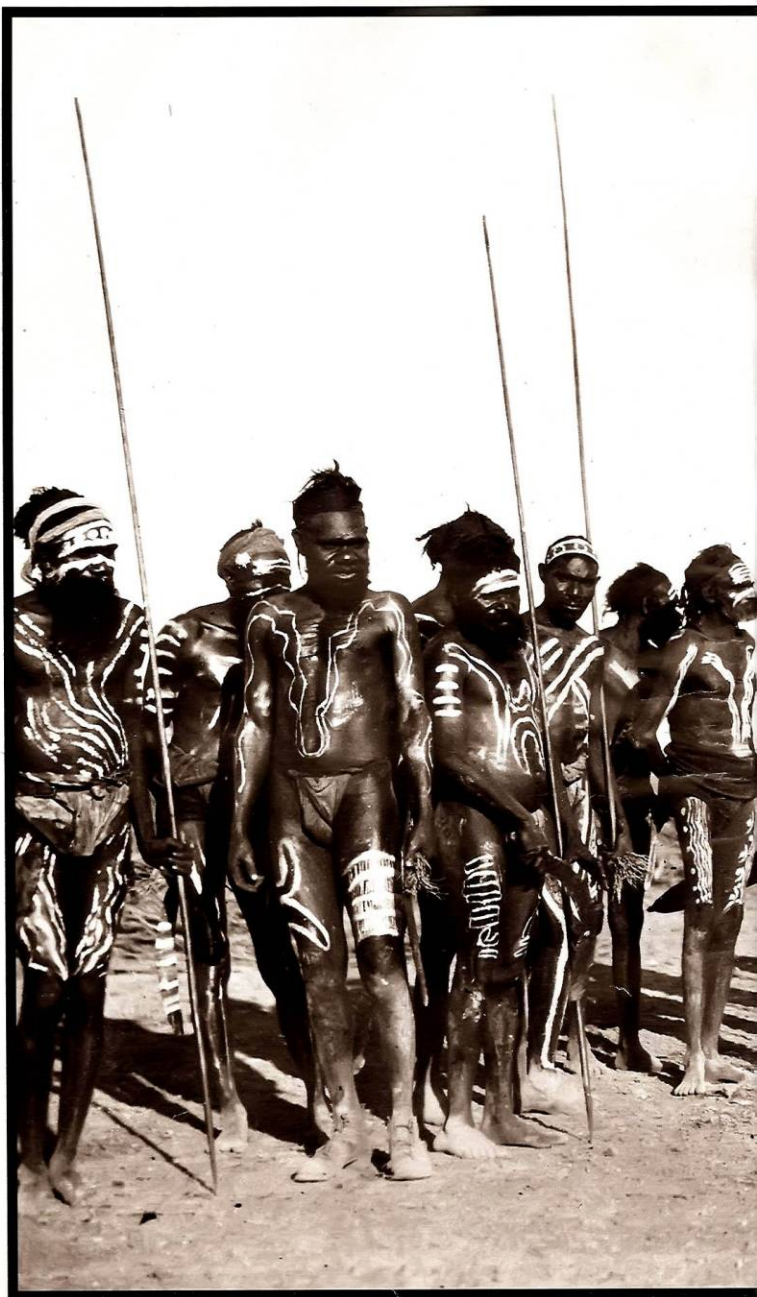


Britische Einwanderer vor dem Immigrationsbüro in Fremantle, 1911

JAHR- TAUSENDE

*liegen zwischen
der alten und der
neuen Kultur*

Die Traditionen der indigenen Australier werden von den Clans streng gehütet: So ist ihnen etwa der Ort ihrer Geburt heilig, mit ihm bleiben sie bis zum Tod verbunden. Doch Siedler nehmen das scheinbar freie Land unter den Pflug, züchten Schafe und vertreiben die Ureinwohner. Zehntausende Aborigines sterben an Krankheiten, die die Europäer eingeschleppt haben. Und bis weit in das 20. Jahrhundert werden sie diskriminiert





Bei ihren Zeremonien verwandeln sich die Ureinwohner durch Körperbemalung in andere Wesen, etwa in mythische Ahnen



Holzfäller in New South Wales, 19. Jahrhundert: Australien ist auch reich an uralten Baumbeständen

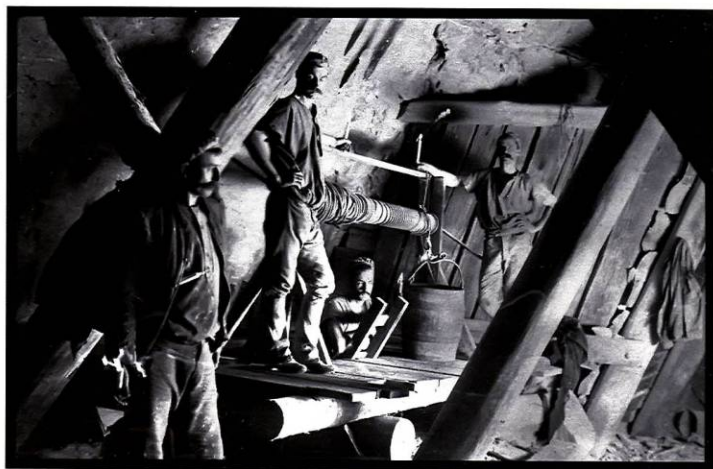
Die **SCHÄTZE** in seinem Boden machen Australien schon bald sehr reich

Die Ausbeutung der Vorkommen an Gold, Kohle, Kupfer, Blei und Zink treibt Australiens Entwicklung rasant voran. Fast alle Rohstoffe werden exportiert, ab Mitte des 19. Jahrhunderts entstehen aber auch im Land selbst weiterverarbeitende Betriebe. Und so entwickelt sich die Agrargesellschaft der Einwanderer binnen dreier Generationen zu einer Industrienation



In den Opalfeldern von Coober Pedy liegt die Bank unter der Erde

Gympie,
Queensland,
1894: Vier
Minenarbeiter
fördern unter Tage
Golderz
aus einem
Schacht



*Auch die Köpfe
und Herzen der*
UREINWOHNER
*werden kolo-
nisiert*

Mit den Siedlern kommen
die Missionare. Deren Stationen sind oft die einzigen weißen
Vorposten im Outback, und
häufig reicht es den Geistlichen
nicht, Gottes Wort zu verkünden:
Einige versuchen, die Kultur
der Ureinwohner zu bewahren,
viele aber unterstützen aktiv
die Politik der Regierung, die
darauf abzielt, Aborigines umzu-
erziehen – auch mit Gewalt,
etwa durch die Entführung von
Kindern, die dann in Hei-
men heranwachsen





Hermannsburg, Northern Territory, um 1900: die deutsche Missionarsfrau Frieda Strehlow, umringt von Aborigine-Mädchen

Picknick in
Gilderoy, Victo-
ria, um 1900:
Im Sonntagsstaat
hat sich diese
Familie im Schutz
eines Baumrie-
sen zum Tee nie-
dergelassen

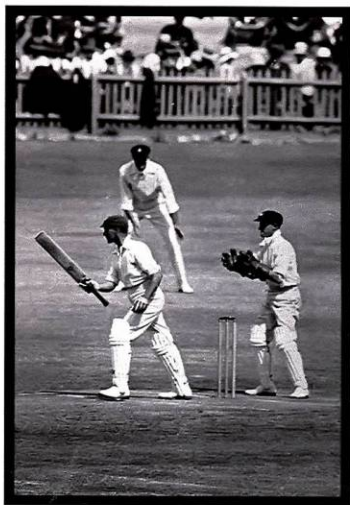


Nicht viel unterscheidet das Leben der Reichen und Mächtigen in Melbourne von dem in London – nicht einmal der Regen (um 1930)

Am anderen Ende der Welt erschaffen die Immigranten eine KOPIE des Empire



Mehr als 90 Prozent der australischen Bevölkerung um 1900 sind in Großbritannien geboren oder haben britische Vorfahren. Und so pflegen die Menschen auch auf der anderen Seite des Globus weiter ihre Traditionen wie Cricket, Fünf-Uhr-Tee und viktorianische Etikette, könnten etliche Straßenzüge Melbournes auch in London stehen

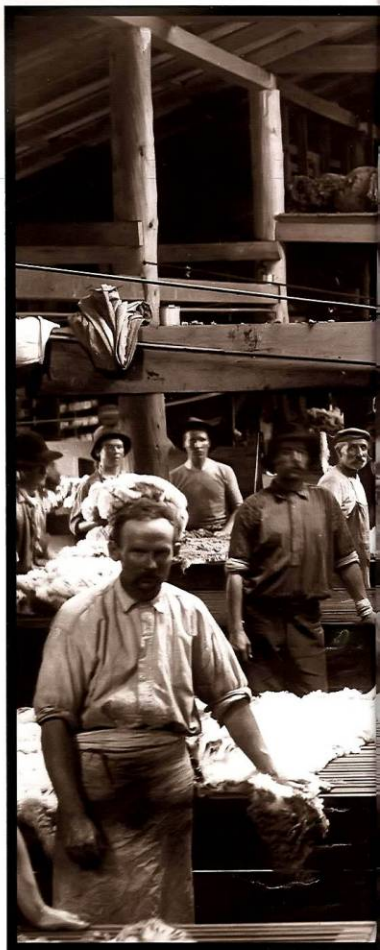
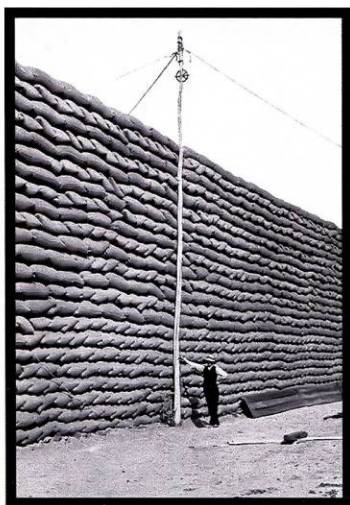


Kaum eine Nation ist so sportbegeistert: Cricket – hier ein Match gegen England – ist neben Rugby besonders populär

Gut ein Jahrhundert lang lebt das Land vor allem von **WOLLE** und Weizen

Neben den Bodenschätzen treibt die Schafzucht Australiens wirtschaftlichen Aufschwung. 1797 werden die ersten Merinos aus Übersee importiert, gut 60 Jahre später weiden bereits 20 Millionen dieser Tiere auf dem Kontinent, 1891 sind es 106 Millionen. Ihre Wolle macht nun mehr als die Hälfte der Exporterlöse aus

South Australia, um 1900:
Getreidelager
mit 125 000 Weizensäcken
für den Export

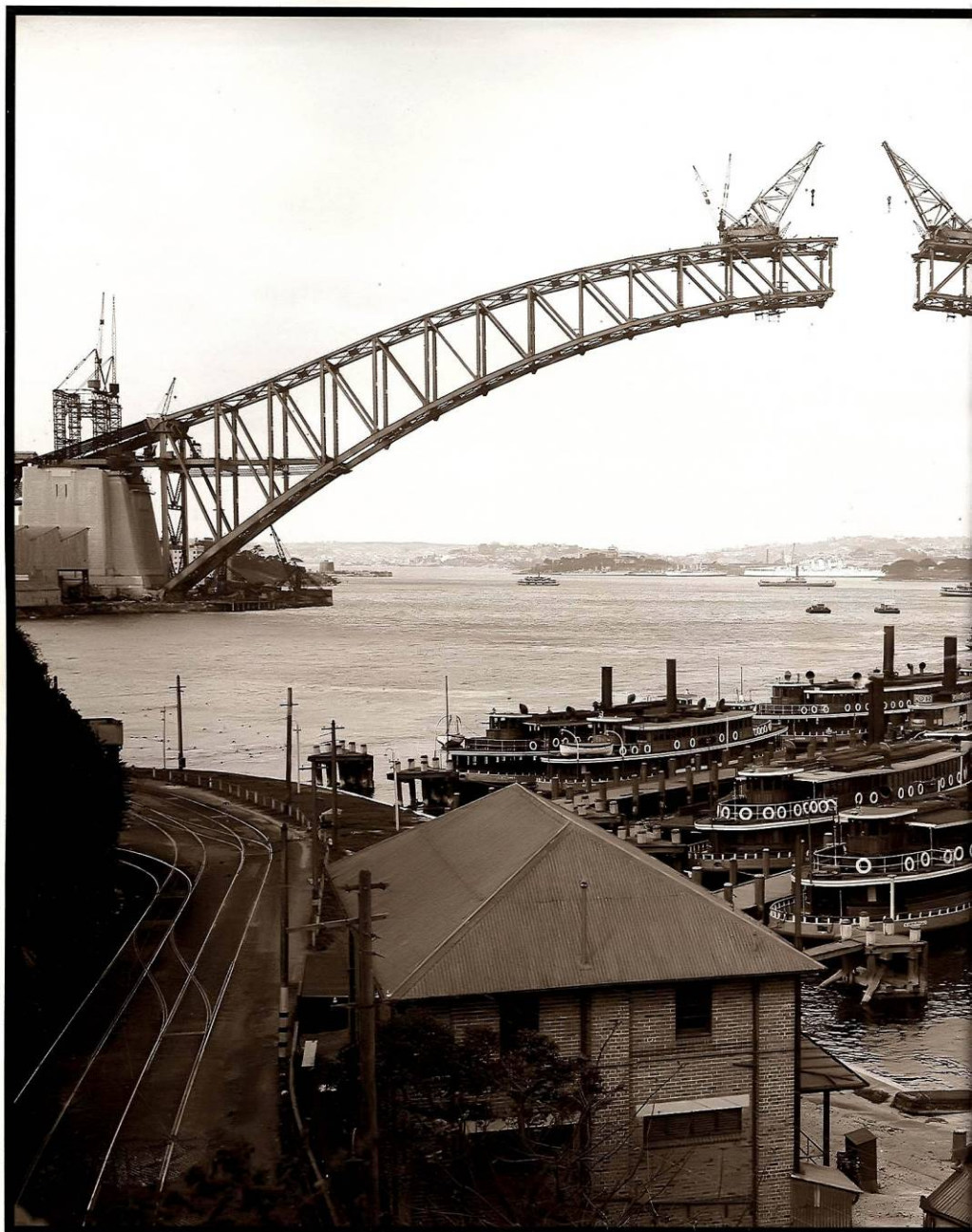




Burrawang Station, New South Wales, 1899: Schafscherer und Wollsortierer dieser Farm produzieren bis zu 5000 Ballen pro Jahr



New South
Wales, um 1920:
Ein Wolltrans-
port mit mehr
als 100 Ballen
pro Wagen
auf dem Weg
zum Hafen



Sydney Harbour Bridge, 1930: Achteinhalb Jahre dauert der Bau der weltgrößten Stahlbogenbrücke



Ein
MONUMENT
für die weiße
Geschichte
Australiens

Nach ihrer Vollendung
1932 soll die Sydney Harbour
Bridge das Zentrum der Stadt
mit den Wohnvierteln im
Norden verbinden – und Symbol
sein: Auf einer Länge von
rund 500 Metern überbrückt
die Stahlkonstruktion jenen
natürlichen Hafen, an dem
Gouverneur Arthur Phillip am
26. Januar 1788 die erste
Kolonie auf australischem
Boden gegründet hat □

Die GEOEPOCHÉ-Redakteurin
Dr. Anja Herold, 42, hat das Konzept
dieser Ausgabe erarbeitet und die
Produktion redaktionell betreut.

VOM STRÄFLINGSLAGER ZUM STAAT

1788 gründen Briten eine erste Siedlung auf dem Fünften Kontinent. Zwei Generationen später sind auf dem Land der Aborigines sechs Kolonien entstanden, die sich 1901 zu einem neuen Staat zusammenschließen: dem Australischen Bund

VON ANJA HEROLD (TEXT) UND STEFANIE PETERS (KARTEN)

Die Geschichte der modernen Nation Australien begann am 26. Januar 1788 mit der Gründung der britischen Sträflingskolonie New South Wales in der Bucht von Sydney. Doch die Historie des riesenhaften Landes, in dem drei Viertel von Europa Platz finden würden, reicht viel weiter zurück.

Wohl vor etwa 60.000 Jahren besiedelten die ersten Menschen jenen archaischen Erdteil, aus dem später Australien, Neuguinea und Tasmanien hervorgingen (der Meeresspiegel lag damals rund 60 Meter tiefer und stieg erst gegen Ende der Eiszeit vor 12.000 bis 8.000 Jahren auf das heutige Niveau).

Jahrtausendlang überlebten die Aborigines auf einem der menschenfeindlichsten Kontinente des Globus: Die giftigsten Schlangen der Welt leben in Australien; nirgendwo sind die Durchschnittstemperaturen höher; fast die Hälfte des Erdteils besteht aus Wüsten und trockenen Steppen; wenige Böden eignen sich für Ackerbau. Nur einige Küstengebiete bieten üppige Vegetation.

Ab 1606 entdeckten Niederländer und Briten nach und nach den Fünften Kontinent, doch das karge Land und seine Ureinwohner versprachen keine Profite. Fast 200 Jahre später gründeten die Briten ihre erste Sträflingskolonie in Down Under. Zwischen 1788 und 1868 deportierte Großbritannien gut

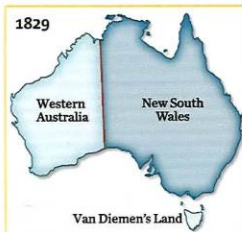
160.000 Häftlinge nach Australien. Die ersten freien Siedler kamen 1793 in Sydney an, doch erst der Goldrausch von 1851 brachte Menschen in Massen in das an Bodenschätzen reiche Land.

Ab 1859 gab es auf dem Kontinent sechs eigenständige Kolonien der britischen Krone: New South Wales (gegründet 1788), Van Diemens' Land (1825, später in Tasmanien unbenannt), Western Australia (1829), South Australia (1836), Victoria (1851) und Queensland (1859).

Bis zum Zusammenschluss aller Kolonien zum „Commonwealth of Australia“ am 1. Januar 1901 berichteten die Gouverneure von ihren Amtssitzen in Sydney, Hobart, Perth, Adelaide, Melbourne und Brisbane getrennt an das Kolonialamt in London.

Oberhaupt des neuen Bundesstaates Australien blieb auch nach dem Zusammenschluss der britische König. Doch schon bald sprach die Regierung in London Australien – wie allen anderen selbst verwalteten Kolonien des Empire – den Status eines *dominion* zu: eines gleichberechtigten, unabhängigen Partnerstaates, den allein die Krone mit dem einstigen Mutterland verbindet.

Der Dominium-Status wurde 1931 im „Statut von Westminster“ gesetzlich festgeschrieben. Spätestens seither ist Australien *de facto* unabhängig. □



Die älteste Kolonie New South Wales umfasst 1829 fast zwei Drittel des Kontinents. Als immer mehr Siedler ankommen, spalten sich nach



und nach einige Gebiete als eigenständige Kolonien ab


IN EINEM LAND



Vor rund 60 000 Jahren kommen die ersten Menschen über das Meer nach Australien. Sie entdecken einen Kontinent, der von Riesenechsen und großen Beuteltieren bevölkert ist. Im Laufe der Jahrtausende wandern die Aborigines aus dem feuchten Norden in das trockene Zentrum, besiedeln Wälder und Wüsten. Sie entwickeln keine Schrift, keinen Ackerbau – aber eine komplexe spirituelle Welt, in der das Land heilig ist und Wesen aus der Traumzeit in die Wirklichkeit eingreifen

VON JÖRG-UWE ALBIG (TEXT) UND MARK LANG (FOTOS)

VOR UNSERER ZEIT



Die Aborigines verstehen sich als Hüter des Landes. Jeder Clan hat ein eigenes Territorium, oft begrenzt durch Flüsse oder Berge. Felsformationen wie die oben abgebildete sind ihnen heilig, weil dort einst Schöpferwesen wirkten



Die Zeit vergeht im Flug: Von einer Minute zur anderen wechselt der Fels, der Uluru heißt, sein Gesicht. Er runzelt die Stirn, fürcht sie zu senkrechten Linien, straft die rostrote Haut. Er wird zur Raupe, zum Walross, zum Echschädel. Augen öffnen sich im Gestein, Ohren, Münder, schließen sich wieder; Narben brechen auf, wandern über den wulstigen Leib.

Unaufhörlich wechselt der Fels mit dem Licht seine Farbe, glüht in allen Schattierungen von Rosa über Rostrot bis zu Blau und Anthrazit, um sich schließlich in Schwarz zur Ruhe zu legen. Jede Minute schafft den Felsen neu.

Die Zeit vergeht im Schneckenang: Seit rund 65 Millionen Jahren steht der Fels im Nichts Zentralaustraliens, 348 Meter über der endlosen Ebene, in Hunderten von Jahrillionen zu harter

Sandstein-Arkose gepresst. Als in Europa vor 40 Millionen Jahren die Alpen begannen, sich zum Hochgebirge zu türmen, hatte der Fels seine Entwicklung längst abgeschlossen. Seitdem steht hier, geologisch gesehen, die Zeit fast still.

Die Zeit ist eine Illusion: Denn auch die Geschichte geht hier nicht vorwärts, sondern bewegt sich im Kreis. *Tjukurpa* nennen die Anangu, die Hüter des Felsens, diese Zeit – „Traumzeit“ werden die Europäer sie später nennen. Es ist eine Zeit, die in einer Realität neben der unsrigen existiert. In der die Erde einst entstand, in der sie war, ist und sein wird.

Jene Zeit, in der die beiden Jungen aus dem Süden den Uluru aus Lehm formten, auf den Bäumen den Südhang hinabrutschten, die Finger gespreizt, bis tiefe Rinnen die Wände durchfurchten: Sie ist zwar vorbei, aber nicht beendet.

Sie ist ein Paralleluniversum: so real, wie es ein Traum für den Träumenden ist. In Zeremonien und Ritualen, bisweilen auch in wirklichen Träumen, lässt sie sich jederzeit beleben – und wirkt weiter fort, hinein in das, was später die Weißen „Gegenwart“ nennen werden.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts werden diese Eindringlinge kommen und den Uluru nach einem ihrer Politiker „Ayers Rock“ taufen. Werden ihre Uhren mitbringen, ihre Kalender und

die vorwärtsschreitende Zeit. Noch aber toben hier wie eh und je die Kriege der *Tjukurpa*: der Kampf des Python Kuniya mit der Giftschlange Liru; der Rachefeldzug des Höllen-Dingos Kurpany gegen die Mala, das Volk der Hasenkängurus.

Wer die Rituale pflegt, kann diese Scharmützel jederzeit zum Leben erwecken. Dann bewirft Kuniya noch einmal im Zorn den Felsen mit Sand, der schwarze Flecken hinterlässt. Schlägt den Liru-Mann mit ihrem Grabstock, reißt Spalten in den Fels und rötet die Oberfläche mit dem Blut des Feindes.

Pflanzen die Mala noch einmal am Nordende des Felsens den schwertförmigen Kulptpfahl auf. Versucht die Eisvogel-Frau noch einmal mit schrillum Schrei, die Mala vor dem feindlichen Dingo zu warnen, und wird dafür von dem Untier in Stein verwandelt. Lässt der Höllenhund seine Fußspuren und die versteinerten Leichen der Mala sichtbar an einer Wand des Felsens zurück.

Die Zeichen sind nicht zu übersehen. Die hängenden Felskegel an der Nordseite, das wissen die Anangu, sind zugleich die Haarkleider der tanzenden Mala-Frauen, die beim Angriff des Höllenhundes zu Stein erstarrten.



Komplizierte Clanstrukturen regeln, wer wen heiraten darf und wer als Schwester oder Bruder gilt. Damit ein Kind zur Welt kommen kann, braucht es mehr als Beischlaf: Wenn eine Frau den Fötus zum ersten Mal spürt, ist ein Geistkind in ihren Bauch geschlüpft. Je nachdem, wo sie sich dann gerade befindet oder was sie tut, erhält ihr Baby ein bestimmtes Totem, mit dem es sein Leben lang verbunden bleibt – etwa mit einem Tier, einem Baum oder einem Felszug (links der ausgetrocknete Lake Mungo in New South Wales)

Die runden Felsbrocken am Ostende sind die Eier des Python Kuniya, die Wasserflecken an der Südwestwand sterbliche Abdrücke zweier Liru-Krieger.

So erscheint gegen Sonnenuntergang, wenn die Ritzen, Wellen, Beulen und Dellen des Uluru tiefer und schärfer werden, der Felsen als Lochkarte, als Barcode – ein Alphabet aus Zeichen, die der Eingeweihte deuten kann.

Das Land spricht. Dabei sieht es von Weitem aus wie auf ewig verstummt: ein verrostetes Land, gerötet von dem oxidierten Eisen in seinem Boden. Ein Fossil, langsam zu Sand zerrieselnd. Trockene Büsche stehen im harten Gras. Wüsteneichen lassen wie in Trauer die nadelartigen Blätter hängen.

Der Felsen selbst sieht aus wie erstarrte Lava; vor ihm ein Heer aus Mulga-Akazien und Wüsteneichen, ausgerichtet wie Pilger auf ein heiliges Grab, wie in Andacht und Erwartung.

Doch unaufhörlich redet das Land, sendet seine Signale. Seine Felsen-Zylinder, überkrusteten Bergzüge, Steinsäulen und Schluchten glühen vor verborgenem Sinn wie Kunstwerke: Skulpturen mit harten Konturen, die im Sonnenlicht umso nachdrücklicher auf

ihre Bedeutung pochen. Es erzählt. Und die Menschen hören aufmerksam zu.

Denn die Welt der ersten Australier ist, vielleicht gerade weil sie keine Schrift besitzt, eine Informationsgesellschaft. Hier versteckt sich das Wissen nicht in Büchern und Pergamenten, sondern zeigt sich in jedem Felsen, in jedem Baum. Wissen ist Macht – und das Wissen kommt vom Land.

„Am Anfang war das Land“: So beginnen viele der zahlreichen Schöpfungsmythen. Und so ist es kein Wunder, dass sich die Nomaden diesem Land ebenso eng verbunden fühlen wie ihren Eltern.



In ihrer Vorstellung war die Erde immer schon da, glatt und flach wie ein Meer – bis die Wesen der Tjukurpa sie durchstreiften. Es waren Heroen mit menschlichen oder tierischen Zügen. Manche von ihnen erschienen auch in Gestalt von leblosen Dingen wie Umhängetaschen, Pandanusmatten oder Fischfallen. Und sie haben die Welt ins Leben gewandert.

Denn die Landschaft, wie die frühen Australier sie wahrnehmen, ist ein Pro-

dukt dieser Reisen – man könnte sagen: ein Mosaik aus Kollateralschäden. Ganz nebenbei nämlich warfen die Urwesen beim Gehen Berge auf, stanzten Wasserlöcher aus, gravierten Flüsse und ließen Felsbrocken fallen. Sie zeugten auch Menschen, gaben ihnen Gesetze, verrieten ihnen die Namen der Pflanzen und Tiere und die Geheimnisse des Überlebens. Sie gaben ihnen das Wissen.

Und so wandern auch die Australier wie ihre Helden über das Land, jagend und sammelnd, Jahreszeiten und traditionellen Pfaden hinterher. Sie wandern in Gruppen von 25 bis 50 Menschen. Sie wandern, nackt oder angetan mit Lendenschurzen aus Rinde und Schnüren aus Pelz oder Menschenhaar, bei Kälte gewärmt von Kängurufellen und einer Schicht Tierfett mit Ocker oder Holzkohlenstaub auf der Haut.

Sie wandern durch jene Gebiete, mit denen die Geschehnisse der Traumzeit sie verbinden: Jeder Clan teilt ein „Träumen“, einen gemeinsamen Vorfahren aus der Zeit vor der Zeit, dessen heilige Stätten er durch Jäten von zu großen Pflanzen oder Reiben der Felsen pflegt und dessen Reich er nutzen darf.

Der Raum, den die Menschen durchmessen, ist keine physische Größe, sondern eine spirituelle: So gibt es Geister, die, durch Gesang oder Zweigopfer günstig gestimmt, die Erde schrumpfen und den Weg verkürzen können.

Besitz ist das, was man mit sich tragen kann: Die Männer beschränken sich auf ein paar Speere und Speerschleudern, Beile, Keulen, Schilde, Bumerangs. Die Frauen führen Grabstöcke mit sich und Holzschalen, in denen sie Nahrung sammeln, Wasser schöpfen, Babys wiegen.

Was sie brauchen, finden sie überall: Quarzsplitter, aus denen sich Steinmesser schleifen lassen; Spinifex-Gras, aus dem sie Leim kochen; Mulga-Akazien, aus denen sie Speerwerfer schnitzen.

Was übrig bleibt, wird getauscht – Perlmuscheln und Pigmente, Werkzeuge und Gürtel aus Menschenhaaren, Quarzitsteine zur Herstellung von Messern. Und *pituri*, die jungen Blätter der Duboisia-Pflanze, die, mit Alkali-Asche vermischt und zu Fladen zerkaut, stärker wirken als eine Zigarette.

Besonders begehrt ist Ocker, unerlässlich zur Körperbemalung bei Zeremonien: Zu den Ockernminen in der Flinders-Bergkette, deren Gestein das Blut der Ahnen verkörpert und durch

seinen metallisch pinkfarbenen Schimmer besticht, reisen Menschen aus weit entfernten Ecken des Landes.

Selbst in den üppigsten Gegenden aber werden die Wanderer nicht sesshaft: Immer wieder richten sie an einem anderen Ort ihre Schutzhütten auf, rammen biegsame Zweige kreisförmig in den Boden, binden sie oben zusammen und bedecken sie mit Blättern, Reisig oder Gras. Auch die Aalfischer der Küstenstreifen ziehen alle vier Wochen weiter zu reicheren Fischgründen.

Und manche Nomaden bleiben sogar höchstens zwei oder drei Tage an einem Ort, brechen dann ihr Lager ab und lassen das Land zur Erholung zurück.

Denn nicht den Menschen gehört das Land – das Land besitzt die Menschen.

Dafür hat das Land ihnen das Wissen geschenkt.

Von ihm lernten sie, den Zebrafinken zu folgen und den Kängurus, um Wasserstellen zu finden.

Sie lernten, unter den Wurzeln des Flaschenbaums, des Blutholzbaums und unter bestimmten Sauergräsern nach

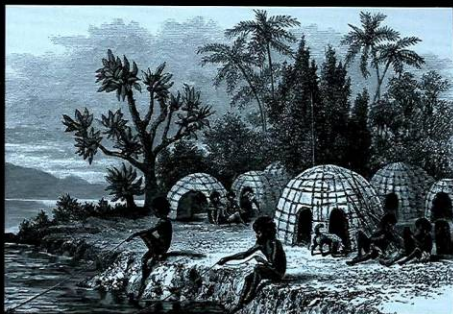


ein bisschen Feuchtigkeit zu suchen und Mulden in flache Felsen zu höhlen, um den Regen zu sammeln. Lernten, Baobabs und Eichen anzupapfen oder wasserspeichernde Frösche auszugraben und aus deren Körpern das kostbare Nass zu pressen.

Sie lernten, dass im Frühjahr die eiweißreichen Bogong-Motten zu Millionen ihre Schlupfplätze in den heißen Wüsten verlassen und über den Sommer in die kühleren Snowy Mountains flüchten, wo man sie dann kiloweise aus den Felsscharten kratzen kann. Sie lernten, dass man das Possum bei Mondlicht jagt, wenn es auf Wanderschaft geht, und den Ameisenbär mit einem Schlag auf den stachellosen Brustkasten tötet. Sie lernten, bei der Kängurujagd den Leib mit Lehm zu beschmieren, um die Witterung zu unterdrücken. Und sie übten sich, Feuer in Erdlöchern anzustecken, die Glut mit feuchten Blättern und Steinen abzudecken, um die Beute darauf zu schmoren, bis das Fleisch weiß wird und die Pfoten sich krümmen.

Sie fanden heraus, wie man im Fluss Enten und Schwäne unter Wasser zieht, wie man Fische mit Netzen, Speeren oder Reusen fängt und Schnüre mit Saugfischen nach Seekühen oder großen

DAS LAND BRENNT, DAS GRAS KOMMT



Die Ureinwohner leben als Jäger, Fischer und Sammler. Sie bestellen keine Felder, kennen aber eine besondere landwirtschaftliche Methode: Feuer. Mit präzise kontrollierten Flächenbränden verwandeln sie Busch in Grasland und locken damit Kängurus an. Außerdem gedeihen auf dem frisch verbrannten Boden wichtige Speisepflanzen. Brandrod widerspricht nicht dem Leben mit der Natur – es gilt als Landschaftspflege





Schildkröten auswirft. Sie gewöhnten sich an, unter Wasser zu lauern, einen Fisch in die Luft zu recken und den nach der Beute schnappenden Seefalken zu packen und ihm den Hals umzudrehen.

Die Männer lernten, sich hinter Sträuchern zu verstecken, einen feder-geschmückten Stab in der Hand, und auf den neugierigen Emu zu warten – um ihm zum richtigen Zeitpunkt die Schlinge über den Kopf zu werfen. Sie lernten, um den benommenen Vogel anschließend mit Knüppeln zu erschlagen.

Mindestens ebenso vielfältig ist das Wissen der Frauen: Schließlich beschaffen sie die Hälfte des Kalorienbedarfs einer Sippe – in wildarmen Regionen sogar bis zu 80 Prozent.

So weiß am Uluru jede Frau, wie man in den Wurzeln des Witchetty-Strauchs jene Holzbohrer-Maden findet, die wie rohes Hühnerei schmecken: Wächst der Strauch auf einer Seite schwächer, stehen die Chancen gut, in seinem Schatten die nahrhaften Tiere aufzustöbern. Sie muss auch wissen, wie man das Nest der Honigameise, deren Unterleib köstlichen Nektar enthält, von den Behau-

sungen anderer Ameisen unterscheidet, und wie man die Bartagamen-Echse mit einem Biss in den Nacken tötet.

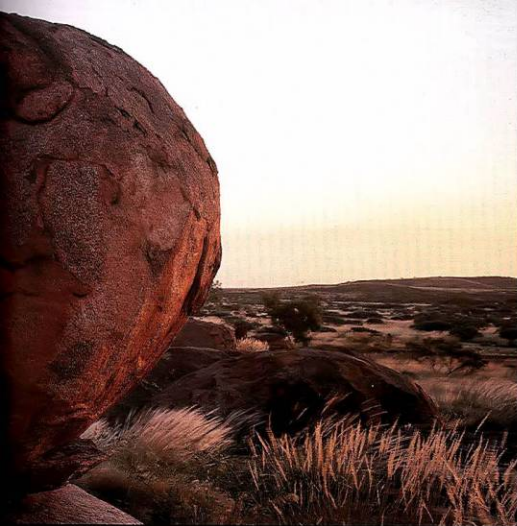
Sie hat gelernt, wie man Grassamen von den Hülsen befreit, mit Mahlsteinen zu Mehl verreibt, mit Wasser vermischt und zu Fladen bäckt; dass man die Nüsse des Palmfarns drei bis fünf Tage lang wässern muss, um die Giftstoffe auszu-schwemmen. Sie weiß, wo sich der Rautenpythons versteckt. Dass man wilde Tomaten, die wie Weintrauben schmecken, in Höhlen am Fuß der Wüsten-eichen findet und die Felsenfeige an den Wänden des Uluru. Dass der Saft bestimmter Alstonia-Gewächse die Milch in die Brüste schießen lässt und dass grüne Ameisen gegen Durchfall helfen.

Und Mann wie Frau kennen die Eigenarten der Jahreszeiten – von der Wolkenzeit im April und Mai, wenn die Echsen Winterschlaf halten, über die Zeit Ende Mai bis Juli, in der die Emus Eier legen, bis zur Zeit der warmen Winde aus Nordwesten, die von August an die Savanne grünen und die Dingos ihre Jungen werfen lässt. Sie fürchten die Zeit der großen Hitze im Dezember, in der Gewitterwolken Blitze in das trockene Gras schlagen, aber wochenlang kaum Regen bringen. Und sie begrüßen die anschließende Regenzeit, in der die Erde wieder vor Nahrung strotzt.

Der Fortschritt, die Zeit als aufsteigende Linie, hat in diesem Kreislauf keinen Platz. Hier ist die Zeit ein Schwindel, wie er im Hirn entsteht, wenn die Zahlen ins Unermessliche wachsen – wenn etwa dereinst Forscher sich streiten werden, ob der „Mungo-Mann“, dessen Knochen sie am gleichnamigen Seebett im Südosten Australiens finden, wirklich mehr als 40 000 Jahre alt ist.

Sicher ist nur: Als die ersten Menschen dieses riesige Laboratorium der Naturgeschichte betraten, Insel für Insel den Indonesischen Archipel überwindend, fanden sie eine üppige Landschaft mit Wäldern und Grasland, Seen und Flüssen vor.

Es war eine Zeit, in der *Homo sapiens* eine Minderheit war auf der Erde. Wahrscheinlich hatte vor 74 000 Jahren die Eruption des Vulkans Toba auf Sumatra, der seine Asche bis nach Grönland schleuderte, die Weltbevölkerung auf weniger als 10 000 Köpfe dezimiert. Gut 10 000 Jahre danach brachen die ersten Migranten von Afrika auf, besiedelten Europa, Asien und Australien.



Diese runden Felsen im Northern Territory sind die Eier der Regenbogen-schlange. Sie gehört zu den wichtigsten Schöpferwesen, die einst das Land gestaltet haben und die in der »Traumzeit« leben, einer Wirklichkeit neben der unseren. Dort können sie Geschlecht und Erscheinungsform wechseln. In der Welt der Menschen nehmen sie die Gestalt von Wasserläufen, Bäumen oder Steinen an. In diese Mythen werden die Kinder während ihrer Initiation eingeweiht (unten)

Es war ein langer Marsch, der wohl einen bis vier Kilometer im Jahr vorankam. Nach einigen Tausend Jahren erreichten die Wanderer den Südosten Asiens – und bald darauf Australien.

Vielleicht sind sie über die Insel Timor gekommen, die zur Zeit niedrigen Meeresspiegels, vor rund 60 000 Jahren, nur rund 150 Kilometer vom australischen Festland entfernt lag. Von Timors Bergen aus könnten sie die Küste des Landes im Süden gesehen haben; auch Rauch von Buschfeuern oder die Bahn der Zugvögel. Womöglich sind sie aus Versehen in der neuen Heimat gelandet, auf abgetriebenen Booten, in Seenot an einen Baumstamm geklammert.

Vielleicht aber sind sie mit voller Absicht aufgebrochen; vielleicht auf Bambusflößen, wie sie später der Forscher Robert Bednarik mit Steinwerkzeugen nachbauen wird: Mit fünf Mann Besatzung wird Bednarik von Timor aus binnen sechs Tagen Australiens Kontinentalschelf erreichen, am dreizehnten Melville Island nahe der Stadt Darwin.

Jedenfalls gab es für die ersten Australier kein Zurück mehr: Wenige Bäume an der neuen Küste waren dick genug, um sie zum Kanu auszuholen.

Auch der Bambus war dort zu schwach, um zu Flößen gebunden zu werden. So blieb ihnen nur der Ausweg nach vorn.

Vor etwa 35 000 Jahren bewohnten die Einwanderer bereits sämtliche Regionen des Kontinents – von den tropischen Monsunzonen des Nordens über die trockene Mitte bis zu den gemäßigten, fruchtbaren Ufern Tasmaniens.

Sie traten ein in eine Welt von Riesen. Es gab drei Meter hohe Kängurus, sieben Meter lange Echsen, 50 Kilogramm schwere Schlangen und monströse, gehörnte Schildkröten. Es gab den nashorn-großen Wombat Diprotodon und den



flugunfähigen Riesenvogel Genyornis. Es gab 19 Arten von Beuteltieren, deren Gewicht jeweils über 100 Kilogramm lag, darunter den tapirartig gerüsselten Palorchestes, der vor spätestens 18 000 Jahren ausstarb: Dessen Konterfei, von seinen Urhebern mit unverwundlicher Eisenerzfarbe ausgeführt, ziert eine Felswand im Northern Territory und gehört zu den ältesten Felsmalereien der Welt.

Vor etwa 30 000 bis 20 000 Jahren wurde das Innere des Kontinents zur

Wüste und zwang die Bewohner in die Küstengürtel – wo sie nach dem Ende der letzten Eiszeit vor 12 000 bis 8000 Jahren von den Fluten schmelzender Gletscher wieder vertrieben wurden.

Ausgiebiger Regen sorgte für reichliche Nahrung – und für eine Bevölkerungsexplosion, die den Kampf um die Ressourcen aufs Neue entbrennen ließ.

Das war, so erzählen die Alten die Geschichten der noch Älteren, die Zeit der Regenbogenschlange. Aus dem Meer sei sie aufgestiegen, um die Landschaft zu formen und Kinder ins Leben zu rufen, die zu Menschen heranwuchsen und zu Tieren. Sie habe für Nahrung und Wasserquellen gesorgt und schließlich Eintracht unter den Menschen gestiftet.

So groß müssen die Taten dieser Schlange gewesen sein, dass fast alle Völker Australiens von ihr wissen und sie verehren – ob als Almudj, Ngalyod oder Nama'rdeedjurr, als Bolong oder Wanampi.

Jetzt, sagen die Menschen, lebt sie an einem See rund 200 Kilometer nördlich vom Uluru. Und so alt ist das Wissen von dieser Schlange, dass sie schon vor 9000 bis 7000 Jahren auf Felsen gemalt

wurde – womöglich das älteste religiöse Symbol der Menschheit.

Die gemalte Schlange ist nicht die einzige Pioniertat, die später die Forscher beeindruckt wird. Archäologen werden hier die ältesten Steinäxte der Welt vorfinden, Reste der ältesten Wasserfahrzeuge und einige der ältesten Werkzeuge mit geschliffenen Kanten.

Sie werden auch das älteste Beispiel einer Feuerbestattung entdecken: einen kremierten Leichnam, vor der Verbrennung mit Ocker geschmückt.

Und so mag es verblüffen, dass die Australier, sozusagen in der *pole position* der damaligen Erdzivilisation und mit großen Eisenschätzen gesegnet, 60 000 Jahre lang in der Steinzeit verweilen: ohne Ackerbau und Viehzucht, ohne Metall, Pfeil und Bogen, ohne Häuser, ohne Dörfer und ohne Schrift.

Dabei lag der Fortschritt so nah. Im nur 145 Kilometer entfernten Neuguinea, lange durch eine Landbrücke mit Australien verbunden, wurden die Menschen zu Ackerbauern und bildeten hierarchisch organisierte Stämme anstelle umherschweifender Gruppen.

Doch während Neuguinea zu den niederschlagsreichsten Regionen der Welt gehört, stabiles Wetter hat und fruchtbare Erde, ist Australien mit magerem Boden und heftigen Klimaschwankungen gestraft. Immer war es zu flach, zu warm und zu trocken, um jene Gletscher hervorzubringen, die in Nordamerika, Nordasien und Europa Gestein zermalmen. Seine Erdkruste ist zu alt und zu dick, um noch viele Vulkane aufzuwerfen, die etwa auf Java die Erde umpflügen und fruchtbar machen.

Mehr als die Hälfte des Landes sind mit Wüste und Steppe bedeckt. Es gibt Jahre, in denen kein Tropfen Regen die trockene Mitte berührt, und dann wieder welche, in denen Fluten das Land überschwemmen. Keine mächtigen Ströme durchwälzen, wie in Indien und Südamerika, das Land, um Berge abzutragen und den Humus zu erneuern. Nur die Flüsse im Osten des Kontinents führen ganzjährig Wasser. Und selbst der Murray River und seine Nebenflüsse, Australiens größtes Stromsystem, können bei Dürre für Monate austrocknen.

Und während Neuguinea zehnmal kleiner ist als Australien, lebt dort ein



Vielfaches an Menschen. Der Fünfte Kontinent hat die kleinste und isolierteste aller Populationen – mithin weniger potenzielle Erfinder.

Zwar ist die Natur in Australien nicht so geizig, wie sie aussieht. Doch sie lässt sich nicht zähmen: Nutzpflanzen wie Weizen, Äpfel oder Zuckerrohr kommen erst mit den Europäern auf den Kontinent. Domestizierbare Tiere sind hier nicht heimisch – auch der Dingo, der allgegenwärtige Wildhund, landet erst später an Australiens Küste.

Und so scheint ein Gesetz der Zivilisation, das der Forscher Jared Diamond formulieren wird, in Australien Geltung zu zeigen: Nur Gesellschaften mit Landwirtschaft, hoher Bevölkerungsdichte und ökonomischer Differenzierung sind fähig, Neuerungen wie Metallwerkzeuge, Schrift oder Staat zu entwickeln.

Die Archäologin Josephine Flood hat dagegen eine schlichtere Erklärung für den selbstzufriedenen Stillstand, der die australischen Jahrzehntausende begleitet: Die Menschen dort „hatten es nicht nötig, sich zu verändern“.

Australien habe viel geringere Umweltveränderungen erlebt als die Nordhalbkugel, wo halbe Kontinente unter Eis verschwanden und Erfindungen wie

LEBEN MIT DEM STURM



Mindestens 50 000 Jahre lang leben Aborigines ununterbrochen im Überschwemmungsgebiet der Kakadu-Region (links der Blick vom Ubirr-Felsen). Viele Stämme unterscheiden sechs verschiedene Jahreszeiten, darunter Gudjewg, »Monsun-Zeit«, und Banggerreng, »Zeit der Wirf-sie-um-Stürme«. Besonders in den feuchten Monaten sind die Ureinwohner darauf angewiesen, dass ihr Feuer niemals erlischt





etwa die Kleidung überlebensnotwendig waren. Während die Menschen im eiszeitlichen Frankreich und Spanien auf kleinem Raum gefangen waren, hatten die Australier die Möglichkeit, einfach einen günstigeren Ort aufzusuchen.

Allen Knappheiten und Katastrophen, die agrarische Gesellschaften in den Ruin getrieben hätten, konnten sie einfach ausweichen. Während andere Völker aus Not ihre Zuflucht in Ackerbau und Viehzucht gesucht hätten, so Flood, sei das Jagen und Sammeln gut 60 000 Jahre lang der perfekte Lebensstil für Australiens Klima geblieben.

Doch ist der Busch auch für genügsame Menschen kein Schlaraffenland. Zwar gibt es Gegenden im tropischen Norden, in der die Natur so großzügig ihre Segnungen verteilt, dass wenige Stunden am Tag genügen, den Lebensunterhalt zu erarbeiten. In den kargen Buschregionen Westaustraliens aber wendet eine Frau durchschnittlich sieben Stunden am Tag für das Sammeln und Zubereiten der Nahrung auf.

Und es ist wohl eine romantische Projektion späterer Generationen, dass die frühen Australier das Land nur durchstreift haben, ohne es zu verän-

dern: Wie die Vorfahren der Traumzeit haben die Menschen die Erde geformt.

Ihre Feuer etwa haben Bäume und Sträucher dezimiert. Sie haben das nahrungsarme Dickicht des Regenwalds gelichtet, haben Platz für essbare Farne und Beerensträucher geschaffen, Lebensraum für Wallabys, Possums, Nasenbeutel, Mäuse und Vögel.

Immer wieder setzen die Nomaden die Savanne in Brand, um Raum für die Wanderungen zu schaffen und Schlangen zu vertreiben; um mit der Asche den Boden zu düngen und auf den verbrannten Flächen Gras sprießen zu lassen, das Pflanzenfresser anzieht.

Sie legen Brandschneisen, um unkontrollierte Feuer zu verhüten – und Beute aus ihren Verstecken zu scheuchen: Dann kratzen die Frauen mit Grabstöcken die fetten Warane aus ihren versengten Höhlen, zerren die Tiere an den Schwänzen ans Licht und brechen ihnen mit einem Griff die Hälse.

Auch das Feuer ist ja ein Geschenk aus der Traumzeit: Einst gehörte es der Wasserratte Koorambin und dem Dorsch Pandawinda. Als die beiden eines Tages Muscheln darin garten, entdeckte der Fischadler den Rauch und schlug voll Neid seine Flügel. Der Wind ließ das Feuer gewaltig aufbrausen und die Wälder zerstören, die damals den Kontinent

bedeckten: Zurück blieb die Savanne – und das Feuer, das sich die Menschen jetzt nutzbar machen konnten.

Tatsächlich hat das Feuer das Gesicht des Landes verändert. Womöglich hat es auch die riesigen Tiere, die keine Furcht vor den Menschen kannten, vor die Speere der Jäger getrieben. Kurz nach der Ankunft der Migranten starb jedenfalls die Megafauna aus – noch ehe der Klimawandel die Seen austrocknete.

„Die Ureinwohner waren die Fleischfresser Nummer eins auf dem Kontinent“, wird der Zoologe Tim Flannery resümieren. „Durch den Gebrauch des Feuers waren sie auch die größten Pflanzenfresser – ihr Feuer hat mehr Vegetation verzehrt als jede pflanzenfressende Art.“ Flannery wird die gesamte australische Vegetation als ein riesiges Artefakt der Ureinwohner bezeichnen – „geformt, um seinen Bewohnern in der nachhaltigsten Form maximale Nahrung und Bequemlichkeit zu bieten“.

Diese Übereinstimmung von Umwelt und Bedürfnissen hat offenbar die Geschichte überflüssig gemacht. Und was heißt schon Geschichte, wenn es keine Zeit gibt und keine Reiche, die einander bekriegen, keine Territorien, die man



Die Menschen vom Stamm der Yuat wurden einst in der Traumzeit jedes Jahr von einem anderen Stamm angegriffen und zum Kampf gezwungen. Sie schlugen die Feinde immer zurück, und für jeden Gefallenen wuchs ein Stein aus dem Sand (Pinnacle Desert, Western Australia). In der Wirklichkeit kommt es immer wieder vor, dass verfeindete Clans einander Frauen und Mädchen rauben oder sie als Versöhnungs-geschenk anbieten

erwerben kann – und keine Pharaonen, Generäle oder Hohepriester?

„Die Eingeborenen sind sich alle gleichgestellt“, wird zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein Missionar staunen: „Es gibt weder Wohlgeborene noch Untertanen, weder Arme noch Reiche, weder Herren noch Knechte, weder Arbeitgeber noch Arbeitnehmer, weder Bürger noch Proletarier, weder Edle noch Leibeigene, weder Mächtige noch Schwache. Alle sind Krieger, Jäger und Könige.“

Denn in einer Kultur, die keine Götter kennt, gibt es auch keine Häuptlinge: Zwar gibt es Weise, welche die Geheimnisse kennen. Doch die können allenfalls Respekt fordern – keine Macht.

So, könnte man sagen, gab es für Geschichte einfach keinen Grund. Denn das Wissen ist ewig – es unterwirft sich nicht der Zeit. Wie das Internet, in dem alle Fakten nebeneinander wohnen, ohne lineare Ordnung, Hierarchie oder Chronologie, ist die Traumzeit ein riesiger *hypertext*, der kein Vorher und Nachher kennt.

Keine Schrift gibt es, die das Wissen aufbewahrt und weitergibt an die fol-

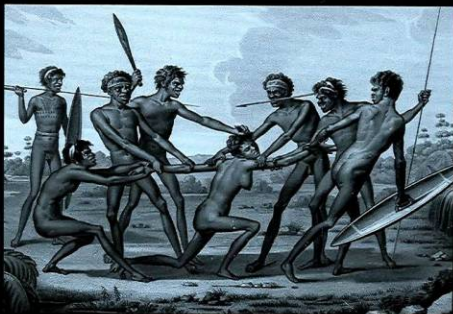
genden Generationen. Es wohnt in Erzählungen, die weiter in die Vergangenheit reichen als jeder schriftliche Bericht: Noch heute werden Geschichten weitergegeben, die den Wasseranstieg am Ende der Eiszeit vor rund 10 000 Jahren beschreiben – keine Aufzeichnung reicht so weit zurück. Die Erzählungen gehören Menschen, so wie einem ein Speer gehört: Und nur die Besitzer sind befugt, sie zu erzählen – und beauftragt, sie für die Nachwelt zu bewahren.

Denn es ist das Geheimnis, welches das Gesetz vor dem Verfall schützt, vor der Veränderung, vor der Kontamina-

tion mit der Umwelt. Es gibt Kulte und Orte, die für Männer verboten sind – und solche, die bei Strafe nicht von Frauen angesehen werden dürfen.

Und so bleiben auch die Kata-Tjuta-Berge, die „Vielen Köpfe“, deren 36 Kuppeln 30 Kilometer westlich vom Uluru aus der Wüste quellen, das Geheimnis der Väter und Söhne.

Schon von den Tälern aus erscheinen die Rundlinge wie ein Mysterium. Sie neigen sich gegeneinander wie Zähne



in einem schiefen Gebiss. Ihre Häute sehen weich aus wie roter Schnee; erst aus der Nähe enthüllen sie ihre splittrige Oberfläche.

Zwischen ihren Wänden singt der Wind, ballt sich und stöhnt, als würde er festgehalten. Und bei Sonnenuntergang stehen die Kuppeln vor dem glühenden Himmel wie die Silhouette einer orientalischen Moscheenstadt.

An diesen Kuppeln halten die Männer ihre Initiationen und Begräbniszeremonien ab. Frauen, Jünglingen, Fremden ist das Besteigen verboten. Und so ist auch die Schöpfungsgeschichte der „Vielen Köpfe“ Männersache – und wird deshalb gründlich beschwiegen.

Denn das Schweigen, das Verstecken ist die unvermeidliche Kehrseite der Information. Es schützt auch jene Kultgegenstände, die nur ausgewählte Augen sehen dürfen. Die Fadenkreuze etwa, die bei geheimen Zeremonien als Kopfschmuck getragen werden. Die Schwirrhölzer, deren geisterhaftes Brummen Unbefugte vertreiben soll. Die „Seelenhölzer“ und „Seelensteine“, jene länglich-ovalen, reich gravierten Scheiben, die, wie jeder weiß, nicht von Menschen-

hand gemacht sind und in denen die Kraft der Tjukurpa, der Traumzeit, wohnt. Die Quarzklingen der Jäger im Norden, die die Energie der Schöpferahnen enthalten – und die nach der Jagd in Teebaumrinde gehüllt werden, um Frauen und Uneingeweihte nicht der gefährlichen Kraft des Tabus auszusetzen.

Es ist ein strenges Gesetz, mit dem die Schöpferwesen das Wissen geschützt haben. Schwere Strafen wie Tod oder Verbannung stehen auf den Verrat religiöser Geheimnisse, die Entweihung heiliger Orte oder die Verletzung der Heiratsregeln. Eine Frau, die die alten Gebräuche durchbricht, kann zur Vergewaltigung freigegeben werden; Männer müssen den Speeren ihrer Geschlechtsgenossen trotzen – und haben Glück, wenn sie nur ein Bein verlieren.

Wer das Gesetz besonders rüde verletzt, wird nach der Exekution nicht einmal begraben, sondern Dingos zum Fraß vorgeworfen. Und wer es versäumt, das Gesetz notfalls mit Gewalt zu schützen, spürt dessen Rache mitunter selbst.

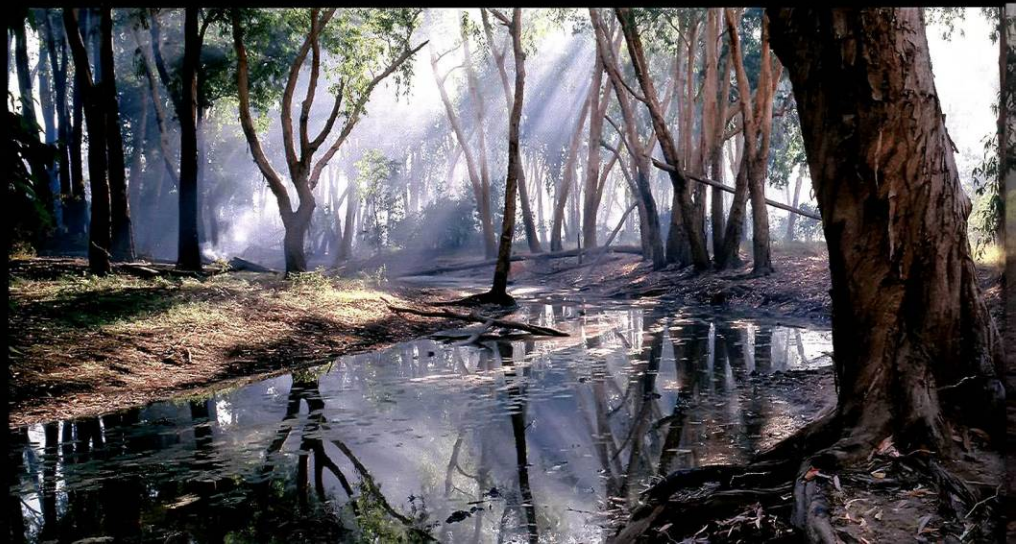
Schrittweise wächst der Mensch in dieses Gesetz hinein. Acht Etappen

können nötig sein, oft im Abstand von mehreren Jahren, bis ein Kind zum Wissenden wird. 30 bis 40 Jahre braucht es, das Wissen zu erwerben: Erst dann ist der Mensch wirklich erwachsen.

Mit der Pubertät beginnt die Zeit der Initiationen. Die Mädchen werden von Frauen in die Geheimnisse der Weiblichkeit eingeführt: An der Südwestküste etwa setzt man sie, die Arme mit Possumhäuten eingeschnürt, tagelang in einen Baum und reinigt sie mit Rauch.

Anschließend legen sie einen Rock aus Emufedern an, den sie bis zu ihrer Hochzeit tragen. Man reibt sie mit Holzkohle ein, tupft ihnen weiße Flecken auf Leib und Gesicht. Dann stehen sie auf einem Holzschest am Lagerfeuer, einen Ast mit zwei Graskuchen in der Hand, während junge Männer sie umtanzen, mit Zweigen bewerfen und geloben, sie bis zur Hochzeit zu beschützen.

Die Jungen werden von Männern aus der Frauenwelt ihrer Kindheit gerissen. Mancherorts greifen die Frauen dann zu Speeren, als wollten sie den Abschied verhindern – doch die Männer packen die Novizen und entführen sie an einen heiligen Ort.

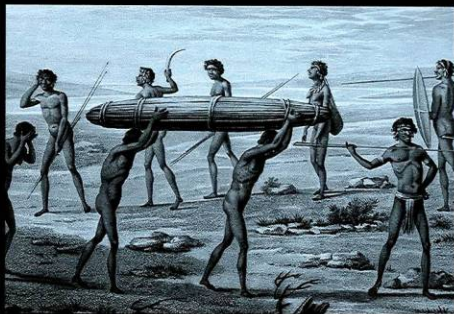


Dort erzählt man ihnen von der Traumzeit. Man bemalt ihre Köpfe mit weißem Lehm zum Zeichen der Trauer, wirft sie dem Himmel entgegen und fängt sie wieder auf – denn der Junge muss sterben, damit der Mann geboren werden kann. Schwirrhölzer röhren in der Ferne wie Ungeheuer, die den Einzuweihenden verschlingen und wieder ausspucken wollen.

Man zapft ihnen Blut ab, mit dem die Männer die Körper ihrer Kameraden bemalen. In der Dämmerung müssen sie auf die Jagd gehen, um die Beute den Alten zu Füßen zu legen. Und immer wieder müssen sie warten, mit vor Hunger schmerzenden Mägen, in Furcht vor den Vätern, die keine Fragen dulden; vor den heiligen Dingen, deren Macht unerträglich ist; vor einem neuen Befehl.

Später gehen sie auf Wanderschaft, kampieren fernab der Gemeinschaft im Busch, lernen die Eigenheiten der Tiere und wie man sie mit Speeren, Bumerang und Fallen zur Strecke bringt. Sie lernen heilige Orte kennen, üben sich in Geheim- und Zeichensprachen, um okkultes Wissen heimlich austauschen zu können. Und mit jeder Initiation dringen sie tiefer vor in die Tjukurpa, die einem Macht gibt über sich selbst.

TANZEN FÜR DIE TOTEN



Aborigines kennen keine steinernen Grabmäler. Stattdessen vollführen sie Rituale – manchmal wochenlang (oben). Die sollen den Geist des Verstorbenen sicher zu seiner spirituellen Heimat geleiten – durch ein Wasserloch, über eine Insel, durch einen Flusslauf (links Catfish Creek, Northern Territory). Doch niemand glaubt, das er nach dem Tod für seine Taten belohnt oder bestraft wird





Und weil diese Macht so kostbar ist, wird sie mit Schmerzen erkaufte: mit abgeschnittenen Fingern; mit Wunden, die ein Steinmesser in Brust, Bauch, Arme und Schultern ritzt; mit Brandmalen, die den Körper versengen und durch Einreiben mit Asche zu wulstigen Narben schwellen; mit ausgeschlagenen Schneidezähnen und durchbohrten Nasen, durch die man anschließend den Knochenschmuck zieht. Mit der Beschneidung, die unbarmherzig ihren Gang nimmt, während erfahrene Männer den Gequälten festhalten und trösten, oder mit den rituellen Entjungferungen, welche die Mädchen erdulden.

Mit jedem Schmerz altert der Mensch – und wird zugleich jünger: Jedes Stück Wissen nähert ihn ja dem Ursprung an. Jener Traumzeit, die geschehen, aber längst nicht vergangen ist.

Denn in der Tjukurpa wurde das Gesetz gegeben. Und so ist das Gesetz ewig, wie es die Jahreszyklen sind oder die Brunftperioden der Tiere. Es ist immun gegen die Taten der Menschen. Und wo es verletzt wird, droht Unheil. Sind Dürren und Überschwemmungen die Folge, versiegende Fruchtbarkeit von Tier, Pflanze und Mensch.

Die Tjukurpa sagt, wie die Menschen miteinander umgehen sollen und mit der Natur. Sie ordnet das Verhalten zwischen Mann und Frau, Eltern und Kindern, Vertrauten und Fremden. Sie regelt Gebietsansprüche, Heiratsregeln und Jagdverbote, die Verteilung der Beute. Bestimmt Termine, Orte und Gerätschaften für Riten und Zeremonien, gibt an, an welchen Plätzen die Eingeweihen sich zu versammeln und welche die Uneingeweihen zu meiden haben.

Selbst die Abstammungslinien der Menschen reichen nicht zurück in die Tiefe der Zeit, sondern verlieren sich im endlosen Raum der Tjukurpa. Die Erinnerung an die leiblichen Vorfahren verblasst schnell: Wer gestorben ist, dessen Name wird nicht mehr erwähnt – ähnlich klingende Worte werden dann eine Zeitlang durch Äquivalente aus Nachbarsprachen ersetzt. Die Orte, an denen der Dahingegangene gelebt hat, werden gemieden, ausgeräuchert, sein Besitz verbrannt: Der Tote verschwindet. Die wirklichen Ahnen aber, immer anwesend und tätig, bleiben die Wesen der Traumzeit.

Denn das „Träumen“ – ohnehin nur ein anderes Wort für Wissen – ist mächtiger als alle Biologie. Die Beziehungen,

die zählen, sind von der Tjukurpa gestiftet. Und keine ist stärker als die, welche das Wort „Totem“ bezeichnet – sie ist enger als die zwischen Eltern und Kind. Das Totem ist Schützer und Helfer, Partner in allen Lebenslagen.

Alles, was außerhalb des Menschen existiert, kann zum Totem werden. Es kann ein Blitz sein oder ein Stern, ein Eukalyptusblatt oder ein Brechanfall nach einer unbehaglichen Mahlzeit.

Es kann ein Kind mit dem Ort verbinden, an dem es seine Nabelschnur verlor, oder mit einem Traumzeit-Wesen, in dem die alten Männer es wiedererkannt haben. Bei der Initiation kann es weitere Totems erwerben und schließlich zehn oder 15 Totems auf sich vereinen.

Ein Totem ist tabu. Wenn das eigene Totem ein Tier ist, darf man es nicht jagen; den Menschen, der dem gleichen Totem angehört, darf man nicht heiraten. Wer einem Bild seines Totems begegnet, spürt die Furcht, die jede Konfrontation mit dem Heiligen bedeutet. Und jeder Mensch nimmt den Charakter des Totems an, in das er hineingeboren wird.

Eine Geburt ist ja kein Zufall: Die ungeborenen Kinder nehmen ihre Menschwerdung selbst in die Hand. Als beweg-



Uluru, den die Briten später Ayers Rock nennen werden, spielt in vielen Geschichten aus der Traumzeit eine wichtige Rolle. Manche Clans verbinden dessen südliche Seite mit dem Kampf zwischen den Giftschlangen- und den Pythonmännern, die nach ihrem Tod zu Felsen versteinerten. In dieser Welt dagegen werden tote Aborigines oft in heiligen Zeremonien verbrannt

liche Lebenskeime, von den Schöpferwesen in der Welt hinterlassen, lauern sie an Quellen, Wasserlöchern und Seen. Sie warten an Felsen, die mit Bildern der Regenbogenschlange bemalt sind, auf Zweigen, unter denen die zukünftigen Mütter spazieren gehen, oder im Schatten von Bäumen.

Auch hier ist die Biologie überwunden: Der Geschlechtsakt hat für die Entstehung eines Menschen so gut wie keine Bedeutung. Wichtiger ist die Botschaft, die den Eltern den Geburtswunsch eines Geistkinds ankündigt – eine plötzliche Windböe, ein Skorpion auf dem Weg, der Traum von einer wasserreichen, fruchtbaren Gegend. Dieses Zeichen kann dann zum Totem des Kleinen werden.

So nah ist das Totem, dass der Mensch es sein „Fleisch“ nennt oder seine „Haut“, dass es ihn zum Känguru-Mann macht oder zum Spross des Regen-Ahnen. Dass es ihn mit anderen Trägern seines Totems verbindet, die viele Kilometer entfernt wohnen.

Die Wirkungsstätten eines Totem-Ahnen sind so durch „Traumpfade“ verbunden, die das Land durchziehen und ein Netz von Zugehörigkeiten schaffen. Und nicht das Blut ist es also, das ein

Kind mit seinen Mitmenschen verbindet, sondern die Tjukurpa – die Information aus uralter Zeit.

Uluru, der Felsen im Herzen des Kontinents, ist ein Knotenpunkt solcher unsichtbaren Pfade, die den Spuren der Schöpferwesen folgen: Weil die Mala, die Hasenkänguru-Menschen, auf der Flucht vor dem rächenden Dingo vom Uluru einst nach Ulkiya gelangten, sind die Eigentümer von Uluru und Ulkiya noch heute Geschwister.

Und selbst die Menschen von Kikingkura, die den Höllenhund über die Mala entsandten, verknüpft ein besonderes



Band mit den früheren Feinden: Sie betrachten einander als Schwäger. Und manchmal geben sie ihnen sogar ihre Frauen zur Heirat.

Das macht die Familienverhältnisse im Clan nicht einfacher. Ohnehin sind die Verwandtschaftsregeln von einer Komplexität, die fast nur noch mit mathematischen Formeln zu fassen ist.

Es gibt Gruppen, in denen die Brüder der Mütter als Onkel gelten, aber nicht die Brüder der Väter. Es gibt andere, in

denen die Kinder alle Schwestern der Mutter ebenfalls Mutter nennen und Frauen die Gatten ihrer Schwestern ebenfalls ihren Mann. Das Mädchen, das dem jungen Mann bei seiner Initiation zugeführt wird, ist meist nicht seine Gattin, sondern seine künftige Schwiegermutter – oft muss er noch jahrzehntelang warten, bis die Frau eine Tochter geboren hat. Und um diese Ehe auch nicht zu gefährden, meiden Schwiegersöhne und Schwiegermütter jeden Kontakt: Will einer der anderen Essen reichen, müssen Dritte als Boten fungieren.

Doch das ist das Gesetz der Tjukurpa: Manchmal sieht es aus, als überfrachte sie die Welt geradezu mit Sinn. Als habe sie selbst die Sprache nur zu dem Zweck gestiftet, die Kommunikation zu verwirren: Zwischen 200 und 300 Sprachen gibt es; einige Forscher werden sogar 650 zählen – bei einer Bevölkerung von 300 000 bis 900 000 Menschen.

Manche Idiome sind so verschieden wie Deutsch und Französisch. Sie haben Grammatiken, die in ihrer Komplexität dem Griechischen oder Lateinischen nicht nachstehen. Einige kennen gleich vier Geschlechter: weiblich, männlich,

sächlich – und essbar. Dennoch ist kaum ein Volk polyglotter als die Australier.

Viele sprechen drei oder vier Sprachen und verstehen noch einige mehr. Kinder, deren Eltern unterschiedliche Idiome benutzen, lernen erst die Muttersprache, um einige Jahre später in die Vatersprache überzuwechseln.

Treffen sich Menschen, die einander nicht verstehen, können sie auf ein Vokabular von Handzeichen ausweichen, das mehrere Hundert Wörter umfasst.

Zudem gibt es Sondersprachen, die nur junge Männer während ihrer Initiationszeit benutzen. Es gibt solche, die nur Mütter während der Mannwerdung ihrer Söhne sprechen, bisweilen drei Jahre lang. Und es gibt Worte, die nur eingeweihte Männer oder Frauen beherrschen – die Sprache der Lieder.

Denn die Lieder sind mächtig: Singen heißt Handeln. Auch die Wesen der Tjukurpa haben die Welt ins *Leben* gesungen, heißt es. Sie haben ihre Lieder an die Menschen vererbt, damit die sein können wie sie. Und manchmal singen sie den Menschen die Lieder noch in deren Träumen vor.

Wenn die Landschaft ein Buch ist, so sind die Lieder deren Übersetzung. Und die Wege, die sie beschreiben, können sich über Hunderte Kilometer erstrecken und mehrere Sprachgebiete durchziehen.

Noch die kleinste Wasserstelle verzeichnen sie mit akribischer Sorgfalt: Es sind gesungene Landkarten, von den Wissenden an die Nachgeborenen weitergereicht, von Generation zu Generation.

An diesen klingenden Navigationssystemen orientieren sich die Männer, wenn sie die Jünglinge ihrer Gruppe auf die ersten großen Wanderungen führen.

Denn bei seiner Initiation werden dem Mann die Lieder gegeben. Oft sind sie mehr als 100 Strophen lang – eine von ihnen zu vergessen oder in der falschen Abfolge zu singen, ist ein Verbrechen, das mit schweren Prügeln bestraft werden kann.

Doch wer das richtige Lied am richtigen Ort in der richtigen Weise anstimmt, tritt in die Traumzeit ein. Gesang ist Wirkung: Lieder heilen Kranke, erleichtern Geburten und bringen Regen. Sie führen dem Liebenden die begehrte Frau zu oder töten Feinde.



Musik ist ja kein Vergnügungsprogramm – sondern vor allem Arbeit, die getan werden muss, Arbeit an der Tjukurpa. Und so vollzieht sie sich in äußerster Nüchternheit. Keine Melodie-Instrumente, allenfalls Rhythmen begleiten den Vortrag: das Klatschen auf Händen und Schenkeln; der trockene Schall der Klanghölzer; das Klacken zusammengesetzter Bumerangs; das Stampfen der Füße im dröhnenden Sand; im Norden auch noch das Brummen der Didgeridoos, der von Termiten ausgehöhlten Eukalyptusstämme.

So sehr dient der künstlerische Ausdruck als reines Kommunikationsmittel, dass es in den Sprachen der Australier für „Kunst“ kein Wort gibt.

Auch der Tanz ist nicht Körperlust, sondern Code: Schon die Bemalung der Körper in der vorgeschriebenen Weise nimmt oft mehr Zeit in Anspruch als die Aufführung selbst. Die genau platzierten Kreise, Punkte und Linien aus rotem und gelbem Ocker, aus weißem Pfeifenton, Holzkohle oder gemahlenden schwarzen Steinen, auf einer Grundierung aus Tierfett aufgetragen, machen die Körper zum Text.

Dann lassen die Tänzer die Hände flattern, schreiten stakend umher, um

DER WEG DURCH DAS WASSER



Die Aborigines des Northern Territory glauben, dass die Geister ihrer Toten durch Wasser reisen müssen (links die Jim Jim Falls, Kakadu Nationalpark). Auf dem gefährlichen Weg bedrohen Wasservögel und Schildkröten sie. Die Verstorbenen werden zunächst aufgebahrt, bis das Fleisch verwest ist. Dann füllen die Trauernden die Knochen in dekorierte, hohle Baumstämme, die an Fische erinnern (oben)



einen Raubvogel zu beschwören, hüpfen den Sprüngen des Kängurus hinterher, legen die Rechte auf den Rücken und spitzen die Linke vor dem Gesicht, um den Charakter des Emus zu treffen.

Auch die Malerei dient weniger dem ästhetischen Genuss als der Information. Am Nordende des Kontinents, an den Alligator-Flüssen, hat sich ein ganzes Museum dieser gemalten Lektionen angesammelt: Hier teilen auf kleinstem Raum rund 5000 Bilder ihre Botschaft mit – es wird sogar vermutet, dass es an die 15000 sein müssen.

Jede Höhle, jeder Vorsprung, jedes Loch, das vor Regen schützen kann, ist hier mit Bedeutung gefüllt.

Der lachsfarbene Fels, dessen untere Hälfte Anbangang heißt und dessen obere Burrenunj, ragt wie ein Hochhaus über die Baumwipfel. Felsspalten schichten ihn in Etagen; graue Kaskaden aus Wasserflecken schraffieren seine Fassade. Über seinem Rücken ballt sich eine Gewitterwolke. Oberhalb der Vegetation trommelt Tropfwasser von Felskanten.

Mehr als 20000 Jahre lang haben Menschen in diesen Höhlen Schutz vor den Monsunregen gesucht. Es sind wahre Historienbücher, die hier den Stein bedecken: Sie erzählen die Geschichte von dem Blitz-Mann und seinen Kindern, den Alyurr-Heuschrecken, die einst den Menschen hier Sprache und Gesetz gegeben haben. Sie erzählen von Namondjok, der mit seiner Schwester schlief und dafür in ein Krokodil verwandelt wurde, und vom Geist Nabalwinbulwinj, der Frauen mit einer Yamswurzel erschlägt, um sie zu verzehren.

Ihre Farbkraft leuchtet in Erdtönen: Röteln, Limonit, Pfeifenton, Holzkohle. Und Blut.

Denn so teuer ist das Wissen, dass es kaum ein Ritual gibt, bei dem die Essenz des Lebens nicht vergessen wird. Schon

bei der Vorbereitung einer Zeremonie werden die Akteure zur Ader gelassen, wird das Blut in einer Schale gesammelt. Mit getrocknetem Blut werden Federn und Grassamen an die Leiber geklebt. Männer vergießen Blut an Orten, die einem Jagdtier geweiht sind, besprühen einander damit oder lassen es in eine Kuhle fließen, die eine Gebärmutter darstellt – in Erinnerung an jene mythischen Schwestern, die einst mit ihrem Menstruationsblut den Teich der Regenbogenschlange gerötet haben.

Schließlich ist ja jedes Ritual eine Feier des Wissens selbst; die Weitergabe jener Vergangenheit, die niemals vergeht. Mit einer Akribie, die an Wissenschaft grenzt, stellen die Lebenden die Taten der Schöpferahnen dar – und tauchen zugleich ein in die Traumzeit, die noch immer währt.

Wenn etwa das Volk der Yolngu an der Nordostküste im Ritual die Taten des großen Djanggawul nachlebt, der einst mit seinen beiden Schwestern Bildjiwuraru und Miralaidj über das Meer kam und den Kontinent bevölkerte – dann läuft die Geschichte noch einmal von Neuem ab.

Es ist wie damals: Djanggawuls Kanu versteint zu einem Felsen am Strand. An der Stelle, wo er den Wanderstab in die Erde rammt, entspringt eine Quelle; der Stab selbst wächst zu einem Kasuarinenbaum heran.

Die drei Geschwister wandern weiter, Orte und Tiere benennend, heilige Gegenstände, Zeremonien, Gesänge und zahllose Kinder hinterlassend. Als Djanggawul über eine Kriechpflanze stolpert, rammt er seinen Stab in den Morast, und das Wasser steigt auf, überschwemmt das ganze Gebiet.

Schließlich entwenden einige ihrer Söhne den Schwestern die heiligen Dinge, die den Frauen gehören, ihre Wahrzeichen und Zeremonien. Doch großmütig vergeben die Bestohlenen ihren Kindern. Sie haben ja noch ihre Gebärmütter – eine Macht, die ihnen kein Mann jemals nehmen kann.

Vor dem Ritual knüpfen die Frauen der Yolngu lange, gefiederte Schnüre,

damit die Männer sie ihnen stehlen können – so wie einst die Söhne die heiligen Gegenstände stahlen. Die Männer bemalen die heiligen Rangga-Stangen neu, welche die Ahnen einst mit sich führten und die jetzt in Wasserlöchern und im Überschlamm aufbewahrt werden. Auf dem Festplatz bauen sie eine Hütte, die den Schoß der Schwestern symbolisiert. Dann beginnt der Tanz.

Die ersten Tänze und Gesänge ahmen die Brandung nach und das Meeressausen, das die Fahrt der Djanggawul über den Ozean umtost hat. Beschwörungen rufen die Kraft der Ahnen in die Körper der Tänzer. Wochenlang dauern die Tänze, lassen aufleben, was die Ahnen auf der Ur-Reise sahen: den Waran, den Sittich, das Quellwasser. Die Frauen versammeln sich um einen Baum, den der Anführer der Zeremonie besteigt, von ihrem Reigen umzingelt.

Schließlich tanzen die Männer, gefolgt von Frauen und Kindern, zum Strand. Sie springen ins Meer wie einst Djanggawul und seine Schwestern, als sie in ihre Heimat jenseits des Wassers zurückkehrten. Und am Ende kauen alle das heilige Fladenbrot aus Palmfarnnüssen, das die Frauen gebacken haben, und werden eins in der Verkörperung der Schöpfungswesen.

Sie ahnen nicht, dass eines Tages Eindringlinge kommen werden, die nicht mehr zurückgehen. Menschen, die den Dingen, Pflanzen und Tieren neue Namen geben und Gegenstände über das Land streuen, die niemand je zuvor gesehen hat. Die ihre Brote statt mit Palmfarnsamen aus Weizen und Roggen backen. Deren Rangga-Stangen aus Eisen sind und Feuer spucken.

Doch auch diesen Eindringlingen wird es nicht gelingen, die Erinnerung an die Regenbogenschlange zu verdrängen, an Djanggawul und seine Schwestern. Jene Erinnerung, die Gegenwart ist. □

Literatur: Corinna Erckenbrecht, „Traumzeit“, Herder: kenntnisreiche Einführung in die Mythologie der australischen Ureinwohner. Ronald M. und Catherine H. Berndt, „The Speaking Land“, Inner Traditions: die Entstehungsgeschichte des Fünftens Kontinents aus der Sicht seiner ersten Bewohner. DVD: „10 Kanus, 150 Speere und 3 Frauen“, Alamode Film: Regisseur Rolf de Heer erzählt in der Aborigine-Sprache Ganalbingu und mit wunderbaren Bildern ein Abenteuer aus mythischer Vorzeit.

Jörg-Uwe Albig, 49, Autor in Berlin, ist für GEOEPOCH zwei Wochen durch Australien gereist. Der Australier Mark Lang, 65, hat drei Jahre lang mit einem Ältesten der Aborigines heilige Orte im Kakadu Nationalpark besucht. Wissenschaftliche Beratung: Dr. Corinna Erckenbrecht, Köln.



Dieses Land hätte einen Ferien-Nobelpreis verdient: Schweden.

In dieser Ausgabe

Stockholm

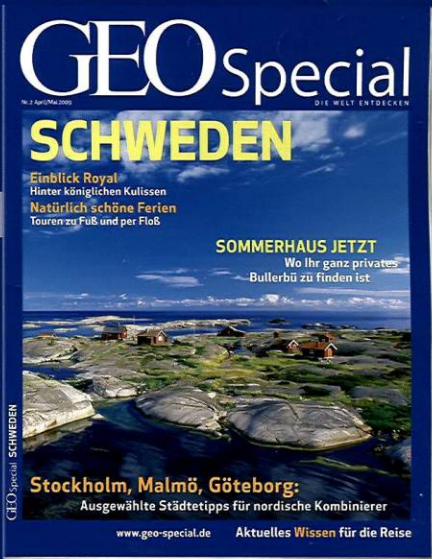
Insel für Insel die Stadt entdecken.

Sommerhäuser

Urlaub in der eigenen Villa Kunterbunt.

Floßfahrten

Sich einfach treiben lassen.



Die rätselhafte KÜSTE

In Europa vermutet man seit Jahrhunderten, dass es tief im Süden einen Kontinent gibt, und träumt von seinen Schätzen und von Fabelwesen. Kapitän Willem Janszoon aber sucht nicht danach: Er will im Frühjahr 1606 Neuguineas Küste kartographieren, vielleicht Gewürze finden und Kontakte mit Einheimischen knüpfen. Doch ohne es zu merken, passiert der Niederländer eine Wasserstraße. Und entdeckt Australien

VON GESA GOTTSCHALK



Größer als Afrika soll das Südland sein – und so reich wie Amerika



Vorsichtig führt Kapitän Willem Janszoon im Frühjahr 1606 sein Schiff durch die flache Arafurasee im östlichen Indischen Ozean. Bantam, einen niederländischen Handelsposten auf Java, hat die „Duyfken“ schon mehr als 4000 Kilometer hinter sich gelassen. Im Auftrag der dortigen Kaufleute soll Janszoon die Küste Neuguineas erkunden und Gold finden. Oder Gewürze.

Ein riskantes Unterfangen: Als er Wochen zuvor versucht hat, im Süden der Insel zu landen, haben Ureinwohner acht Männer getötet – fast die Hälfte seiner Besatzung.

Und nun durchbrechen an Backbord weiße Flecken das Blau der See zwischen dem Schiff und der Küste. Am Tag könnte man sie für Schaum halten, bei Nacht für reflektiertes Mondlicht. Doch es sind Riffe dicht unter der Oberfläche: Läuft die „Duyfken“ dort auf, ist sie verloren.

Deshalb hält Janszoon weiter strikt Kurs gen Süden. Die Küste Neuguineas (genauer: einer vorgelagerten Insel) kann er bald nicht mehr sehen, da sie sich hier nach Osten zurückzieht.

Nach etwa einem Tag gibt er den Befehl, Kurs Südost anzulegen, wohl in der Hoffnung, so wieder auf die Küste zu stoßen. Und tatsächlich mehren sich kurz darauf die Zeichen, dass die „Duyfken“ erneut auf Land zusteuert: Das Meer wird milchig-blau, Seeschwalben und Tölpel stoßen in die Wellen und fliegen abends fort – in die Richtung, in die der Bugspriet zeigt.

Janszoon spürt, wie Ebbe und Flut an seinem Schiff zerren, er bemerkt, wie die Gegenströmung im flacheren Wasser stärker wird. Längst hat er einen Mann in den Masttopp geschickt, um nach Untiefen Ausschau zu halten.

Denn Janszoon und seine Männer durchfahren Gewässer, die noch kein Europäer gesehen hat. Jedenfalls niemand, der Aufzeichnungen darüber hin-

terlassen hätte. In keiner Karte sind die Riffe dieser Region markiert.

Willem Janszoon ist Mitte 30, ein erfahrener Kapitän. Noch nie hat unter ihm eine Mannschaft gemeutert, haben sich Offiziere über ihn beschwert. Bewusst ist er in der Regenzeit aufgebrochen: In den Wintermonaten drohen in diesen Breiten zwar tropische Stürme, doch hat er damit auch den Nordwestwind im Rücken. Und bislang hat Janszoon sein Schiff unbeschadet durch die seichte Arafurasee gesteuert.

Nur knapp 20 Meter lang ist die „Duyfken“ – das „Täubchen“. Sie gehört damit zu den kleinsten Schiffen in der niederländischen Ostindienflotte. Der Dreimaster trägt acht Geschütze an Bord, zwei aus Bronze, sechs aus Eisen. Auf der Reling sind zusätzlich zwei kleine drehbare Kanonen befestigt.

Mit ihrem bauchigen Rumpf und dem hohen Heck gleicht sie anderen, größeren niederländischen Ostindienfahrern: stabilen Schiffen, dafür gemacht, auch schwere Stürme zu überstehen.

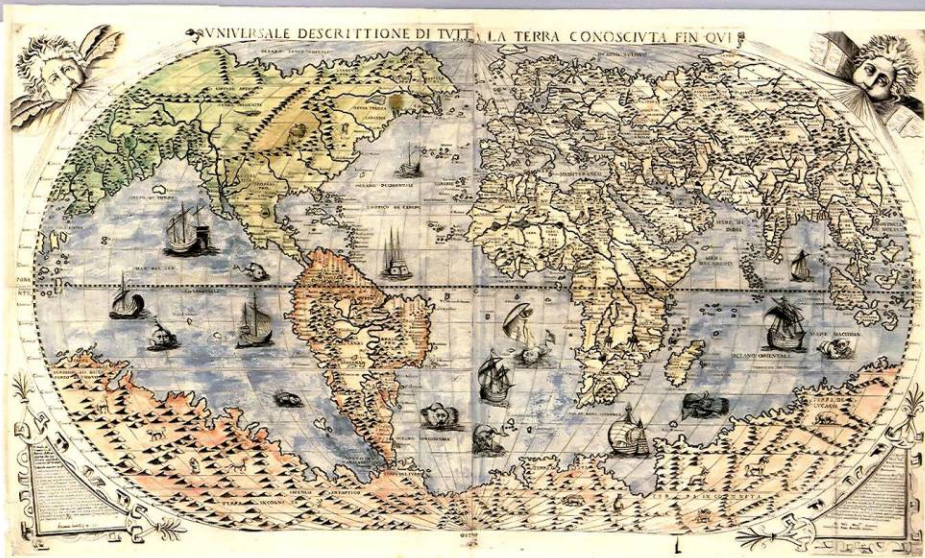
Aber das „Täubchen“ ist weniger – und schneller: Auf einer früheren Fahrt ist sie zwei Monate vor dem Rest der Flotte im Hafen eingelaufen. Und mit kaum mehr als zwei Meter Tiefgang ist sie besonders geeignet für Entdeckungsfahrten in unbekannte Gewässer.

Plötzlich entdeckt der Ausguck knapp über dem Horizont weißen Sand und Bäume. Janszoon bringt das Schiff so nah wie möglich an den Strand heran und lässt den Anker werfen. Am Ufer erkennt er Sträucher und die Mündung eines Flusses. Er tauft ihn „Rivier met het Bosch“; „Fluss mit dem Busch“.

Die Männer sind angespannt. Ein Fluss, das bedeutet frisches Wasser. Doch sie fürchten Angriffe von Ureinwohnern. Denn sie wännen sich noch immer an der Küste Neuguineas, dem Schauplatz der letzten Attacke.

In Wahrheit jedoch setzt Janszoon in jenem Frühjahr 1606 seinen Fuß auf den Strand einer Halbinsel an der Nordspitze Australiens.

Generationen von Seefahrern haben die Geschichten von einem Südland in diesen Breiten gehört – und von seinen Schätzen geträumt. Eine Landmasse, größer als alle bisher entdeckten Konti-



nente, so erzählen sie es sich in den Häfen, schwer von Gold wie die Indianer-reiche Mittel- und Südamerikas.

Und tatsächlich: Willem Janszoon betritt einen neuen, gewaltigen Erdteil. Aber davon ahnt der vermutlich erste Europäer auf dem Fünften Kontinent nichts. Denn wenig unterscheidet diesen Landstrich von den anderen, die er auf seiner Fahrt besucht hat. Und nichts deutet auf jene sagenhaften Reichtümer, die der Südkontinent bergen soll.

Bereits in der Antike glauben griechische Geographen, dass es auf der anderen Hälfte des Globus eine riesige Landmasse geben müsse: ein Gegengewicht zu den bekannten Kontinenten Europa, Afrika und Asien.

Die Entdeckung Amerikas befeuert die Suche nach einem fünften Kontinent auf der Südhalbkugel. Im 16. Jahrhundert zeichnen Kartographen das geheimnisvolle Land einfach in den noch unerforschten Teil des Globus ein und nennen es „Terra Australis Incognita“.

Dieses „unbekannte Südländ“ bedeckt den Pol, reicht auf manchen Karten bis an den Äquator, schmale Wasser-

straßen trennen es von Afrika und Südamerika. Fabelwesen schmücken den mythenbeladenen Kontinent, Paradiesvögel und Drachen. „Maletur“ und „Lucach“ werden imaginäre Regionen jenes Kontinents getauft – übernommen aus dem fantastischen Reisebericht des Venezianers Marco Polo. Und mit dessen Behauptungen füllen die Kartographen die große Leere, preisen einen Erdteil, den doch noch niemand gesehen hat: ein „goldreiches Land“ und „voll mit Gewürzen“.

Um derartige Kostbarkeiten konkurrieren vor allem zwei europäische Nationen: Spanien und Portugal. Die Portugiesen haben sich den Seeweg nach Ostindien erschlossen, um die Muslime zu umgehen, die den Gewürzhandel über die Seidenstraße beherrschen. Die Spanier erreichen von Südamerika aus die Philippinen.

Mit Pfeffer, Zimt, Muskat, Muskatblüte oder Gewürznelken verfeinern die Reichen der Alten Welt ihre Speisen. Pfeffer und Zimt können die Kaufleute in Indien erwerben, andere Aromen aber wachsen nur auf den „Gewürzinseln“ im Indonesischen Archipel.

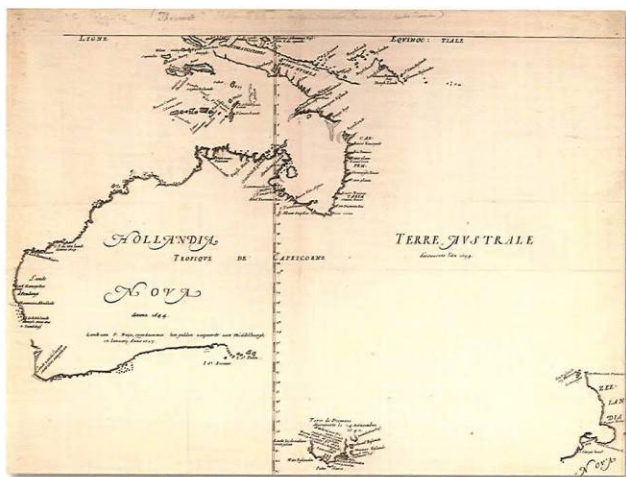
Bis zum Ende des 16. Jahrhunderts begnügen sich die Niederländer mit dem

Kartographen wie der Venezianer Fernando Bertelli sind sicher: Auf der Südhalbkugel muss es noch einen riesigen Kontinent geben. Und weil ihn noch niemand entdeckt hat, erfindet Bertelli 1565 seine Umriss und bevölkert ihn mit Fabelwesen

Handel zwischen Portugal und Nord-europa. Erst ein Krieg mit Spanien zwingt sie nach Übersee: Als die Krone Portugals an Spanien fällt, schließt der Feind Lissabon für niederländische Schiffe und schneidet die Kontore in Amsterdam vom lukrativen Gewürzhandel ab. 1595 rüsten niederländische Kaufleute eine erste Expedition nach Ostindien aus, vier Schiffe erreichen Java, unter ihnen auch die „Duyfken“.

Kapitäne dreier Seemächte kreuzen fortan im Indonesischen Archipel. Sie bewegen sich in unmittelbarer Nachbarschaft des Fünften Kontinents. Und so überrascht am meisten, wie lange sie den Erdteil nicht entdecken.

Einige Karten lassen sich so deuten, als hätten die Portugiesen Teile der australischen Küste bereits im 16. Jahrhundert gekannt. Ihre Zeichner können



aber schlicht gut geraten haben – nicht unwahrscheinlich in Zeiten, da Kartographen unbekannte Regionen der Erde großzügig mit Fantasieländern füllen.

Falls Portugiesen oder Spanier tatsächlich in Australien gelandet oder gestrandet sind, ist ihr Aufenthalt ohne Spuren, ohne Folgen geblieben. Erst die Niederländer werden unumstößliche Beweise hinterlassen.

1602 schließen sich mehrere Handelsgemeinschaften zur „Vereenigden Oost-Indischen Compagnie“ zusammen, die bald zur mächtigsten Gesellschaft im Gewürzhandel aufsteigt.

An ihrer Spitze stehen die *Heren XVII*: 17 auf Lebenszeit eingesetzte Direktoren in Amsterdam. Vor Ort regeln zunächst Admiräle von ihren Flaggschiffen aus den Handel, dann regiert ein Generalgouverneur über die Handelsstützpunkte in Ostindien. Nach jeder Reise geben die Kapitäne ihre Logbücher und Karten bei der Handelsvereinigung ab.

Die Kompanie darf eigene Soldaten anwerben und anderen Nationen in Übersee den Krieg erklären. Und ihre Direktoren machen sich schnell und rücksichtslos daran, den Einfluss der Niederlande in Ostindien auszuweiten.

Innerhalb weniger Jahre erobern ihre Kommandanten portugiesische Forts

und Häfen, bringen einheimische Herrscher mit Gewalt oder Verhandlungsgeschick auf ihre Seite, überfallen spanische Schiffe und Siedlungen auf den Philippinen. 1605 hat sich die Gesellschaft bereits so im Indonesischen Archipel etabliert, dass die Direktoren nach neuen Handelspartnern suchen lassen.

Die „Duyfken“ wird für eine Expedition ausgerüstet, um „das weite Land Nova Guineas und andere östliche und südliche Länder“ zu erkunden.

Unter Willem Janszoons Befehl verlässt der Dreimaster im November 1605 Java mit Kurs Neuguinea. Seine Fahrt lässt sich rekonstruieren: durch die Kopie einer von Janszoons Karten, durch Aufzeichnungen und Aufträge anderer Seefahrer – und durch die mündliche Überlieferung einer schicksalhaften Begegnung.

Gut möglich, dass Janszoons Instruktionen jenen ähneln, mit denen die Kompanie 17 Jahre später einen Kapitän in die gleiche Region schickt:

„Sie müssen alle Kaps, Vorgebirge, Buchten, Landmassen, Inseln, Felsen, Riffe, Sandbänke, Tiefen, Untiefen, Winde, Strömungen entdecken und vermessen. Außerdem werden Sie an verschiedenen Stellen an Land gehen und die Küste unablässig untersuchen, um her-

Neuguinea im Norden, Neu-Holland im Westen, Van Diemens Land im Süden und das spätere Neuseeland im Osten: 1644 wissen die Europäer immer noch nicht, wie das alles zusammenhängt (französische Landkarte)

auszufinden, ob das Land bewohnt ist, die Art der Leute, ihre Städte und Dörfer, die Aufteilung ihrer Königreiche, ihre Religion und Politik, ihre Kriege, ihre Flüsse, die Form ihrer Schiffe, vor allem aber, um sich darüber zu informieren, welche Mineralien wie Gold, Silber, Zinn, Eisen, Blei und Kupfer, welche Edelsteine, Perlen, Tiere und Früchte diese Länder hervorbringen.“

Ein solcher Auftrag ist bindend. Kapitäne, die ihre Befehle ignorieren oder versagen, riskieren ihren Posten, ihre Karriere, ihr Vermögen und manchmal sogar die Freiheit. Wer auf ein Riff läuft, kann nach der Rettung im Kerker landen. Erfolgreiche Entdecker dagegen erhalten extra Monatsgehälter – vom Kapitän bis zum einfachen Seemann.

In den unbekannten Gestaden, am „Fluss mit dem Busch“ findet Willem Janszoon nichts als Sand, Sträucher und immergrüne Kasuarinenbäume, die Koniferen ähneln und weder Gewürze noch schmackhafte Früchte hervorbringen.

Er segelt weiter die Küste entlang Richtung Süden. Doch auch in der nächsten Bucht stößt er nur auf Schwärme kleiner Insekten. „Vliegende Bucht“, trägt Janszoon in seine Karte ein.

Die „Duyfken“ setzt ihre Reise fort. Das bestimmt Janszoon aber nicht allein: Auf jedem Schiff der Kompanie vertritt ein Offizier die Interessen der Handelsgesellschaft: der *opperkoopman*. An Bord der „Duyfken“ hat Jan Lodewijkszoon van Rosengyn diesen Rang inne. Er darf den Kapitän in allem überstimmen, was kaufmännische Interessen berührt – auch in der Frage, ob man eine Suche nach neuen Schätzen abbricht und zurücksegelt.

Immer wieder schickt der Kapitän seine Beiboote zur Küste. Nach den Monaten auf See braucht er dringend Proviant. Und unter Wasser bohren sich Schiffswürmer durch die Planken. Wenn Janszoon noch etwas von Wert finden will, muss es schnell geschehen.

Rund 180 Kilometer südlich des „Flusses mit dem Busch“ gehen seine Leute wieder einmal an Land.

Und spätestens hier treffen die Niederländer auf Aborigines, Halbnomaden vom Volk der Wik.

Was jetzt geschieht, ist nur in der mündlichen Tradition der Ureinwohner überliefert – über Jahrhunderte hinweg und in unterschiedlichen Versionen.

„Eines Tages kamen die ersten sechs weißen Männer in dieses Land“, wird eine Aborigine 1978 einem Forscher erzählen. „Sie nahmen eine junge Frau mit über den Fluss. Ihr Mann sagte: ‚Lasst sie gehen.‘ Die weißen Männer wollten sie nicht gehen lassen. Der Ehemann zog den weißen Mann in den Fluss und erwürgte ihn.“

Andere Überlieferungen sprechen von mehreren Frauen, die geraubt werden, oder von einem Streit um eine Musquete.

Rächen sich die Niederländer? Erschießen sie gar die schlafenden Bewohner eines ganzen Lagers? Die Geschichten der Aborigines widersprechen sich

und sind vielleicht auch von späteren Begegnungen mit Weißen beeinflusst.

Janszoon ankert lange genug, um den Küstenverlauf so weit zu kartieren, wie ein Mann von der Mastspitze in Richtung Süden blicken kann. Dann gibt er Befehl zur Umkehr. Auf seiner Karte nennt er den Ort, an dem seine Mannschaft angegriffen wurde, „Cabo Keerweer“, Kap Kehrtwende.

Die „Duyfken“ segelt zurück zum „Fluss mit dem Busch“, dann weiter nordwärts in Sichtweite des Ufers.

Rund 320 Kilometer australische Küste hat Janszoon am Ende vermessen. Immer weiter nach Norden tastet er sich an Untiefen, Korallenriffen und Inseln entlang. Bis er wieder die bekannte Küste Neuguineas erreicht. Jetzt setzt er westlichen Kurs in Richtung Banda-Inseln, auf denen es eine niederländische Garnison gibt. Im April 1606 läuft die „Duyfken“ dort ein.

Auf der Karte, die Janszoon abliefern, unterbricht eine Lücke die Tintenlinie des Uferverlaufs. Er hat die entdeckte Küste zwar „Nova Guinea“ genannt. Doch ganz sicher scheint er sich nicht zu sein: Ist sie mit dem bereits bekannten Neuguinea verbunden? Sind die Riffe, durch die er sich auf der Rückfahrt tasten musste, einer Bucht vorgelagert, die er nicht sehen kann?

Oder einer Wasserstraße?

Wenige Monate nach Janszoons Rückkehr wird ein Spanier auf der Suche nach der Terra Australis Incognita die Route des Niederländers kreuzen. Er kommt aus Südamerika – von jenseits der scheinbar unüberwindbaren Untiefen, an denen entlang sich die „Duyfken“ nach Norden getastet hat.

Kapitän Luis Váez de Torres passiert als erster Europäer jene Meerenge, die Neuguinea von Australien trennt und später nach ihm benannt werden wird.

Die Torres Strait ist schwer zu navigieren, voller Inselchen, Sandbänke und Riffe. Der Spanier kommt glücklich hindurch. Torres sieht wohl die Nordspitze des australischen Kontinents. Aber er hält das Land für eine weitere Insel und nimmt Kurs auf Manila.

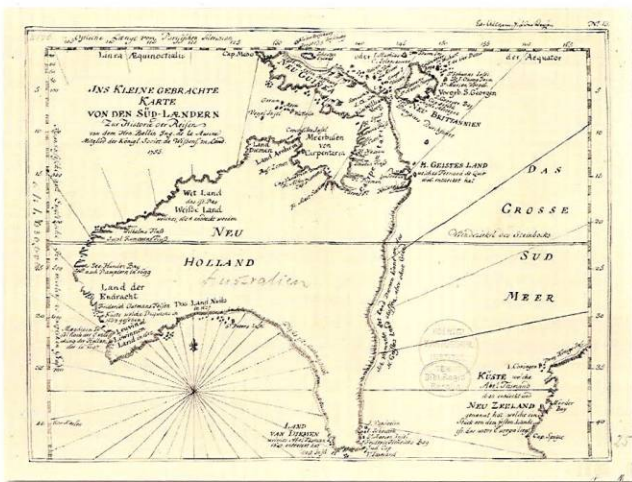
Eine Woche später berichtet er König Philipp III. von dieser Route. Doch ebenso wie die anderen Seefahrernationen hüten die Spanier ihre Erkenntnisse. Kartographen drohen Strafen, wenn sie ihr Wissen verraten.

Torres' gefährlicher Weg wird deshalb streng geheim gehalten. Und bald vergessen.

Auch die Niederländer schicken vorerst keine weiteren Schiffe Richtung „Nova Guinea“. Janszoons Bericht muss ernüchternd gewesen sein. Niemand ahnt, dass tatsächlich ein fünfter Kontinent entdeckt worden ist.

Nachdem folgen die niederländischen Schiffe einer quälend langen Route nach Java und zu den Gewürzinseln: Vom Kap der Guten Hoffnung aus fahren sie die Ostküste Afrikas entlang, an Madagaskar vorbei, und wenden sich dann gen Osten. Doch

Resolut beantwortet der Franzose Bellin 1753 die offenen Fragen für sich: Von Süd nach Nord zieht er eine imaginäre Ostküste und verbindet Neu-Holland mit Neuguinea (hier eine deutsche Kopie seiner Karte). Dass der Spanier Luis Váez de Torres schon 1606 zwischen den beiden Landmassen hindurchgesegelt ist, weiß niemand



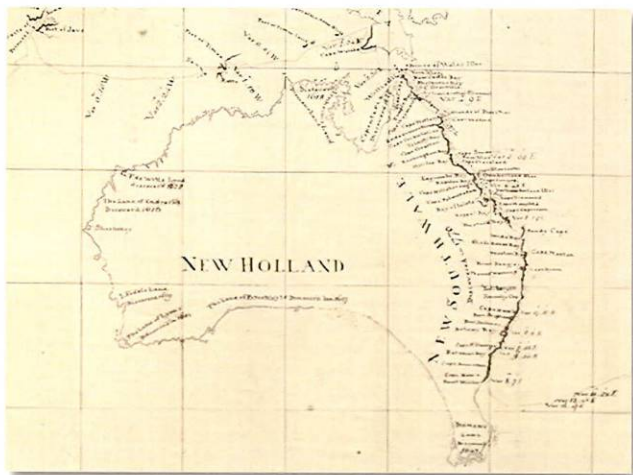
James Cook erkundet 1770 als erster Europäer den Osten Neu-Hollands. Er kartographiert die Küste (rechts) und nimmt sie für London in Besitz. 164 Jahre nach Torres entdeckt er noch einmal die Wasserstraße zwischen Australien und Neuguinea. Der Süden des Kontinents aber bleibt weiterhin unerforscht

die vorherrschenden Ostwinde zwingen die Kapitäne dazu, in Richtung Ostindien zu kreuzen. Fast ein Jahr dauert die Reise.

Dann aber entdeckt der Niederländer Hendrik Brouwer um 1610 die „Brüllenden Vierziger“: starke, konstante Westwinde südlich des Kaps der Guten Hoffnung zwischen dem 40. und 50. Breitengrad. Brouwer segelt vor dem Wind im tiefen Süden direkt nach Osten, ehe er nach Norden abdreht und zum niederländischen Stützpunkt nahe dem heutigen Jakarta gelangt.

Das ist eine gewaltige Strecke auf dem offenen Ozean, doch dank der günstigen Winde von Vorteil: Nicht einmal sechs Monate dauert die Fahrt von Afrika nach Ostindien.

Und so machen die 17 Herren Brouwers Route 1616 zur Pflicht für ihre Kapitäne. Ihre Instruktionen lauten: „Wenn die Schiffe die Westwinde gefunden haben, sollen sie mindes-



tens 1000 Meilen lang einen östlichen Kurs beibehalten, bevor sie nach Norden fahren.“

Mindestens 1000 niederländische Meilen – das sind mehr als 7000 Kilometer. Ohne es zu ahnen, setzen die Direktoren die niederländischen Schiffe auf einen Kurs, der direkt zur australischen Westküste führt.

Am 25. Oktober 1616 landet Kapitän Dirck Hartog unverhofft mit der „Eendracht“ auf Australiens westlichster Insel. Hartog lässt seinen Namen, den des Schiffes und des Opperkoopmans sowie das Datum in einen flach geklopften Zinnteller eingravieren, an einen Pfahl nageln und in den Boden rammen. Dann segelt er weiter nach Bantam.

Während die Zeichner der Vereinigten Ost-Indischen Compagnie ihren Karten den Namen „Eendrachtsland“ hinzufügen, treffen die Kauffahrer nun immer wieder auf Land. „Am 31. Juli

1618“, berichtet Willem Janszoon nach Amsterdam, „haben wir eine Insel entdeckt und sind darauf gelandet, wo wir menschliche Fußspuren fanden.“

Als erster Europäer betritt Janszoon damit – ohne es zu wissen – zwei Regionen Australiens. Er verbindet die „Insel“ (in Wirklichkeit die Halbinsel North West Cape) nicht mit dem Tausende Kilometer weiter östlich liegenden „Nova Guinea“, dessen Küste er zwölf Jahre zuvor kartiert hat.



Willem Janszoon folgt 1606 der Küste Neuguineas, ehe ihn Riffe auf die offene See zwingen. Als er wieder auf Land trifft, sieht er darin immer noch die Insel – tatsächlich aber erreicht er Australien. Da er dort weder Gewürze noch Gold findet, kehrt er um

Die 17 Herren hoffen, auf der Brouwer-Route das Südland zu entdecken. Gleichzeitig planen sie erneut eine Expedition Richtung Neuguinea. Die „Pera“ folgt 1623 einer ähnlichen Route wie die „Duyfken“. Auch ihr Kapitän segelt an der Torres Strait vorbei; auch er empfiehlt die Aborigines nicht als Handelspartner: „Sie sind vollkommen unvertraut mit Gold, Silber, Zinn, Eisen, Blei und Kupfer und wissen auch nichts über Muskat, Nelken und Pfeffer.“

An so einem Land haben die Kaufleute kein Interesse. Doch Unglücksfälle führen zu weiteren Erkenntnissen: Schiffbrüche wie jener der „Batavia“.

Der Dreimaster läuft 1629 etwa 60 Kilometer vor der australischen Westküste

auf ein Riff. Die meisten der mehr als 300 Männer, Frauen und Kinder an Bord überleben das Unglück. Kapitän und Opperkoopman lassen die Schiffbrüchigen auf kleinen Inseln zurück, um mit dem Beiboot Trinkwasser zu suchen.

Doch die unwirtliche Küste des Festlands bietet nur Kliffs und hohe Brandung. Der Mannschaft in dem kleinen Boot bleibt allein das offene Meer, in einem Monat segeln sie bis nach Java.

Auf den Inseln beginnen der ranghöchste Offizier und ihm ergebene Männer unterdessen, die Überlebenden zu foltern, zu vergewaltigen und zu töten. Als drei Monate später das Rettungsschiff eintrifft, haben sie 125 Menschen ermordet. Die meisten Täter werden sofort hingerichtet, andere auf der Rückfahrt kielgeholet oder ausgesetzt.

In Europa kursieren bald Geschichten über die „Batavia“ und die karge, gefährliche Küste, an der Männer zu Monstern werden. Das goldreiche Südländ hat man sich anders vorgestellt.

Bis 1641 erringen die Niederländer das Handelsmonopol über die Gewürze in Ostindien. Die Profite sind gewaltig, und erst jetzt nehmen sie die Suche nach neuen Märkten wieder auf. 1642 senden sie den Kapitän Abel Tasman auf große Fahrt. Er soll die Ausdehnung der neu entdeckten Küstenregionen erforschen.

Tasman jedoch schlägt einen so großen Bogen um den Fünften Kontinent, dass er nur auf eine Küste im äußersten Süden trifft. Er nennt sie „Van Diemen's Land“, nach dem Generalgouverneur der Kompanie in Ostindien. Dann segelt er weiter und trifft auf Neuseeland.

Immerhin hat er dabei eines entdeckt: Die neuen Gebiete lassen sich im Süden umfahren. Sie gleichen also nicht dem sagenhaften Südkontinent, den Geographen ja über die gesamte Polregion gezeichnet hatten.

Und so nennen die Kartographen der Kompanie jene erstmals in ihren wahren Dimensionen zu ahnende Landmasse nicht Terra Australis, sondern „Hollandia Nova“, Neu-Holland.

Von der Torres Strait wissen sie noch immer nichts, auch nicht, dass Van Diemen's Land (später Tasmanien) eine Insel ist. Sie haben allerdings schon bald ein recht genaues Bild von der Nordküste Australiens, sie kennen die gesamte Westküste und einen Teil der Südküste.

Die Frage, was hinter der Lücke liegt, die Willem Janszoon auf seiner Karte gelassen hat, beantwortet erst 1770 der Brite James Cook. Mit dem Geheimauftrag, die Terra Australis Incognita zu finden, die nun irgendwo im Südpazifik vermutet wird, verlässt er Plymouth.

Er selbst glaubt nicht an das große Land im Süden. Und tatsächlich findet er nur zwei schmale Inseln: Neuseeland.

Doch Cook reizt eine andere Entdeckung. Er segelt weiter nach Westen und betritt im April 1770 als erster Europäer die Ostküste Australiens, nennt sie New South Wales und beansprucht sie für seinen König Georg III.

Er entdeckt das Great Barrier Reef und durchsegelt die Torres Strait. Damit steht fest: Neuguinea und Australien sind nicht verbunden. Rohstoffe oder Gewürze aber findet auch Cook nicht.

Und so hat die britische Krone bald nur eine Verwendung für ihren neuen Besitz: als Sträflingskolonie.

*

Willem Janszoon fährt nach seiner Expedition mit der „Duyfken“ in verschiedenen Funktionen zwischen Europa und Ostindien, kämpft gegen Spanier und Engländer. Die 17 Herren befördern ihn zum Kommandeur, dann zum Admiral. Er wird Gouverneur der Banda-Inseln.

Erst 1629, mit 60 Jahren, kehrt Janszoon von den Gewürzinseln in seine niederländische Heimat zurück. Er stirbt dort, das genaue Jahr ist nicht überliefert, als erfolgreicher Mann – ohne zu wissen, dass er einen neuen Kontinent entdeckt hat.

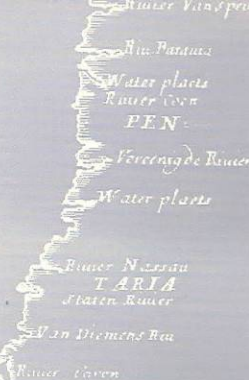
Doch noch heute erinnert ein Küstenabschnitt an der Nordspitze Australiens an die Reise des Willem Janszoon und jenen Ort, an dem er sich im Jahr 1606 zur Umkehr entschloss.

Sein Name: Cape Keer-weer. □

Die Hamburger Journalistin Gesa Gottschalk, 28, schreibt regelmäßig für GEOEPOCHE.

Literatur: Miriam Estensen, „Discovery. The Quest for the Great South Land“, Conway Maritime Press; klare, unterhaltsame Geschichte der langsamen Entdeckung Australiens von Janszoon bis Cook. Internet: www.duyfken.com; Homepage über den Nachbau der „Duyfken“.

Ein Rätsel bleibt der Süden des Fünften Kontinents



Am 26. Januar 1788 hissen britische Soldaten in der Bucht von Sydney an der ostaustralischen Küste den Union Jack. Ein Akt, der Großbritanniens Besitzanspruch demonstrieren soll. Vor allem aber markiert er die Gründung der ersten weißen Niederlassung auf dem Fünften Kontinent: einer Strafkolonie.



DIE INSEL DER

Großbritannien will seine Verbrecher
loswerden und verfrachtet sie deshalb im ausgehenden
18. Jahrhundert ans Ende der Welt. 1788 landeten gut
700 Häftlinge und deren Bewacher nach abenteuerlicher
Fahrt in Australien. Die Sträflingskolonie, die sie
in der fernen Wildnis gründen, geht durch Gewalt, Elend
und Hunger fast unter – und ist doch der Kern,
aus dem ein neuer Staat entstehen wird



VERDAMMTEN

Dies ist die Geschichte einer Kolonisierung, wie es sie nie zuvor gegeben hat und seither nie wieder. Es ist die Geschichte einiger Hundert Sträflinge und ihrer Bewacher, die oft ihren Geburtsort nie für mehr als zehn Kilometer verlassen haben, bis sie von ihrer Regierung auf eine 24 000 Kilometer weite Reise geschickt werden.

Sie handelt von Männern, Frauen, Kindern, die am Rande einer Wildnis stranden, vom Rest der Welt vergessen. Von halbwüchsigen Dieben und rebellischen Huren, von heimwehkranken Soldaten – und von einem braven Kapitän, der zum Visionär wird.

Von Monaten in elenden Schiffen, von Stürmen und unerträglicher Hitze, von Skorbut und Meuterei, vom Schrecken der neuschwänzigen Katze und vom Ende am Galgen. Von Hunger, Verrat und verzweifelter Flucht, von Tieren wie aus einem fantastischen Märchen und rätselhaften dunklen Menschen. Und von einem trügerisch schönen, tödlich gefährlichen Land.

Es ist die Geschichte einer Sträflingskolonie, ohne die es keinen Staat gegeben hätte; einer Insel der Verlorenen, aus der eine Nation erwächst. Es ist die Geschichte der Gründung Australiens.

Sie beginnt 1784 in Großbritannien. Seine Majestät herrscht über ein Kolonialreich, das sich von Nordamerika bis Indien erstreckt, das größte des Zeitalters. In Textilfabriken, Eisenhütten, Bergwerken kündigt sich die neue Epoche der Industrialisierung an. Zehn Millionen Menschen leben auf der Insel; allein in London, der größten Stadt Europas, wohnen Ende des 18. Jahrhunderts etwa 960 000 Menschen.

Die Macht des Königs ist beschnitten, wichtige Entscheidungen fällen Regierung und Parlament. Geschworenen-gerichte sprechen Recht, Zeitungen bringen Informationen unter das Volk.

Großbritannien ist die modernste Nation der Welt – aber genau deshalb



Arthur Phillip (1738–1814) erhält im Oktober 1786 den Auftrag, den ersten Gefangenekonvoi nach Australien anzuführen. Später soll er die zu gründende Kolonie New South Wales als Gouverneur verwalten

hat es Probleme, die in dieser Intensität kein anderes Land plagten.

Londons East End ist ein gigantischer Slum. Hier leben die armen Arbeiter der neuen Industrien und die verelendenden Handwerker traditioneller Gewerbe. Metallarbeiter, denen bleihaltige Dämpfe den Körper vergiften; Perückenmacher, denen Puder die Lungen verklebt; Handlanger in Sägewerken, die durch Holzstaub erblinden. Kinder in Waisenhäusern, die als Sechsjährige in Manufakturen geschickt werden.

Gin ist die Droge der Armen – ein aus Getreide gebrannter Schnaps, verführerisch billig: „Drunk for a penny, dead drunk for two pence“, geht ein Sprichwort, und niemand weiß, wie viele sich jedes Jahr um den Verstand trinken.

Vielen ist nicht einmal im Tod Würde vergönnt. In den *poor's holes*, den „Armenlöchern“ von London, etwa bei der Kirche St. James's, legt man die Toten ab, denen niemand ein Begräbnis bezahlen kann. Gruben, in denen, mitten in der Weltstadt, die Gebeine verrotten.

Oft bleibt nur ein Weg aus dem Elend: das Verbrechen.

Mord und Diebstahl, Prostitution und Hehlerei, Geldfälschung und Betrug in den Städten; Viehdiebstahl, Brandstiftung, Wilderei auf dem Land; Schmuggel an der Küste.

Ein Autor wird 1797 schätzen, dass allein in London 115 000 Menschen vom Verbrechen leben, jeder achte Einwohner. Aber das ist nichts weiter als eine Vermutung, Statistiken führt niemand.

Vielleicht ist es gerade diese Unwissenheit, die bei Beamten und Händlern, Offizieren und Gelehrten, Farmern und Ladenbesitzern Furcht erzeugt wie nirgendwo sonst bei Europas Eliten.

In Briefen, Tagebüchern, in Pamphleten und Büchern der führenden Schichten werden die Armen immer wieder als *criminal class* bezeichnet, als eigene Klasse: Verbrechen als Geburtsmerkmal und Lebenszweck.

Eine unkorrigierbare und gefährliche Masse. Ein Feind im Inneren.

Die Ursachen des Verbrechens lassen sich nicht beseitigen, der Verbrecher lässt sich nicht bessern, ja in gewisser Hinsicht nicht einmal bestrafen – er muss beseitigt werden, entfernt aus der ehrbaren Gesellschaft.

Die Mittel dazu sind nicht Gefängnisse, von denen es 1784 nur wenige gibt, kaum mehr als ein paar schaurige, noch aus dem Mittelalter stammende Kerker. Die Mittel sind vielmehr der Galgen – und die Verbannung.

Die Deportation nach Übersee wird 1597 eingeführt. Seit 1611 treten Sträflinge die Reise nach Nordamerika an, als Zwangsarbeiter auf Plantagen: Urkundenfälscher, Räuber, Vergewaltiger, Falschmünzer, Landstreicher.

Fast jedes Verbrechen kann einem die Deportation einbringen – oder den Galgen: Eine Mutter, die ihr Kind getötet hat, wird genauso nach Übersee verschifft wie ein Landarbeiter, der eine Strohmiete anzündet.

Ja selbst das „Erscheinen auf einer Landstraße mit schmutzigem Gesicht“ (weil man so für einen maskierten Räuber gehalten werden könnte) ist ein Vergehen, für das mancher seine Heimat niemals wieder sieht.

Doch 1775 beginnt der Unabhängigkeitskrieg der amerikanischen Kolonien: Die Krone muss 1783 die Existenz

der neu gegründeten USA anerkennen – und verliert damit auch das riesige Gefängnis, das Nordamerika bis dahin war.

Wohin nun mit der Criminal Class?

Die Regierung improvisiert, ordnet eine kurzfristige Lösung an: Abgetakelte Kriegsschiffe ankern auf der Themse sowie in manchen Hafenstädten, und in die düsteren Unterdecks dieser entmasteten *hulks* ziehen Handwerker Gitter ein, zimmern Betten zusammen.

Und dann kommen Verurteilte auf die Hulks, Männer, Frauen, Kinder, oft ohne Trennung, die Jüngsten keine zehn Jahre alt, die Ältesten schon Greise.

Sie betreten eine Vorhölle: korrupte Wärter, die gegen Geld oder sexuelle Leistungen etwas weniger schwere Fußfesseln um die Gelenke schrauben; Schläger, die schwächere Mithäftlinge prügeln, vergewaltigen, ihrer Habe berauben; Läuse, Wanzen, Flöhe, feuchte Kälte im Winter, Schwüle im Sommer. Typhus und Ruhr. Jeder dritte Häftling erliegt Fieber oder Auszehrung.

Etwa 1000 Sträflinge schicken die Gerichte jährlich auf die Hulks. Bald ankern die erbärmlichen Geisterschiffe fast in Sichtweite von Westminster auf der Themse. Was, wenn Seuchen auf die Metropole überspringen? Oder wenn Häftlinge – die ja nur ein paar Kilo Eisen, einige morsche Planken und wenige Hundert Meter Wasser vom Gassenge-

wirr Londons trennen – einen Aufstand wagen, im Herzen der Hauptstadt?

Die Deportation, befindet die Regierung, muss wieder aufgenommen werden, gleichgültig wohin. Im August 1784 wird ein neues Verbannungsgesetz verabschiedet. Darin wird ein „Ort jenseits des Meeres“ als Ziel bestimmt. Doch welcher?

Thomas Townshend, Viscount Sydney, ist Innen- und Kolonialminister – also für die Behandlung der Verurteilten wie für die Suche nach einem Deportationsort verantwortlich. Er beruft ein Expertenkomitee.

Die Forscher und Seefahrer schlagen zunächst Orte in Afrika vor: Erst einen im tropischen Westen – doch der stellt sich als fieberverseucht heraus. Dann einen an der Südwestküste – bis jemand erfährt, dass es dort zu trocken ist. Schließlich fällt den Experten nur noch eine Gegend

Aneinandergekettet trotten Verurteilte auf ein Sträflingsschiff. Bis zum amerikanischen Unabhängigkeitskrieg 1775 deportieren die Briten Verbrecher in die Neue Welt. 1787 bricht die erste Häftlingsflotte nach Australien auf

ein – eine Region, die anderthalb Jahrzehnte zuvor zum bislang einzigen Mal ein Europäer betreten hat: Botany Bay, Australien.

Der Entdecker James Cook ist 1770 auf eine Küste gestoßen, hat eine Bucht entdeckt und dort geankert. Die Naturforscher unter seiner Besatzung „botanisierten“, nahmen also Pflanzenproben – daher der Name.

Cook zeichnete die Karte einer Bucht, schrieb von Bäumen, Tieren, gutem Boden und schwarzen Eingeborenen. Dann segelte er weiter die Küste entlang, bis zu deren nördlichstem

Punkt, Cape York. Dort pflanzte er am 21. August 1770 den Union Jack in den Boden – und erklärte die von ihm abgesegelte Küste als New South Wales zum Besitz Seiner Majestät.

Seither gehört diese nur oberflächlich erkundete Küste zum Empire. Wo genau die Grenzen dieser Besitzung verlaufen, wie die anderen Küsten des unbekannten Kontinents aussehen, wie das Hinterland beschaffen ist – niemand weiß es. Und niemand kümmert sich darum. Londons (ziemlich schwacher) rechtlicher Anspruch auf diesen Teil der Welt wird von keiner Macht angefochten.

1786 randalieren einige Häftlinge auf einer Hulk in der Themse, die Wächter schießen: acht Tote. Kündigt sich hier Schlimmeres an?

Viscount Sydney, immer stärker unter Druck, entscheidet sich nun für den einzigen Ort auf der Welt, von dem ihm seine Experten nicht abraten können, weil sie selbst zu wenig darüber wissen: Um „ansteckende Unzufriedenheit“ abzuwenden, wie er einem Kabinettskollegen schreibt, befiehlt er die Deportation von Sträflingen nach Botany Bay.

Einen Kontinent am anderen Ende der Welt mit Sträflingen zu besiedeln, einen Kontinent, dessen Umriss niemand kennt, dessen Inneres kein Europäer gesehen hat, an dessen Küsten seit Jahren kein Entdecker mehr entlangsegelt ist: Ist diese Order grenzenlos naiv oder abgründig zynisch?

Die Soldaten sind kaum disziplinierte als die Verbrecher





Vielleicht ist sie beides: Möglich, dass Viscount Sydney tatsächlich glaubt, dass sich einige Hundert Sträflinge auf den Antipoden als Siedler bewähren werden. Dass Verbrecher, in den Slums von London groß geworden, in der exotischen Wildnis zu Bauern heranreifen.

Ein Mitarbeiter seines Ministeriums jedenfalls rechnet aus, dass die Deportation das Schatzamt 29 300 Pfund kosten werde, dass im ersten Jahr 18 669 Pfund an Lebensmitteln und sonstigen Vorräten fällig seien, im dritten dann nur noch 7000 – und ab dem vierten Jahr werde sich die Kolonie selbst tragen.

Möglich aber auch, dass Viscount Sydney das Schicksal der Deportierten gleichgültig ist. Kein Beamter jedenfalls macht sich die Mühe, die Sträflinge nach Berufen auszuwählen. Eine Siedlung braucht ja Bauarbeiter, Zimmerleute, Bauern, Fischer, Schneider. Im Ministerium jedoch werden die Namen der zukünftigen Deportierten offenbar willkürlich ausgewählt.

Wer aber soll das Unternehmen führen? Es muss ein Mann sein, der zunächst als Seeoffizier eine Flotte mit Sträflingen um die halbe Welt bringen kann. Der dann in einer neuen Kolonie als Gouverneur den Aufbau leitet und viele Jahre lang seine Heimat nicht wiedersehen wird. Also ein guter Kapitän und pragmatischer Menschenführer – aber kein zu guter Kapitän, denn dann

Elf Segler bilden den ersten Konvoi nach Australien: zwei Kriegsschiffe, darunter die »HMS Sirius« (o.), und neun Frachter, die Proviant transportieren sowie – unter erbärmlichen Bedingungen – wohl 775 Sträflinge

müsste die Royal Navy seine Dienste anderweitig entbehren.

Ein Mitarbeiter des Kolonialamts geht die Listen der Halbpensionäre durch. Nach dem verlorenen Krieg in Nordamerika ist die Flotte verkleinert, sind viele Offiziere bei halber Heuer in den Ruhestand geschickt worden.

Der Funktionär entscheidet sich für Arthur Phillip, einen Kapitän mit eher unauffälliger Karriere. Phillip, als Sohn eines aus Frankfurt eingewanderten Sprachlehrers in London geboren, ist seit seiner Jugend bei der Royal Navy und hat in vielen Kriegen gefochten. Seine Ehe hielt nur wenige Jahre, er ist kinderlos.

In Friedenszeiten, als Halbpensionär, hat er eine Farm bewirtschaftet. Und sich einmal zum Dienst in der verbündeten portugiesischen Marine gemeldet. Sein Auftrag: 400 Häftlinge von Europa nach Brasilien zu transportieren.

Niemand weiß, weshalb Phillip ausgewählt wird. Mag sein, dass es diese

Kombination ist: ein Kapitän, der keine Familie zurücklässt, der bereits Gefangene transportiert hat und landwirtschaftliche Erfahrung mitbringt.

Marineminister Richard Howe dagegen stellt fest, dass „die geringen Kenntnisse, die ich von Kapitän Phillip habe, mich nicht dazu gebracht hätten, ihn für einen Dienst derart komplizierter Natur auszuwählen“. Doch offenbar hat er keinen besseren Kandidaten.

Und so wird der schmale, melanicholisch blickende Arthur Phillip am 12. Oktober 1786, einen Tag nach seinem 48. Geburtstag, zum Kapitän des Gefangenkonvois sowie zum Gouverneur der Kolonie New South Wales ernannt.

Phillip bekommt keine Dreidecker mit langen Reihen schwerer Kanonen und kathedralenhohen Segeln, sondern zwei kleine Kriegsschiffe, die „HMS Sirius“ und den nicht einmal 25 Meter langen Zweimaster „HMS Supply“.

Zum Transport der Gefangenen und der Vorräte fürs erste Jahr chartert die Navy zivile Schiffe. Agenten hängen in Kneipen am Londoner Hafen Anschläge auf: Zehn Schilling pro Tonne Lade-fähigkeit zahlt die Regierung im Monat, etwa acht Monate wird die Reise dauern.

Neun Frachter werden angemietet, keiner ist besonders groß; der längste Segler misst 35 Meter.

Für die Reeder ist es ein gutes Geschäft: In lichtlose Decks, die sonst Kohle oder andere Güter fassen, werden eiserne Gitter und Fußfesseln eingebaut, die Lukendeckel, die einzigen Zugänge nach oben, durch Bolzen und Beschläge verstärkt. Ist die menschliche Fracht abgeladen, sollen einige der Schiffe bis China segeln, Tee laden und so auch auf dem Rückweg Profite einfahren.

Selbst die Verpflegung der Sträflinge an Bord ist Sache der Reeder. Die Admiralität zahlt ihnen einen festen Betrag. Welch eine Chance zur Unterschlagung! Statt wie vereinbart ein Pfund Mehl pro Person und Woche laden einige Reeder ein halbes Pfund Reis, das ist billiger – und noch billiger wird es, wenn man auf Obst und Gemüse verzichtet.

Phillip weiß, dass es Mord wäre, die Deportierten auf einer so langen Fahrt schlecht zu versorgen. Und während sich die gecharterten Schiffe langsam

im Hafen von Portsmouth einfinden, schreibt der Kapitän einen Brief an seine Vorgesetzten. Er fürchte, dass er „die Hälfte meiner Soldaten und Sträflinge“ auf der Reise verlieren werde.

Mehr noch: Er verfasst Memoranden, erscheint persönlich bei der Admiralität, inspiziert die Schiffe, moniert, kritisiert, mahnt, beschwert sich – korrekt, furchtlos, deutlich, penetrant. Eine Plage für die Bürokraten, ein Ärgernis für die Admiräle, ein Fluch für die Reeder.

Vielleicht ahnt er, dass dieser Sträflingstransport, so gleichgültig angeordnet er zu sein scheint, die eine Chance seines Lebens auf Ruhm ist.

Und sicher treibt ihn Mitgefühl für die Gefangenen, wie es sonst kaum einer seiner Zeitgenossen verspürt. Möglicherweise ist dies das Erbe des Vaters, der als Emigrant einen weniger gnadenlosen Blick auf arme Mitbürger hat.

„Hauptendzweck der Strafgesetze“, so versteht es Phillip, sei es, „die Menge der Kapitalstrafen zu vermindern; Beschäftigungen einzuführen, und die Verbrecher dem Staate nützlich zu machen; ihrer moralischen Sittenverderb-

nis abzuwenden, den Fleiß unter ihnen zu befördern und sie in Zukunft gegen Verführungen, welche sie einmal verleitet haben, zu sichern“. Nutzen statt Rache, Besserung statt Klassenkrieg.

Und so erzwingt er nahrhafte Vorräte, sichert im bürokratischen Kleinkrieg die Heuer der unterbezahlten Matrosen auf den gecharterten Schiffen, lässt dringend benötigte Ausrüstungsgegenstände heranschaffen.

Nur auf die Auswahl der Menschen, die mit ihm ins Unbekannte reisen sollen, hat er keinen Einfluss. 212 Seesoldaten sind für das Unternehmen abkommandiert worden, als Wächter der Sträflinge und Schutztruppe der Kolonie. 28 nehmen ihre Frauen mit, manche auch die Kinder.

Es ist ein undisziplinierter Haufen, viele kaum weniger gewalttätig und

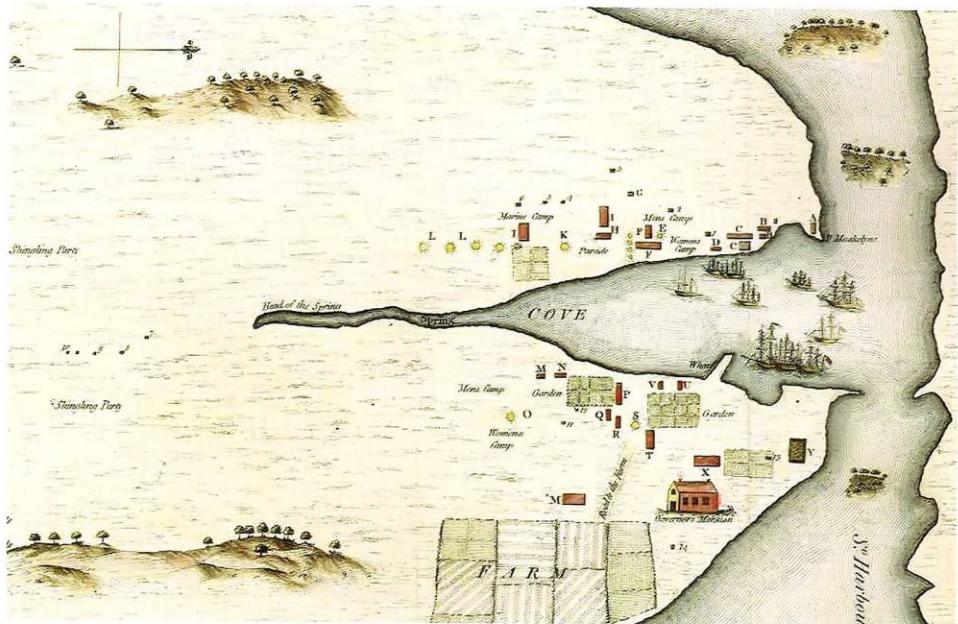
trunksüchtig als die Sträflinge, die ihnen anvertraut sind. Und ihre Quartiere unter Deck sind wenig besser als die der Verurteilten – „die schlechtesten, in denen je Soldaten Seiner Majestät entsandt worden sind“, wie Phillip in einem seiner vielen Beschwerdebriefe klagt.

Manche Offiziere sind wegen ihrer Verschlagenheit bei den Soldaten gefürchtet, andere gelten als unerfahren. So der junge Lieutenant Ralph Clark, der sich freiwillig meldet, weil er auf eine Beförderung hofft – und erst an Bord langsam begreift, dass er auf Jahre hinaus seine Frau Alicia und seinen zweijährigen Sohn nicht wiedersehen wird.

Ein Porträt seiner Gattin, klein wie ein Medaillon, ist alles, was ihm bleibt. Das holt er nun jeden Sonntag aus seinem Rahmen, um es zu küssen und danach ein Gebet zu sprechen – und er schreibt ein Tagebuch, gegen die Einsamkeit, die Verzweiflung.

Phillip findet an Bord nur wenige Verbündete, darunter den 30-jährigen John White, einen erfahrenen Schiffsarzt, der die Decks reinigen und mit Schwefeldämpfen desinfizieren lässt

Nach acht Monaten erreichen die Schiffe Anfang 1788 Australiens Ostküste. Kapitän Phillip entdeckt nach zäher Erkundung eine windgeschützte Bucht, die er Sydney Cove nennt. Ein Häftling skizziert sie einige Monate später







In dieser idealisierten Darstellung wirkt die gerade gegründete Kolonie wie ein Idyll, mit Häusern und wohlversorgten Bewohnern. Tatsächlich aber vegetieren die meisten Kolonisten lange Zeit in Zelten und einfachsten Hütten (Druck von 1799)

und ebenfalls auf gesundes Essen für alle Menschen an Bord besteht. Von seinen Künsten vor allem wird es abhängen, wie viele Deportierte den Ort ihrer Verbannung lebend erreichen.

Die Vorzeichen dafür sind schlecht.

Ab Januar 1787 werden auf Karren abgemagerte, zerlumpte, verlaute Häftlinge zu den ankernden Schiffen gebracht, manche fiebrig, andere gebrechlich. Viele hat man aus den Hulks gezerrt, andere aus Kerkern. Wohl 775 Deportierte werden auf die Segler jener Flottille gepfercht, die als „First Fleet“ in die Geschichte eingehen wird.

330 Urteile sind erhalten, 330-mal: „Es ist von diesem Gericht angeordnet und befohlen, dass Ihr auf See und über See zu einem solchen Ort transportiert werdet, den Seine Majestät auswählt und bestimmt, für sieben Jahre.“ Oder 14 Jahre. Oder lebenslänglich.

Kein Mörder, kein Vergewaltiger, kein politischer Häftling. Jeder dritte Sträfling ist weiblich, darunter Prostituierte, doch käufliche Liebe allein ist kein verbannungswürdiges Vergehen. Die meisten Deportierten sind Diebe, viele Wiederholungstäter.

William Bryant, 29 Jahre alt, Fischer aus Cornwall, verurteilt wegen Hochstapelei. Dorothy Handland, 61, Verbannung wegen Meineids. James Grace, 18, für den Diebstahl eines Stoffbands und eines Paares Seidenstrümpfe. John Wisenhammer, 18, für den Diebstahl eines Pakets Schnupftabak. Thomas Chaddick, 25, ein Schwarzer aus der Karibik, sieben Jahre für Diebstahl und Zerstörung von zwölf Salatgurken. Elizabeth Powley, 24, arbeitslos, Diebstahl von etwas Speck, Mehl, Rosinen und Butter aus einer Küche in Norfolk, Todesstrafe, begnadigt zu siebenjähriger Verbannung.

Niemand ist älter als die 70-jährige Magd Elizabeth Beckford, die für den Diebstahl von zwölf Pfund Käse zu sieben Jahren Verbannung verurteilt



worden ist. Niemand ist jünger als der Kaminkehrer John Hudson, der des Diebstahls einiger Kleidungsstücke und einer Pistole für schuldig befunden wurde: Er ist erst 13.

Ein Marinearzt berichtet: „Ich glaube nie eine verlorenere Gruppe von Elenen gesehen zu haben, als sie jetzt an Bord dieses Schiffes sind.“

Und elend bleiben sie, eingepfercht unter Deck auf den Transportschiffen, während Phillip immer noch gegen träge Bürokraten und gierige Reeder kämpft: Wochen in Kälte und Schmutz, Einsamkeit und Verzweiflung. Einige Ehefrauen begleiten Verurteilte, wenn sie das Geld aufbringen können, die Passage ans andere Ende der Welt zu bezahlen.

Für die meisten hingegen ist die Verbannung der soziale Tod: die endgültige Trennung von Ehepartnern, Eltern, Kindern – und zudem das Wissen, dass man die Zurückgebliebenen dem brutalen Überlebenskampf in den Slums ausliefert.

Endlich, am 13. Mai 1787 frühmorgens, setzen die elf Schiffe der First Fleet die Segel – sieben Monate später, als von den Behörden geplant. 1419 Menschen

Schon bald treffen die Briten auf Ureinwohner. Möglichst friedlich, so der Befehl aus London, solle man ihnen begegnen. Arthur Phillip lässt ein Gewehr ohne Kugel abfeuern, um sich Respekt zu verschaffen

hätte Phillip unter seinem Kommando haben sollen: die Deportierten sowie einige Frauen und Kinder; dazu Soldaten und deren Familien, ein paar Beamte und Ärzte, Offiziere und Matrosen. Tatsächlich aber sind es schon 16 Reisende weniger: Elf Opfer hat allein der Typhus auf einem Segler gefordert, ehe der überhaupt den Anker gelichtet hat.

Noch immer sind nicht alle Vorräte an Bord – Blei und Schießpulver zum Beispiel – knapp, und Phillip wird sich wohl fragen, was geschehen mag, wenn die Deportierten auf hoher See erfahren sollten, dass ihre Wächter nur wenige Schuss abgeben können.

Und er wird sich vermutlich auch fragen, wie er am Ende der Reise eine Kolonie gründen soll: Was kann er in der Wildnis mit Berufsverbrechern und Arbeitslosen, mit verurteilten Hausmädchen und Seidenfärbern, mit Kindern

und Greisen anfangen? Der Schmuggler William Bryant ist wahrscheinlich der einzige Fischer an Bord, nur sechs Zimmermänner sind unter den namentlich bekannten Deportierten, zwei Maurer, ein Bäcker, ein einziger Gärtner – und der ist 20 Jahre alt und unerfahren.

Nur Peter Hibbs, Matrose auf der „Sirius“, ist 17 Jahre zuvor bereits mit Kapitän Cook in der Botany Bay gewesen. Für die anderen 1403 Menschen ist die Reise eine Fahrt ins große Unbekannte.

Als Resultat jahrhundertelanger Entdeckungsfahrten kennt Phillip immerhin schon eines: die mächtigsten Strömungen und Hauptwindrichtungen der Ozeane. Und so ist der schnellste Kurs, auf dem Schiffe zumeist mit Wogen und Böen segeln, ein globaler Zirkelschlag durch die drei größten Meere: von Südengland nach Teneriffa, dann quer über den Atlantik bis Rio de Janeiro, zurück über den Atlantik zum Kap der Guten Hoffnung, von dort in stürmische Breiten ostwärts durch den Indischen und Pazifischen Ozean, schließlich nördlich hoch zur Botany Bay. Nie zuvor haben so viele Menschen eine derart weite Fahrt gewagt. Sie wird acht Monate und fünf Tage dauern.

Schon nach einer Woche auf See erfahren Offiziere, wahrscheinlich durch Spitzel, dass zwei Deportierte eine Meuterei planen. Phillip lässt die beiden aus-

»Warra!«,
rufen die Ein-
heimischen
den Weißen zu:
»Geht fort!«

peitschen: Die neunschwänzige Katze, die neunfache, mit Lederknoten gespickte Peitsche, zerschlägt die Rücken der Delinquenten, die anschließend auf andere Schiffe verlegt werden.

In den folgenden Wochen klatschen häufig an Bord eines Seglers Lederriemen auf Fleisch: Mit ein, zwei Dutzend Schlägen bestrafen Offiziere aufsässige Sträflinge, ahnden den Diebstahl von Brot, unzüchtiges Verhalten oder Widerworte. Und die Soldaten – Rum trinkende, hurende Kerle darunter – werden noch erbarmungsloser durchgeprügelt als die Verurteilten.

Andere Übeltäter lässt Phillip in eisernen Fußringen tagelang unter Deck ankneten, aufsässigen Frauen die Haare scheren.

Lieutenant Ralph Clark dient als Wachoffizier auf der „Friendship“, einem kleinen Transporter. 76 Männer unter Deck und 21 Frauen. Und fast vom ersten Tag an schleichen Matrose und Soldaten hinunter zu den weiblichen Häftlingen; manche sind Prostituierte, andere haben wohl keine andere Wahl, als sich für ein paar Essensbrocken den Männern hinzugeben.

Es kommt zu Kämpfen um die Frauen, zu Zank selbst in den besseren Kabinen des Achterdecks zwischen Offizieren und dem Schiffsarzt, der zweite Maat fällt betrunken über Bord und wird nie wieder gesehen.

Einmal streiken die Matrosen sogar für einige Stunden, bis sie bessere Verpflegung und wärmere Lumpen für „ihre“ Frauen erwungen haben.

„Verdammte Huren“, schreibt Clark und fantasiert, dass er sie „in Stücke hauen werde“. Dann küsst er das Bild seiner Alicia und ergeht sich in sehnsuchtsvollen Schwärmereien, um nicht irrsinnig zu werden im endlosen Meer und der ewigen Brutalität auf dem winzigen Zweimaster.

Anderswo ist Hoffnung, trotz allem: Die 24-jährige Mary Broad, sieben Jahre Verbannung für den Diebstahl eines Mantels, bringt eine Tochter zur Welt. Sie nennt sie „Charlotte“ – nach dem Schiff, auf dem sie in die Fremde verschleppt wird. Etwas später heiratet sie William Bryant, den einzigen Fischer.

Auf Teneriffa kauft Phillip Frischfleisch und Wasser – und fängt einen Deportierten wieder ein, der in einer Nacht mit einem Beiboot davongerudert ist. Als die First Fleet die Kanarischen Inseln verlässt, sind fünf weitere Häftlinge und drei Kinder gestorben.

In Rio de Janeiro ersteht der Kapitän Rum für die Seesoldaten, dazu Samen oder Setzlinge von Kaffee, Baumwolle, Indigo und Kaktusfeige – warm soll es in Australien ja sein, also mögen südamerikanische Nutzpflanzen vielleicht

Das Haus des Kapitäns – gefertigt aus einem Bausatz – ist anfangs das einzige befestigte Gebäude der Siedlung. Von hier aus regiert Arthur Phillip, nun Gouverneur von New South Wales, die Kolonie mit harter Hand

dort gedeihen. Genau aber weiß es niemand. Und erst in Rio kann Phillip auch Pulver und Kugeln erstehen.

Kurz darauf berichten Offiziere, dass der junge Fälscher Thomas Barrett aus geschmolzenen Löffeln amerikanische Vierteldollar fabriziert hat. Korrupte Soldaten sollten mit diesem Falschgeld in Rio Waren kaufen.

Die meisterhaft geprägten Münzen fallen auf, weil sie aus minderwertigem Metall bestehen. Doch wie es Barrett gelingen konnte, im bewachten Unterdeck das Löffelmetall zu schmelzen und zu formen, erfahren die Offiziere nicht.

Anderthalb Monate später sieht der Ausguck den Tafelberg: Die niederländische Kap-Kolonie ist der letzte europäische Vorposten vor Australien. Der Kapitän kauft Vieh, lässt Rinder, Schweine, Schafe und Hühner unter die Decks pferchen, über 500 Tiere insgesamt. „Wie Noahs Arche“ komme ihm der Segler vor, schreibt Phillip.

Nun folgt die längste und grauenhafteste Etappe: durch südliche, stürmische Breiten, wochenlang, Haushöhe Wogen, Böen, eisiges Wasser. Zerfetzte Segel, splinternde Rahen, eingeschlagene Fenster. Grüngraues Wasser überall.

In den Bilgen, dem tiefsten Bereich des Schiffes, schwappt schmutziges Nass, mit Exkrementen von Mensch und Tier, verdorbenem Essen, toten Ratten. Der Gestank wird so unerträglich, dass Phillip kostbares Schießpulver darüber streuen lässt, in der Hoffnung, die Brühe damit irgendwie zu desinfizieren.

Die Planken sind faul, meldet ein Offizier. Die Sträflinge zittern in Lumpen, die sie seit Monaten tragen und keine einzige Minute trocken können.

Walfontänen im Ozean, Wolkenfetzen, Hagelschauer – aber kein Land. Sturm aus Südost, die Schiffe werden immer langsamer, längst sollten sie da sein. Rinder, Schafe, Schweine werden in den taumelnden Schiffen von den Hufen gerissen, Phillip erwägt, sie bis zur Bewegungslosigkeit festzuzurren.

Dann geht das Heu aus. Die Tiere, mit denen die Kolonisten eine Zucht beginnen wollen, sterben dahin, täglich mehr.

Durchfall plagt Sträflinge und Wächter. Auf der „Charlotte“ schwillt manchem Unglücklichen das Zahnfleisch





an – das erste Zeichen des gefürchteten Skorbut. Geschlechtskrankheiten bei den Frauen. Ein Matrose stürzt von der Rah in den Ozean, der Kapitän des Schiffes lässt nicht einmal beidrehen, um nach ihm zu suchen. Ein Sträfling stirbt, „ausgezehrt von der Melancholie und der langen Haft“, wie White notiert.

Phillip riskiert sein Leben, lässt sich, als der Sturm am 25. November 1787 gnädiger ist, mit einem Boot von der größeren „Sirius“ auf die „Supply“ bringen. Der kleine Zweimaster ist der schnellste Segler der Flotte.

Phillips Plan: Er will den anderen Schiffen vorausfahren. Zwei Wochen Vorsprung, so hofft er, könne er herausholen – Zeit, um in der Botany Bay ein wenig Land zu roden, Zelte aufzuschlagen, der unbekannten Wildnis etwas von ihrem Schrecken zu nehmen.

Doch die „Supply“ leckt. Sturm und eine Meeresströmung bremsen sie. Am 1. Januar 1788, sieht der Ausguck Van Diemen's Land (das spätere Tasmanien). Weiter, hoch nun nach Norden!

Weg aus den eisigen Breiten, es wird wärmer, dann heiß.

13. Januar 1788: Die Botany Bay kommt in Sicht. Phillip hat Cooks Karten und dessen Bericht, kein Zweifel: Das Ziel ist erreicht! Und doch nicht.

Wind und Strömung sind so stark, dass die „Supply“ dagegen ankreuzen muss, doch keine Meile vorankommt.

Kaum einer der Sträflinge oder Soldaten verfügt über die Fertigkeiten, um aus dem Nichts eine Siedlung zu erschaffen. Ernten gehen verloren. Immer knapper werden die Vorräte – und der Hunger nimmt zu (Sydney, 1797)

Stunden. Tage. Quälendes Warten. Am 17. Januar sichten sie die Segel der folgenden Gefangenentransporter, und sie sind immer noch nicht an Land – Phillips Plan, das Land für die Erschöpften vorzubereiten, ist gescheitert.

Eine Steilküste zur Linken, eine braunrote Felswand, in die pazifische Wogen krachen, die 11000 Kilometer durch den Ozean gerollt sind. Ultramarinblaues Meer, 30 Meter hoch explodierende Brandungsgischt, unaufhörliches Donnern.

Endlich, am Freitag, dem 18. Januar 1788, dreht der Wind auf Südwest. Gegen 8.00 Uhr kämpft sich die „Supply“ in die Botany Bay. Phillip erblickt Wälder, hohes Gras – und schwarze Gestalten auf Felsen, die Speere schwingen.

Um 14.15 Uhr rauscht der Anker der „Supply“ am Nordrand der weiten Bucht in die Tiefe. Phillip und ein paar Offiziere lassen sich ans Ufer rudern. Es ist genau 15 Uhr, als Kapitän Arthur Phillip seinen Fuß auf Australiens Boden setzt.

252 Tage Fahrt. Kein Schiff verloren, alle Segler werden in den nächsten 48 Stunden wohlbehalten in der Bucht eintreffen. Einige Seeleute über Bord gegangen. Von den Kolonisten sind rund 40 Sträflinge gestorben und vielleicht fünf Kinder von Deportierten. Zwei Soldaten. Eine Frau, das Kind eines Soldaten. Insgesamt vielleicht 50 tote Kolonisten, etwa einer von 30 – nicht viele nach den Maßstäben dieser Jahre.

Eine der größten Seereisen aller Zeiten ist zu Ende. Doch es dauert nur ein paar Minuten, bis Phillip ahnt, dass er in eine tödliche Falle geraten ist.

Er marschiert mit seinen Männern eine Weile am Ufer entlang, auf der Suche nach einem Siedlungsplatz – und findet keinen.

„Auf den ersten Blick“, notiert ein Offizier kurz darauf, „ist man verführt zu glauben, dass dies ein überaus fruchtbarer Flecken ist.“ Doch das Gras sei „lang und hart“ – ungenießbar für das Vieh. Die Bäume „hohl und unbrauchbar zum Bauen, nützlich nur fürs Feuer“. Der Boden sei nur „schwarzer Sand“, zudem „bedeckt mit schwarzen und roten Ameisen enormer Größe“.

Nach weiteren Vorstößen weiß Phillip, dass es nirgendwo ein Gelände gibt, um mehr als 1000 Menschen anzusiedeln. Die meisten Ufer sind sumpfig, die Bucht ist zudem an vielen Stellen so flach, dass die Segler dort nicht ankern

können – und bei Oststürmen ist der Platz ungeschützt.

Bald wagen sich die schwarzen Gestalten näher: nackte Männer, die Nasen mit Pföcken durchbohrt, wulstige Narben auf der Haut, Fischeingeweide im krausen Haar, aus denen Öl herabtriefte, das vor Moskitostichen schützt: Die Männer schwingen lange Speere, mit eisenhart gebrannten oder durch Haifischzähne bewehrten Spitzen.

Phillip hat Order, gegen die Einheimischen möglichst keine Gewalt anzuwenden, sie weder zu unterwerfen noch zu quälen. Und so ist er zwar entschlossen, seiner „Autorität Ehrfurcht zu verschaffen“, doch zugleich „durch milde Gesinnung deren Liebe zu erwerben“.

Den Kriegern treten die Europäer mit wenigen Soldaten entgegen. Da die Aborigines ihre Waffen schwingen, lässt ein Offizier eine Muskete mit Pulver, doch ohne Kugel laden und abfeuern; der Knall erschreckt die Einheimischen. Dann tritt Phillip vor, unbewaffnet, legt bunte Stoffbänder als Geschenke ab.

Schüchterne Gesten, Zeichensprache, die Waffen sinken, der Frieden ist gesichert – sofern Frieden herrschen kann zwischen Menschen, die durch einen Abgrund an Zeit getrennt sind.

Botany Bay ist für die Europäer das Ende der Welt – für die Aborigines deren Zentrum. Schätzungsweise 750 000 mögen zu diesem Zeitpunkt in ganz Australien leben, vielleicht 1500 im weiten

Land um die Bucht, aufgeteilt in kleine Gruppen. Die Weißen sind vom ersten Augenblick an in der Übermacht.

„Warra!“, rufen manche Krieger, als sie die Schiffe an der Küste erblicken, „Geht fort!“ Die Segler – morsche Seelenverkäufer mit zerschissenen Segeln – sind die größten, seltsamsten Gefährte, die die Einheimischen je gesehen haben. Und hellhäutige Menschen in Kleidung – die Soldaten in roten Mänteln, die Offiziere angetan mit Dreispitz und Perücke – müssen ihnen geheimnisvoller erscheinen als alle mythischen Wesen der Traumzeit.

Die Briten begreifen immerhin bald, dass die Aborigines zunächst glauben, Frauen seien bei ihnen gelandet. Ein Offizier befiehlt daraufhin einem Soldaten, seine Hose herunterzulassen, um diesen Irrtum aufzuklären.

Der Friede mit den Ureinwohnern nimmt Phillip eine Sorge – wenn auch nicht seine größte. Das an Bord eingepferchte Vieh verhungert langsam, doch womit soll er es füttern? Und die Sträflinge harren noch immer in Gestank und zermürbender Hitze unter Deck in den geankerten Schiffen aus, manche haben

Im Frühjahr 1788 lässt der Gouverneur eine Abordnung nach Norfolk Island segeln. Auf der Insel nördlich von Neuseeland errichten die Entsandten den ersten Tochterstützpunkt der Strafkolonie

seit über einem Jahr kein Land mehr betreten. Wo soll er sie alle absetzen?

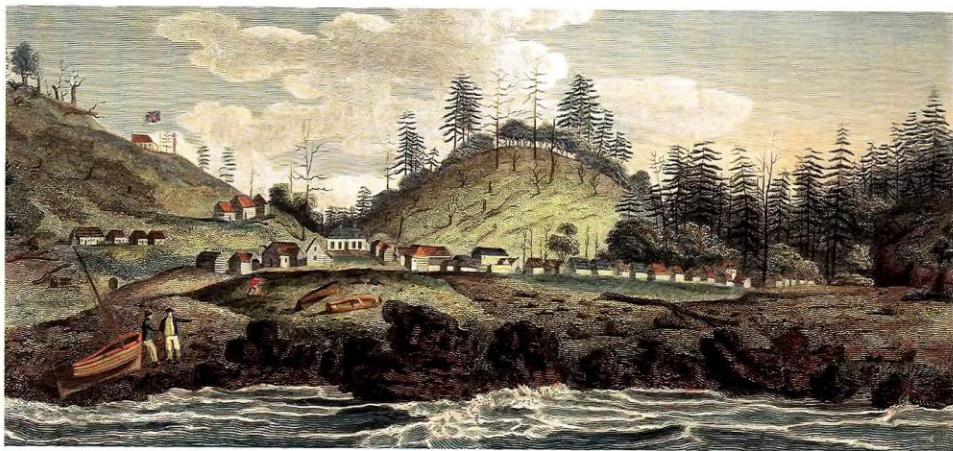
Am 21. Januar sticht er, früh um sechs Uhr, wieder in See – mit drei Beibooten, auf denen er Segel setzen lässt, bemannt mit ein paar Offizieren und Soldaten.

Cook ist auf seiner Entdeckungsreise weiter nördlich an einer Bucht vorbeigefahren, die er Port Jackson taufte. Betreten hat er sie nicht. Doch so verzweifelt ist Phillips Lage inzwischen, dass er auf den vagen Hinweis hin beschließt, diese Bucht zu erkunden. Vielleicht findet sich dort ein Platz für eine Kolonie?

Phillip segelt nach Norden, entlang der gischumtosten Küste. Oben auf den Felsen macht er manchmal schwarze Gestalten aus. „Warra, warra!“, schallt es hinüber.

Nach Stunden kommt die Öffnung einer Bucht in Sicht, gut zwei Kilometer breit, flankiert von gefährlichen Klippen. Doch als sie die Einfahrt gemeistert haben: das Paradies für einen Seemann.

Port Jackson erstreckt sich 19 Kilometer tief ins Landesinnere. Die Küste wölbt sich in unzähligen kleinen Buchten vor und zurück. Fast überall tiefes Wasser, sodass Schiffe direkt am Land ankern können. Schutz vor Wind aus jeder Richtung. Bäche, die sich ins Meer ergießen. Port Jackson, schreibt Phillip euphorisch, sei „größer und sicherer als jeder andere Hafen, den ich jemals gesehen habe“.



Fremd und unheimlich ist vielen Kolonisten die Natur, die sie umgibt: bizarre Banksia-Büsche und riesige Eukalyptusbäume, Ameisenfresser, Schnabeltiere und monströse Echsen. Auch deshalb wagt es kaum einer, zu fliehen (Sydney, 1794)

Er steuert eine schlauchartige, 1000 Schritt lange Bucht am Südufer Port Jackson an, die ihm der beste Anker- und Siedlungsplatz zu sein scheint. Und er taufte sie auf den Namen des Kolonialministers: Sydney Cove.

Wildnis am Ufer. Er sieht Banksia-Büsche mit sägezahnartigen Blättern auf dem kahlen Sandboden der Klippen. Dichte Wälder aus mächtigen Eukalyptusbäumen. Bäume, deren Rinde sich vom Stamm schält. Flirrendes Licht unter graugrünem Blätterdach. Farne, gelbe Mimosenbäume, Tümpel, in denen Algen rostrot blühen.

In den Wipfeln des Waldes das Krächzen unzähliger Papageien und weißer Kakadus mit goldenen Kopffedern. Manchmal platzen die Vögel wie grüne oder goldene Wolken von den Ästen.

Beängstigend still dagegen die großen Tiere dieses rätselhaften Erdteils: silbergraue oder braune Kängurus, die auf Lichtungen grasen; Koalas, die vorsichtig durch die Äste klettern. Wesen wie aus einem Bild von Hieronymus Bosch: Schnabeltiere – Schnauze und Füße wie eine Ente, Schwanz wie ein Biber, Körper verborgen unter öligem Fell. Ameisenfresser mit gelb-braunen Stacheln und einem Rüssel. Dingos, die aussehen wie rüdische Hunde. Monströse Echsen, die auf Bäume klettern und über Aas herfallen. Einen besseren Platz aber für eine Kolonie, glaubt Phillip, wird er in diesem Teil der Welt nicht finden.

Er muss die Schiffe von der Botany Bay nach Sydney bringen. Am 23. Januar abends erreicht Phillip wieder die Segler der First Fleet – gerade rechtzeitig für die nächste böse Überraschung.

Am frühen Morgen des 24. Januar melden Soldaten ihren Offizieren: Segel am Horizont. Zwei große Schiffe, Nationalität nicht zu erkennen. Lange Zeit kreuzt kein Europäer vor dieser Küste auf. Nun ausgerechnet erscheinen hier Unbekannte.







Sind es Niederländer, die unliebsame Konkurrenten im Pazifik angreifen wollen? Spanier? Portugiesen?

Wieder werden Wind und Strömung zur Qual. Die Fremden kreuzen vor der Bucht, ohne näher zu kommen. Phillip wiederum möchte am liebsten heraus. Kein Zweifel, die Unbekannten haben seine Flotte gesehen. Doch was, wenn sie nicht einlaufen, sondern das nahe gelegene Port Jackson entdecken – und sich vielleicht dort verschanzen?

Die Briten wollen nun Botany Bay verlassen – doch Wind und Strömung verhindern das Auslaufen.

25. Januar. Die Fremden nähern sich langsam, bleiben aber noch immer auf hoher See: Ebbe in der Bucht, Auslaufen unmöglich. Mittags wechselt der Gezeitenstrom, der Wind weht um eine Winzigkeit günstiger. Die bewegliche „Supply“ zwingt sich, mit Phillip an Bord, aus der Bucht, entschwindet gen Norden.

Die anderen Schiffe, schwerfälliger, bleiben zurück. Ihre Kapitäne geben das Manöver auf, ankern, warten ab.

26. Januar. Kommandos auf den britischen Schiffen, knirschende Ankerketten, flatternde Segel – doch ehe sich die Flotte aufmachen kann, rauschen die Unbekannten heran, zwei Dreimaster. Am Heck die französischen Farben.

Ein Offizier lässt sich hinübereuern. Verbeugungen, Komplimente, höfische Etikette am Ende der Welt. Die Schiffe, so stellt sich heraus, unterstehen Jean-

Im November 1789 hat der erste Häftling seine Strafe verbüßt und erhält ein wenig Ackerfläche zugeteilt. Schon bald kommen Siedler direkt aus Großbritannien – angelockt mit Land und Sträflingen als Arbeitskräften (Sydney, um 1800)

François de La Pérouse, der im Auftrag des Königs von Frankreich eine jahrelange Forschungsreise durch den Pazifik unternimmt.

La Pérouse hat von den Plänen zu einer Strafkolonie unterwegs in einem Hafen vernommen – und Botany Bay angesteuert, weil er glaubte, hier eine Siedlung vorzufinden, wo er Proviant kaufen könne. Erstaunt hört er nun, dass sich eben jene Briten gerade davonmachen wollen.

Und während die französischen Seeleute, ahnungslos noch um die Tücken des Landes und der Bucht, vorsichtig Ankerplätze ansteuern, brechen die Briten in aller Hast auf.

Neue Kommandos, fürchterliche Bootsmannsflüche, splinterndes Holz: Vor den Augen des wahrscheinlich fassungslos zusehenden La Pérouse rammen sich die Schiffe, vollführen Pirouetten, reißen sich gegenseitig Bugspriet und Segel in Fetzen.

Nach einem der unrühmlichsten Manöver in den Annalen der britischen Seefahrt kommen die Segler endlich frei, nehmen Kurs auf das Meer, drehen nach Norden, verschwinden außer Sicht.

Zwischen 16 und 19.30 Uhr erreichen die zehn Schiffe die Bucht von Sydney, wo die „Supply“ bereits liegt. Phillip lässt am Ufer den Union Jack aufpflanzen, Hochrufe, Trinksprüche auf den König: Die Briten bekräftigen so den Besitzanspruch auf diesen Teil des Landes und besonders auf diese Bucht.

Mit diesem Akt wird aus dem Oberbefehlshaber einer Flotte der Oberbefehlshaber einer Kolonie: Fortan ist Arthur Phillip Gouverneur von New South Wales. Der Kapitän, seine Crew und die mehr als 700 Zwangskolonisten, am Ende ihrer Kräfte, sind schließlich doch noch angekommen in Australien.

A m darauffolgenden Tag lassen die Soldaten die männlichen Sträflinge an Land. Rasch muss der Aufbau gehen, jeder Tag, den die gecharterten Frachtschiffe länger in der Bucht liegen, kostet Seine Majestät Geld.

An der Spitze der Bucht von Sydney, wo sich ein Fluss ins Salzwasser ergießt, will Phillip sein Gouverneurshaus errichten lassen: ein Holzausatz liegt im Frachtraum eines Seglers, die Männer schleppen Balken hinaus. Mit Steinen sollen die Wände verstärkt werden – und Steine gibt es hier im Überfluss. Doch keinen Kalk, um Mörtel zu machen.

Die Soldaten schicken daraufhin Sträflinge an die Ufer, um Austernscha-

len zu zerstoßen – die Schalen enthalten den dringend benötigten Kalk.

Mit Äxten und Sägen fällen die Sträflinge riesige Bäume, graben mit bloßen Händen zähe Wurzeln aus der Erde, unter subtropischer Sonne, mit geschwächten Armen und bleicher Haut von monatelanger Haft. Viele arbeiten zum ersten Mal mit einem Werkzeug.

Die Kasernen der Soldaten, die Unterkünfte der Sträflinge, das Hospital: alles Zelte zu beiden Seiten der Bucht, wackelige, undichte Konstruktionen. Heiß unter der Sonne, feucht im Regen. Später sind es Hütten aus weichem Palmholz und Zweigen, die Wände verkleidet mit getrocknetem Schlamm, die Dächer aus Schilf oder Holzschindeln.

Das Speicherhaus, das das Kostbarste enthält, das die Europäer mitgebracht haben, gesalzenes Fleisch und andere Vorräte, besteht aus so trockenen Balken, dass Phillip befürchtet, es könnte beim ersten Blitzschlag niederbrennen.

Tatsächlich toben Gewitter, jedes ein Inferno aus Donner und Blitz. Wolkenzüge, als müssten die Kolonisten ertrinken. Sind das nun, am Ende des australischen Sommers, Vorboten einer Regenzeit? Oder ist es das ganze Jahr über so heiß und feucht? Niemand weiß es, jeder ahnt jedoch, dass von Aussaat und Ernte ihr Überleben abhängt.

Männer legen Felder und Gärten zwischen den Zelten an, wahrscheinlich mit Schaufeln oder Stöcken – denn Phillip, der pedantische Listenschmied und vorausschauende Planer, hat ein Detail bei der Beladung in Großbritannien vergessen: einen Pflug. Die Kolonisten wühlen sich durch den Boden einer fremden Welt fast wie die Bauern des Neolithikums.

Sie quälen sich unter der Sonne der südlichen Hemisphäre: Soldaten in roten Mänteln, die im Schatten von silbrigen Eukalyptusbäumen exerzieren und dabei vom Ende ihrer Dienstzeit träumen. Sträflinge in zerlumpten, auffällig blau-gelben Gewändern, die eine Schmiede errichten müssen.

Sie zählen ihre Tage, fantasieren über Fluchtpläne und arbeiten so wenig wie möglich, obwohl doch das eigene Überleben davon abhängt, sich in der Wildnis etwas aufzubauen.

Mittwoch, 6. Februar 1788. Endlich, da die ersten Lichtungen in den Wald geschlagen, die ersten Zelte aufgestellt sind, lässt Phillip auch die gefangenen Frauen von Bord – und verliert an diesem Tag beinahe seine Kolonie.

In Beibooten werden die weiblichen Sträflinge an Land gerudert, viele in Lumpen. Andere haben sich, trotz aller Schüchternheit, fein gemacht: bunte Tücher, Schmuck, woher auch immer. Zurufe, Lieder, Anzüglichkeiten.

Auf einem der Frachtsegler fordern die Matrosen vom Kapitän eine Extraration Rum, schließlich sei mit der Landung der letzten Häftlinge ihr Auftrag erfüllt. Der Offizier gibt nach – und bald sind nicht nur die Seeleute auf dem Segler betrunken, sondern auch die Soldaten. Die Flaschen gehen herum, auf den Schiffen, an Land, bei Soldaten. Und bei den Sträflingen.

Düstere Wolkenberge überziehen den Himmel, dann bricht das Pandämonium los. Sturzbäche von oben. Ein Blitz, der krachend in einen Baum schlägt, das splitternde Holz tötet einige Schafe. Eine Katastrophe, ein Vorbote künftiger Desaster.

Wer aber kümmert das noch?

In der schlammigen, roten Erde, zwischen den flappenden, schweren nassen Zeltbahnen, unter Schleiern aus Regen, grölen Betrunkene, greifen nach den Frauen. Schreie aus den Büschen, Gewalt.

Und so endet der Tag, an dem die Kolonisten endlich in Australien angekommen sind, in der Auflösung aller Ordnung und Distanz zwischen Bewachern und Bewachten, in hastiger Umarmung und Vergewaltigung, im Trin-

ken bis zur Besinnungslosigkeit, in Gier und dünn überdünter Verzweiflung am Ende der Welt.

Arthur Phillip hat Glück, dass niemand in dieser Gewitternacht eine Meuterei organisiert. Wie leicht wäre es gewesen, ihm und den wenigen Offizieren die Kehlen durchzuschneiden, ein Schiff zu entern, davonzusegeln. In seinem offiziellen Bericht erwähnt er diese dunklen Stunden nicht, niemand weiß, ob er gewacht hat in jener Nacht, den Schreien und lallenden Stimmen lauschend, eine Waffe neben sich.

Wie soll er Disziplin aufrechterhalten? Die Siedlung aufbauen? Felder bestellen? In einer Kolonie, die ein einziges großes Gefängnis ist, schreckt ein Gefängnis niemanden – selbst wenn er das Material gehabt hätte, eines zu bauen. Der Terror der neuschwänzigen Katze nutzt sich ab, nach so vielen Monaten auf See, da jeder so oft Opfer oder zumindest Zeuge jener Züchtigung geworden ist.

Bleibt nur eine Strafe: der Galgen.

Am nächsten Morgen lassen die Offiziere ihre verkaterten Soldaten antreten und die Gefangenen zusammentreiben. In, wie Phillip schreibt, „aller nur möglichen Feierlichkeit und Würde“ lässt er die königliche Bestallung verlesen, die ihn zum Gouverneur der Kolonie und Oberbefehlshaber der Truppen macht. Er ernennt Offiziere zu Richtern und den ranghöchsten Offizier der Truppe zu seinem Stellvertreter.

Dreifacher Salut. Dank an die Soldaten, als wäre die letzte Nacht nicht gewesen. Rede an die Sträflinge: Alle Gnade, die sie hätten erwarten können, sei ihnen widerfahren. Nun würden die Gesetze mit aller Strenge angewandt.

Die Warnung ist deutlich: Nie wieder will Phillip ohnmächtig zusehen. Drei Wochen später baumelt der erste Verbrecher im Wind.

Es ist Thomas Barrett, der Falschmünzer von Rio. Die Soldaten erwischen ihn beim Diebstahl von Lebensmitteln. Phillip verurteilt ihn zum Tode.

Als Barrett das Blutgerüst besteigt, bereut er, spricht wehmütige Worte zu den Schicksalsgefährten, die haben antreten müssen. Dann Sturz ins Nichts, würgendes Röcheln, Stille.

Phillip ist wohl
der einzige
Weiße, der sich
gern in Australien
aufhält

So kommt der Tod in einer neuen Form auf diesen Kontinent, brutalisiert die Zwangsgemeinschaft, die nach den Slums, den Hülks, den Monaten auf See sowieso schon brutal ist. Die Soldaten hassen Phillip, der die Vergehen der Rotrückte ebenso gnadenlos bestraft wie die der Sträflinge. Einmal lässt er nach einem Lebensmitteldiebstahl sieben Soldaten aufknüpfen.

Und die Deportierten, die Verachteten und Ausgestoßenen Großbritannien, verachten die Aborigines. In kleinen Gruppen lässt Phillip die Gefangenen durch die Wälder streifen, auf der Suche nach Kräutern und anderem Essbaren. Wohin sollen die in Lumpen gehüllten, unbewaffneten Männer auch fliehen?

In der Wildnis finden die Gefangenen manchmal Speere der Aborigines – die lassen ihre Waffen zurück, wenn sie in Rindenkanus zum Fischen fahren. Die Europäer stehlen die Speere oder Kanus. Stoßen auf einheimische Frauen und Mädchen, fallen über sie her.

Die Rache ist fürchterlich: Ende Mai finden die Europäer zwei Sträflinge, die Binsen gesucht haben, der eine ist von Speeren durchbohrt, der andere – und das mag noch unheimlicher erscheinen – ist tot, ohne irgendein Anzeichen äußerer Verletzungen.

Phillip weiß, dass die Einheimischen durch die Übergriffe provoziert werden. Er verhandelt mit ihnen, beschwichtigt.

Dadurch werden die Aborigines in den Augen der Deportierten zu Verbündeten ihrer Unterdrücker, ja zu ihren eigentlichen Wätern. Zu schwarzen Schatten, die mysteriöserweise in einer Wildnis überleben, in der sie selbst verhungern würden – und die dort jeden töten, der sich zu tief hineinwagt.

Dennoch riskieren einige Sträflinge die Flucht. Es ist einfach, im flirrenden Licht der Eukalyptusbäume zu verschwinden oder nachts eine Zeltbahn hochzuschlagen und wenige Meter am Boden zu kriechen – wer soll einen dann noch finden?

Einige Männer schlagen sich bis zur Botany Bay durch, wo die französischen Schiffe ankern. Sie fliehen, mitkommen zu dürfen. La Pérouse, indigniert, schickt sie zurück. In Sydney werden

sie mit der neunschwänzigen Katze durchgeprügelt – und haben dabei noch Glück: La Pérouse segelt am 10. März ab und in seinen Untergang. Vor einer pazifischen Insel gehen seine beiden Schiffe mit allen Seelen an Bord unter.

Viele Flüchtlinge streifen tagelang durch die Wälder, halb verdurstet und verhungert. Manche kehren zurück – schmutzig, abgemagert und gebrochen. Die anderen verschwinden für immer. Bald bleichen Skelette unter dem Eukalyptus, makabre Warnung an die nächsten, die vom Entkommen träumen.

Wahrscheinlich ist Phillip als einziger Weißer gern in Australien. Die Soldaten wollen fort, die Sträflinge sowieso. Der Gouverneur aber, als sähe er die in Lumpen gehüllten Unzufriedenen und die elenden Zelte nicht, erklärt, er habe einen „Staat gegründet, der diesen großen Kontinent besetzt und beherrscht“ – ja die Sträflingskolonie werde „ein leuchtendes Licht inmitten aller Nationen der südlichen Hemisphäre“ sein.

Phillip erkundet in kurzen Expeditionen das Land, rudert in Beibooten in nie zuvor gesehene Buchten, schlägt sich mit wenigen Begleitern durch den unwegsamen Urwald, erblickt schwarze Schwäne, versinkt bis zur Hüfte im Morast, genießt das Privileg des Entdeckers, Bergen Namen zu geben.

Immer wieder verhandelt er mit Aborigines, friedlich zumeist, auch wenn ihn einmal ein Einheimischer mit einem Speer verletzt. Er betrachtet deren Felsbilder und findet darin „einige Begriffe von Bildnerlei“. Neugierig öffnet er einen Grabhügel – der Tote wurde verbrannt, mit Erde bedeckt, darauf Farnkraut gestreut, mit Steinen beschwert gegen die Windstöße.

Phillips Wissbegier ist für die Aborigines gefährlich: Zwei junge Männer lässt er von Soldaten gefangen nehmen, um sie genauer zu studieren. „Bei weitem der unschönste Befehl, der mir befohlen wurde auszuführen“, wie einer der Offiziere notiert. Einer der Entführten flieht.

Doch der andere bleibt in Sydney, mit eisernen Fußkneien gefesselt und mit einem Strick Tag und Nacht an einen Wärtler gebunden. Später kommt er frei, entweicht, taucht wieder auf, lebt

schließlich in einer winzigen Hütte auf einer kleinen Landzunge bei Sydney: Bennelong vom Stamm der Iora, etwa 25 Jahre alt; ruhig und heiter erscheint er den Europäern.

Bennelong ist der erste Aborigine, der Englisch lernt, Kleidung trägt und Rum trinkt. Phillip scheint auf ihn als eine Art menschliches Souvenir stolz zu sein.

März und April 1788: Mal gießt es so stark, dass sich die Siedler am Beginn der Regenzeit wöhnen. Dann wieder ist es mörderisch trocken. Insekten und Mäuse verheeren die Felder. Was wird wachsen? Wird überhaupt etwas wachsen?

Die Offiziere gehen nicht zur Jagd, aus Angst, irgendwann den Sträflingen ohne Pulver und Munition gegenüberzustehen. Außer William Bryant kann kaum jemand fischen.

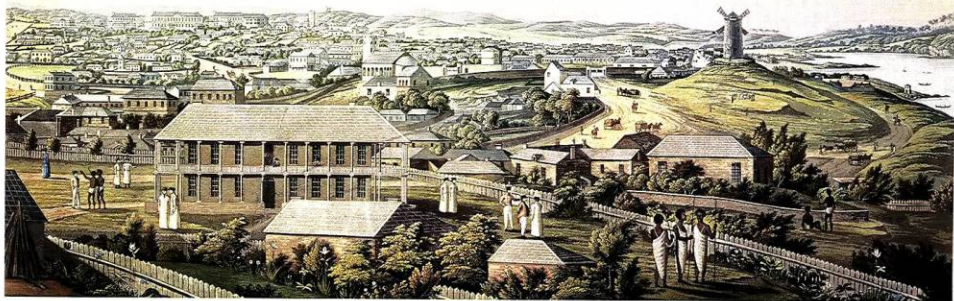
Doktor White, der oberste Arzt, geht mit gutem Beispiel voran und wirft Netze in der Bucht aus. Er erkennt früher als die meisten anderen, dass die Siedler frische Nahrung brauchen. Fast 200 sind am Skorbut erkrankt.

Überhaupt gehört White zu den wenigen, die sich in Australien gut einrichten. Er lebt schon bald mit der Verurteilten Rachel Turner zusammen, eine illegitime Verbindung nach den Maßstäben der Zeit. Den beiden wird ein Sohn geboren, Andrew Douglas.

Andere Paare – Sträflinge zumeist – lassen ihre Verbindungen gar legitimieren und sich vom mitgereisten Geistlichen trauen.

Der Abgrund, der Lieutenant Clark von seiner geliebten Alicia trennt, vergrößert sich noch etwas: Er wird, mit ein paar Soldaten und wenigen Sträflingen, nach Norfolk Island entsandt, einer Insel nördlich von Neuseeland, so abgelegen, dass selbst die Polynesier auf ihren epischen Fahrten diesen Flecken niemals besiedelt haben. Cook hat ihn entdeckt. Schließlich hat La Pérouse beim kurzen Gespräch in Botany Bay ebenfalls jene Insel erwähnt.

Was, wenn die Franzosen dort landen, es zu einem Stützpunkt ausbauen? Phillip lässt deshalb Wächter und Depor-



tierte auf der „Supply“ dorthin segeln, Clark unter ihnen, um einen Posten einzurichten.

Irgendwann in dieser Zeit trifft der Lieutenant auf eine Verurteilte: Mary Branham, Dienerin, verbannt wegen Diebstahls. Fortan ist Clark in Gedanken nicht mehr nur bei der Gattin am anderen Ende der Welt.

Die ersten zivilen Schiffe entlässt Phillip nun aus dem Dienst der Krone. Sie lichten die Anker und nehmen Kurs auf China oder auf die Heimat. Die „Sirius“ aber schickt Phillip auf die gefährliche Route nach Kapstadt, der Kapitän soll dort Vorräte kaufen.

Ab November 1788 dümpeln in Port Jackson, dem Naturhafen, der nach Schätzung des Gouverneurs 1000 Schiffe aufnehmen könnte, zeitweise nur noch die kleine, von Wind und Wellen zernagte, „Supply“, die zwischen Australien und Norfolk Island pendelt, sowie ein paar Beiboote.

Selbst wenn sie jetzt aufgeben wollten: Es gibt kein Schiff mehr, das sie wieder fortbringen könnte.

Dem Land haben sie kaum Essbares abgerungen, die Kolonisten ernähren sich, abgesehen von ein paar Kräutern und Fischen und dem wenigen, das das überlebende Vieh hergibt, noch immer von dem, was in den britischen Häfen anderthalb Jahre zuvor geladen worden ist: gepökelt Fleisch, oft kaum mehr als eine gesalzene Masse von Knochen,

Kurz vor einer tödlichen Hungersnot bringen ab Juni 1790 Schiffe neue Vorräte. Um 1820 wohnen bereits mehr als 24.000 Menschen in Sydney. Neue Gebäude sind entstanden: Kirchen, Windmühlen – und ein Gefängnis

Fett und Sehnen; getrocknete Erbsen; Essig; harter Käse; Butter in Fässern; wenige Kartoffeln – und Mehl, das sie mit Wasser vermischen und auf Schaufeln, die sie über Feuer halten, zu geschmacklosen Fladen backen.

Die Ernte des ersten Jahres geht verloren. Die mühsam umgegrabenen zehn Morgen Felder sind verwüstet von Nagern und Insekten. Für ein weiteres Jahr liegt noch Saatgut da, mehr nicht.

Kein Segel auf dem Meer, kein Versorgungsschiff aus dem Mutterland – es scheint, als habe die Welt sie vergessen.

Es ist 1789, das Jahr der Französischen Revolution, der großen Wasserscheide in der Geschichte der Menschheit, doch in Sydney erfährt man davon nichts. Immerhin kehrt im Mai die „Sirius“ wohlbehalten zurück, an Bord Mehl für vier Monate – und ein paar Nachrichten aus der Heimat, Monate oder Jahre alt.

Die wichtigeren Neuigkeiten kommen aus den Wäldern, sind fragmentarisch und ominös: Die Aborigines sterben. Pocken, Cholera und Grippe töten

die Einheimischen, ein entflohener und halb verhungertes Sträfling berichtet von Spuren, die auf Kannibalismus hindeuten.

Phillip ist skeptisch, er selbst sieht hungernde Schwarze, die in ihrer Not einen Walkadaver an der Küste zerlegen.

Wahrscheinlich sind die Ureinwohner noch im Vorjahr besser genährt gewesen als ein Arbeiter in London. Nun jedoch rafften die von den Europäern eingeschleppten Seuchen sie dahin.

An der Konkurrenz durch die Weißen kann es nicht liegen, denn die fangen selbst nicht viel – und wenn sie einmal Fische erbeuten, dann werden ihnen die manchmal von den Einheimischen gestohlen. Phillip lässt auch das geschehen: Seine Männer sind längst zu schwach, um Krieg zu führen.

Wird die neue Ernte sie retten? Ratten und Mäuse verheeren wieder die Felder. Dingos jagen Schafe und Lämmer. Phillip gestattet es Soldaten und Sträflingen, nach der Tagesarbeit eigene Gärten anzulegen. Doch die werden nicht nur von Ungeziefer bedroht, sondern auch von Dieben, die in ihrem Hunger unreifes Gemüse ausgraben – selbst auf jenen Inseln in Port Jackson, auf denen Offiziere ihre vermeintlich besser geschützten Anlagen hegen.

Im September 1789 öffnen sie das letzte Fass Butter. Im November wird der erste Sträfling, der durch die Haft, die Fahrt und die Verbannung seine

Strafe verbüßt hat, als freier Mann entlassen. Aber was heißt schon frei? Nach Großbritannien kann er nicht zurückkehren.

Phillip teilt ihm zwei Ackerflächen am Westende Port Jacksons zu: James Ruse wird der erste freie Siedler Australiens. Aber eine Ernte kann er frühestens im nächsten Jahr einbringen.

Ende Dezember 1789 ernten die Siedler 40 Büschel Getreide. Das reicht gerade für die neue Aussaat. Kein einziges Korn bleibt für sie übrig. Und noch immer kein Schiff aus der Heimat.

Der Gouverneur verknappt die ohnehin elenden Rationen um ein Drittel. Am

1. April 1790 kürzt er sie erneut. Jetzt, so hofft er, hält er noch bis zum Sommer durch. Doch selbst wenn die nächste Ernte reicher ausfällt – viele Kolonisten würden sie nicht mehr erleben.

In diesen Tagen beordert der Gouverneur mehr als 200 Sträflinge und einige Dutzend Soldaten auf die „Sirius“ und die „Supply“, etwa ein Drittel der Sträflinge und fast die Hälfte seiner einsatzfähigen Soldaten. Der Befehl: nach Norfolk Island zu fahren und auf der kleinen Insel irgendwie zurechtzukommen, vielleicht erweist sich das Land dort ja als fruchtbarer. Eine Verzweiflungstat.

13 Tage nach der Abfahrt verliert die Kolonie ihr vorletztes Schiff: Die „Sirius“ läuft vor Norfolk Island auf ein Riff, die Menschen retten sich auf das Eiland, doch der Segler ist ein Wrack.

Jetzt bleibt nur noch die „Supply“, ein Zweimaster, auf den sich wohl kaum 100 Personen drängen könnten – und von dem niemand sagen kann, ob seine Planken nicht so morsch sind, dass er auf der nächsten Fahrt versinken wird.

Die Sträflinge sind nun so schwach, dass Phillip selbst die kräftigsten nur

noch sechs Stunden täglich auf den Feldern arbeiten lassen kann. Manche Gefangene sind nackt. „Kriecher“ schimpfen sie die Soldaten, deren Uniformen bloß noch verdreckte Lumpen sind, viele schleppen sich barfuß zum Dienst.

Kein Mitleid mit den Schwachen: Ein alter Mann, der seinen Kochtopf verloren hat und sich die mageren Rationen daher nicht zubereiten kann, erhält keine Hilfe – bis er vor Erschöpfung stirbt, kollabierend in der Warteschlange vor der streng bewachten Essensausgabe am Vorratsspeicher.

Apathie, Verwirrung, Halluzinationen: Manche Offiziere können selbst simpelste Dinge nicht mehr entscheiden, als wäre der Hunger eine geistverwirrende Droge. Keine Expeditionen in die Wildnis mehr, keine Kontakte zu den Aborigines, keine Neugier auf das unbekannte Land.

Viele Aufzeichnungen werden kürzer, monotoner, verwirrender, werden schließlich ganz eingestellt. Fata Morgana am Himmel, Segel, die doch bloß Wolken oder Luftspiegelungen sind, Gewittergrollen, das einen Moment lang wie der Schuss einer Signalkanone klingt. Das die Seele zerdrückende Gefühl, buchstäblich von aller Welt vergessen worden zu sein, lebend begraben auf einem verfluchten Kontinent.

Wahrscheinlich wäre die Kolonie zugrundegegangen, wenn Arthur Phillip nicht so unbeugsam, hart und übermenschlich optimistisch wäre. „Wir werden nicht verhungern“, schreibt er grimmig, „auch wenn sieben Achtel der Kolonie es nicht besser verdient hätten.“

Der Gouverneur schickt sein letztes Schiff fort: Die „Supply“ soll sich bis Batavia durchschlagen, der niederländischen Stadt auf Indonesien. Dort möge man Vorräte kaufen und zurückkehren – eine Reise von sechs Monaten.

Phillip führt das Standrecht ein und lässt die Wachen vor dem Vorratshaus und bei den Feldern verstärken. Wehe jedem Lebensmitteldieb!

Ein Mann, der drei Pfund Kartoffeln stiehlt, erhält 1000 Hiebe mit der neun-

schwänzigen Katze, die Riemen häuten ihn bei lebendigem Leib.

3. Juni 1790: Regen und Sturm. Die Vorräte reichen vielleicht noch für zwei, drei Wochen. Niemand weiß, ob die Gestrandeten auf Norfolk Island noch leben. Kein Zeichen von der „Supply“.

Dann Rufe, aufgeregte Geste: Ein Schiff! Keine Hungerillusion diesmal, denn tatsächlich rauscht ein britischer Segler in die schützende Bucht – doch es ist nicht die kleine „Supply“. Sondern ein Dreimaster, gezeichnet von der Reise um die halbe Welt. Der erste, der sich vom Mutterland zur Sträflingssiedlung von Sydney durchgeschlagen hat.

Die Kolonie ist gerettet.

Die „Lady Juliana“ bringt 222 weibliche Sträflinge nach Australien. „Schwimmendes Bordell“ nennen es die Offiziere. Bald folgen weitere Segler: Sträflingstransporter, Vorratsschiffe, auch die „Supply“ kehrt beladen aus Batavia zurück. Die Kolonisten haben wieder Nahrung, Kleidung, Gerätschaften; 1791 fahren sie die erste reichhaltige Ernte ein.

Es ist schwierig zu schätzen, wie viele Menschen Anfang Juni 1790 noch in Sydney leben, vielleicht weiß es nicht einmal Gouverneur Phillip genau, wahrscheinlich führen die Hungernden ja längst keine genauen Aufzeichnungen mehr. Wie viele sind an Krankheiten gestorben? Wie viele sind verhungert? Gehängt oder zu Tode gepeitscht? Ermordet von Schicksalsgefährten oder Aborigines? Verdurstet in der Wildnis?

900 mögen es noch sein, die in Sydney und Norfolk Island ausgeharrt haben. Vielleicht auch weniger. Ende 1791 sind es bereits fast 3000. Unaufhörlich schickt die Regierung nun Elende nach Australien. Nach Sydney und später zu anderen Orten in New South Wales, nach Norfolk Island, dann Van Diemens Land, schließlich Western Australia.

Kaum jemand kommt freiwillig: Bis 1800 wagen sich nur 20 freie Siedler nach Australien. Wie viele unfreiwillig kommen, kann man heute nur schätzen. Sicher ist, dass bis zum letzten Transport 1868 mindestens 825 Gefangenen-

Das rettende Schiff ist ein »schwimmendes Bordell«

Literatur: Arthur Phillip, „Australien – Die Gründung der Strafkolonie“, Lamou: der (geschönte) Bericht des ersten Gouverneurs, Robert Hughes, „The Fatal Shore“, Pan Books: trotz einiger sachlicher Fehler der Klassiker zur europäischen Besiedelung Australiens. Internet: <http://firstfleet.uow.edu.au/index.html>: Website einer australischen Universität mit riesiger Datenbank.

schiffe aus Großbritannien abgehen. Ein Sechstel der mehr als 160 000 Deportierten sind Frauen.

Wahrscheinlich ist die Kolonisierung Australiens die größte Zwangsumsiedelung des 19. Jahrhunderts, die größte von einer europäischen Regierung erzwungene Menschenverschiffung von Kontinent zu Kontinent.

Sie endet mit jener letzten Fahrt 1868, weil inzwischen in Großbritannien genügend neue Gefängnisse erbaut worden sind. Fortan werden Verbrecher eingesperrt, statt sie zu deportieren.

Die Pioniere der First Fleet sind da schon längst tot oder im Dunkel der Geschichte verschwunden.

Arthur Phillip, krank und erschöpft, verlässt kurz vor Weihnachten 1792 die Kolonie, die er gegründet hat. Mit ihm segelt Bennelong: vielleicht der erste Aborigine seit 60 Millennien, der Australien verlässt.

In Londons besseren Kreisen ist er eine Zeit lang eine Sensation, dann ver-

lieren die Lords und Ladys das Interesse. 1795 darf er zurückkehren, ein Wanderer zwischen den Welten.

In Sydney lebt er in seiner Hütte, verfällt dem Rum, ist in Handel verwickelt, verachtet von allen. 1813 stirbt er, zerrüttet an Leib und Seele, wohl etwa 49 Jahre alt.

Arthur Phillip überlebt ihn um ein Jahr, er stirbt kurz vor seinem 76. Geburtstag. Als ehemaliger Gouverneur ist er in den Rängen der Royal Navy bis zum Admiral aufgestiegen, hat ein zweites Mal geheiratet und sich schließlich in Bath zur Ruhe gesetzt.

Australien sieht er nie wieder.

Sein Vertrauter, der Mediziner John White, nimmt 1794 seinen einjährigen Sohn Andrew Douglas mit nach Großbritannien. Die Mutter bleibt in der Verbannung, eines der kleinen Dramen im großen.

Noch knapp vier Jahrzehnte wird White leben und bis zu seiner Pensionierung unter anderem als Schiffsarzt

wirken. Sein Sohn, auch er ein Wanderer zwischen den Welten, kehrt zurück zur Mutter, zurück nach Australien. Da ist er 30 Jahre alt.

Und der heimwehkranken Lieutenant Ralph Clark segelt 1792 tatsächlich zurück zu Alicia und dem kleinen Sohn, doch es wird eine Reise ins Verderben: Seine Frau stirbt zwei Jahre darauf, als sie ein totes Kind zur Welt bringt.

Sein neunjähriger Sohn dient auf demselben Kriegsschiff als Schiffsjunge, auf dem auch Clark fährt. Sie sterben, nur Monate nach Alicia, am selben Tag: Das Kind am Fieber, der Vater an einer Verletzung in einem Seegefecht.

Eine Tochter überlebt den unglücklichen Lieutenant – er hat sie mit Mary Branham, der verbannten Dienerin, gezeugt. Alicia hat er die Tochter genannt, doch in Australien zurückgelassen.

Und selbst in seinem Tagebuch erwähnt er sie mit keinem Wort. ☐

Cay Rademacher, 43, ist der Geschäftsführende Redakteur von GEOEPOCHÉ.

ANZEIGE

Konzentrierter. Belastbarer. Ausgeglichener.

Die täglichen Aufgaben im Beruf und privat stellen mit den Jahren wachsende Anforderungen an die Konzentration und Gehirnleistung. Bei nachlassender mentaler Leistungsfähigkeit kommt es darauf an, die Kraftwerke der Gehirnzellen zu aktivieren. **Tebonin®** aktiviert die Energieproduktion in den Gehirnzellen. Für mehr Gehirnleistung und mehr Konzentration bei nachlassender mentaler Leistungsfähigkeit.



Tebonin®

Mehr Energie für das Gehirn.

***Bei nachlassender mentaler Leistungsfähigkeit
infolge zunehmender Funktionseinbußen der Nervenzellen**

Tebonin® konzent 240 mg 240 mg/Filmtablette. Für Erwachsene ab 18 Jahren. Wirkstoff: Ginkgo-biloba-Blätter-Trockenextrakt. Anwendungsgebiete: Zur Behandlung von Beschwerden bei hormonisch bedingten mentalen Leistungsstörungen im Rahmen eines therapeutischen Gesamtkonzeptes bei Abnahme erworbener mentaler Fähigkeit (demenzielles Syndrom) mit den Hauptbeschwerden: Rückgang der Gedächtnisleistung, Merkfähigkeit, Konzentration und emotionalen Ausgeglichenheit, Schwindelgefühle, Ohrensausen. Bevor die Behandlung mit Ginkgo-Extrakt begonnen wird, sollte geklärt werden, ob die Krankheitsbeschwerden nicht auf einer spezifisch zu behandelnden Grunderkrankung beruhen. Zu Risiken und Nebenwirkungen lesen Sie die Packungsbeilage und fragen Sie Ihren Arzt oder Apotheker. Dr. Willmar Schwabe GmbH & Co. KG, Karlsruhe

Stand: Januar 2005 - 1/01/05/1

Tebonin® stärkt Gedächtnisleistung und Konzentration.*

Ginkgo-Spezialextrakt
EGb 761®

- Pflanzlicher Wirkstoff
- Gut verträglich



Mit der Natur.
Für die Menschen.

Dr. Willmar Schwabe GmbH & Co. KG

www.tebonin.de

TERRA INCOGNITA

Anfang des 19. Jahrhunderts sind weite Teile des Fünften Kontinents noch unbekannt. Deshalb beauftragt die britische Admiralität den Entdecker Matthew Flinders damit, eine präzise Karte der Küsten anzufertigen.

Der junge Kapitän umsegelt als Erster die Rieseninsel – und schlägt einen neuen Namen vor: »Australien«

VON ULRIKE RÜCKERT

Die Planken sind morsch, die Spanten und Holznägel verrottet. „Wir fürchteten uns, weiter nachzusehen“, notiert Kapitän Matthew Flinders über den Zustand seines Schiffes im November 1802 im Logbuch. Der Zimmermann gibt der „Investigator“ vielleicht noch sechs Monate – bei schönem Wetter. Doch damit ist nicht zu rechnen. Denn der Dreimaster der britischen Krone liegt im Gulf of Carpentaria, der großen Bucht im Norden von Neu-Holland. Und im Dezember beginnt dort die Monsunzeit.

Etwa 30.000 Kilometer messen die Küstenlinien von Neu-Holland und Van Diemen's Land, dem heutigen Tasmanien. Mehr als 8000 Inseln liegen davor, dazu Riffe und Sandbänke. Flinders will alle Küsten so präzise erforschen, dass für künftige Entdecker nichts mehr bleibt. „Aber mit einem solchen Schiff weiß ich nicht“, schreibt er am 26. November 1802, „wie ich ein so großes Unternehmen fortführen soll.“ Die Mission, mit der er seinen Namen einschreiben wollte in die Liste der berühmtesten Entdecker der Geschichte, droht zu scheitern.

Zur Welt kommt Matthew Flinders 1774 im englischen Lincolnshire. Landarzt soll er werden, wie sein Vater und Großvater, doch schon als 16-Jähriger sucht er das Abenteuer. Als Kadett der Royal Navy nimmt er an einer Expedition nach Tahiti teil. Im Atlantik überlebt er 1794 eine Schlacht gegen die Franzosen. Kurz darauf schiffet er sich nach New South Wales ein.

Die englische Kolonie ist erst sieben Jahre alt – und Sydney nur eine trostlose Sträflingsiedlung am Rand eines unerforschten Kontinents. Noch nicht einmal die Umrisse des Erdteils sind vollständig bekannt. Auf den Karten klafft eine große Lücke im Süden, und Van Diemen's Land ist nur ein Stück Küstenlinie im Nirgendwo – niemand weiß, ob es mit dem Kontinent verbunden ist. Es ist sogar umstritten,

ob New South Wales im Osten und der Westen Neu-Hollands zusammenhängen. Handelt es sich womöglich um zwei große Inseln, getrennt durch eine Meeresstraße?

All das weckt die Neugierde des 21-jährigen Flinders. Er erkundet mit seinem Freund George Bass in einem Boot die Küste südlich von Sydney. 1798 brechen sie zu einer großen Expedition auf: Sie umsegeln als erste Europäer Van Diemen's Land, kartieren die Küstenlinie und beweisen damit, dass dieser von dem niederländischen Seefahrer Abel Tasman erstmals gesichtete Flecken Land eine Insel ist.

Als Flinders 1800 nach England zurückkehrt, sind seine Verdienste auch Sir Joseph Banks bekannt, dem Präsidenten der Royal Society, der wichtigsten wissenschaftlichen Gesellschaft Großbritanniens. Ihm unterbreitet Flinders einen Plan: eine Expedition zur Erforschung der Küsten Neu-Hollands.

Sir Joseph weiß, dass auch die Franzosen eine Reise zu genau diesem Zweck vorbereiten. Die Admiralität unterstützt den Antrag daher sofort, und der König lässt Order erteilen: Flinders soll die Küste im Süden Neu-Hollands erforschen. Zudem sind alle Uferlinien genau zu kartieren, Wind und Wetter zu beobachten, Flüsse landeinwärts zu verfolgen und die Fruchtbarkeit der Böden, die Produkte des Landes sowie die Gebräuche seiner Bewohner zu erkunden.



Erst neun Jahre nach dem Beginn seiner Expedition kehrt Flinders (1774–1814) nach England zurück

Am 18. Juli 1801 sticht die „Investigator“ in See. 88 Mann sind an Bord des Dreimasters, darunter ein Botaniker, ein Astronom und ein Fachmann für Bergbau. Moderne Vermessungsgeräte, Ausstattung und Proviant sind von höchster Qualität, nicht aber das Schiff: Mitten im Krieg gegen Frankreich braucht die Royal Navy ihre besten Segler selbst. Die „Investigator“ ist lack.

Anfang Dezember erreicht Flinders die Südwestspitze Neu-Hollands, segelt entlang der Südküste nach Osten. Der Kapitän übernimmt persönlich die Vermessung, oft vom



Mit an Bord des Expeditionsschiffes ist auch ein Landschaftsmaler, der Australiens Küste zeichnet, hier im Osten des Kontinents

Mastkorb aus. Abend für Abend trägt er die Daten – Peilpunkte, Kompassangaben, Wassertiefen – in seine Journale und Karten ein. Morgens kehrt das Schiff möglichst an die Position der letzten Messung zurück. Flinders will sich keine Fehler erlauben.

Am 28. Januar 1802 beginnt er, den bisher unbekannten Teil der Südküste zu vermessen. Drei Wochen später steuert Flinders das Schiff in eine Bucht, die sich 185 Seemeilen tief ins Land ausdehnt. Er hat Spencer Gulf entdeckt, die größte Bucht im Süden – aber keine Wasserstraße, die den Kontinent trennt.

Den größten Part der Südküste hat Flinders bereits erforscht, als er der französischen Expedition unter Nicolas Baudin begegnet. Obwohl sie Konkurrenten sind, tauschen sie sich höflich über ihre Entdeckungen aus.

Anschließend eilt Flinders weiter. Nach einem Zwischenhalt in Sydney wendet er sich nach Norden, kartiert nun die Ostküste. Geschickt navigiert er durch das Labyrinth aus Korallenbänken und gefährlich schmalen Tiefwasserkanälen. Über mehr als 2000 Kilometer erstreckt sich hier das Great Barrier Reef. Matthew Flinders ist der erste Forscher, der das gigantische Ausmaß dieser Korallenformationen erkennt.

Aber die Lecks des Schiffs werden immer größer. In der Meerenge zwischen Neu-Holland und Neuguinea dringt bedrohlich viel Wasser in den Rumpf ein. Gerade noch rechtzeitig kann Flinders im November 1802 den Segler in den Gulf of Carpentaria steuern.

Die „INVESTIGATOR“ und ihre Mannschaft sitzen fest. Geeignetes Holz für die Reparaturen gibt es nicht. Die Rückkehr nach Sydney durch die Torres Strait ist unmöglich. Der bald einsetzende Monsun mit starken Winden aus Nordwest hält sie im Golf gefangen.

Hitze und Nässe zermürben die Seeleute, Skorbut, Durchfall, Fieber plagen die Männer. Erst nach drei Monaten dreht der Wind. Flinders selbst ist so krank, dass er kaum noch gehen kann.

Diese Karte nennt als Erste den Fünften Kontinent »Australia«. Sie ist Teil des 1814 erschienenen Expeditionsberichts von Matthew Flinders



Dennoch gelingt es ihm mit der „Investigator“, die Insel Timor im Westen zu erreichen. Er kauft Frischfleisch und Früchte, um den Skorbut zu bekämpfen. Dann treibt Flinders seine erschöpften Matrosen weiter. Vermessungen kann er nicht mehr riskieren – er braucht ein neues Schiff, um seinen Auftrag zu vollenden. In weitem Bogen steuert er um die West- und dann entlang der Südküste Neu-Hollands. Nur mit Glück erreicht der Dreimaster am 9. Juni 1803 Sydney.

Damit ist Matthew Flinders der Erste, der den ganzen Kontinent umsegelt hat. Keiner hat zudem die Konturen dieses Erdteils so präzise erforscht. Endlich herrscht Gewissheit: Kein Fluss, keine Meeresstraße teilt Neu-Holland.

Aber Flinders ist noch nicht zufrieden: Er will die Admiralität in London um ein anderes Segelschiff bitten.

Auf dem Heimweg erleidet er Schiffbruch. Im französischen Mauritius wird er als Spion verhaftet – und sechseinhalb Jahre lang festgehalten. Erst 1810 erreicht er London, fast unbeachtet von Wissenschaft und Öffentlichkeit. Zu viel Zeit ist seit seiner Erstumsegelung vergangen, und die Franzosen haben seine Entdeckungen (nach dem Tod Baudins) vereinnahmt. In ihrem Reisebericht werden seine Erfolge nicht gewürdigt, die von ihm erforschte Südküste nennen sie „Terre Napoléon“.

Also muss Flinders mit einem Expeditionsbericht und seinen Karten seine Leistung beweisen. In dieser Publikation will er dem von ihm umsegelten Kontinent den neuen Namen „Australia“ geben. Aber Sir Joseph Banks gefällt die Bezeichnung nicht. Und als „A Voyage to Terra Australis“ endlich in Druck geht, ist Matthew Flinders schwer krank. Abgemagert und von Schmerzen geplagt, stirbt er am 19. Juli 1814.

Sein großes Werk, in dessen Vorwort er sich für den Namen „Australia“ einsetzt, hat er zwar noch vollendet in Händen gehalten. Dass der ferne Kontinent aber schließlich doch so heißt, wie er es sich gewünscht hat, erlebt er nicht mehr: 1817 plädiert auch der Gouverneur von New South Wales für diese Bezeichnung, zehn Jahre später steht sie auf offiziellen Karten der britischen Admiralität.

Und bald darauf nennt die ganze Welt den Erdteil im Südmeer „Australien“.

Ulrike Rückert, 47, ist freie Autorin in Münster.

T R E I B

Der Überlebenskampf



Von Beginn ihrer Besiedelung an dringen die Weißen in die Jagdgründe der Aborigines ein, ver

J A G D

der Aborigines



Auf dieser Darstellung von 1885 nähern sich scheinbar friedliche Forscher misstrauischen Aborigines. In Wirklichkeit aber behandeln viele frühe Siedler die Ureinwohner wie Tiere

gewaltigen und morden – ab 1803 auch auf Van Diemen's Land. Bis sich die Ureinwohner wehren

Mehrere Tausend weiße Männer sammeln sich Mitte November 1830 im Gebiet von *Three Thumbs*, den „Drei Daumen“. So nennen die Weißen eine auffällige Hügelformation im Südosten von Van Diemen's Land (das ab 1856 Tasmanien heißen wird). Kein Pfad führt durch den hier fast undurchdringlichen Busch.

Später, die sich in das Dickicht geschlichen haben, berichten von Feuerstellen. Mit warmer Asche. Hier also haben sich die Aborigines versteckt.

Sir George Arthur, der Gouverneur von Van Diemen's Land, befiehlt, die Wildnis abzuriegeln. Innerhalb von Stunden bilden mehr als 2000 Männer eine menschliche Mauer.

Jetzt, so hofft Arthur, sitzen die Ureinwohner in der Falle.

27 JAHRE ZUVOR, im September 1803, werfen zwei Segler mit den ersten britischen Siedlern vor der Südostküste der Insel Anker: um den Franzosen, die häufig in diesen Gewässern kreuzen, zuvorzukommen. Und um auf der Insel eine Sträflingskolonie zu gründen.

Ein Jahr später leben dort bereits 400 Gefangene, darunter 40 Frauen. Sowie 78 Wachsoldaten, Aufseher, Verwaltungsbeamte und Siedler.

Doch das schildförmige Eiland mit den schwarzen Steilkü-

ten, den zerklüfteten Bergen und dem dichten Busch ist kein Niemandsland.

Vermutlich etwa 5000 Ureinwohner durchstreifen Van Diemen's Land. Sie leben in Dutzenden von Stämmen, kämpfen mit Wurfhölzern und Holzspeeren, legen kaum Vorräte an und kennen kein Privateigentum an Land.

Wahrscheinlich sind ihre Vorfahren vor mehr als 35000 Jahren über eine Landbrücke von Australien her eingewandert; der steigende Meeresspiegel gegen Ende der letzten Eiszeit hat sie eingeschlossen.

Bis zur Ankunft der Sträflinge haben nur wenige Einheimische einen Weißen gesehen. Allenfalls Robbenjäger, Walfänger und gelegentlich einen Forschungsreisenden hat es an die schroffen Küsten der Insel verschlagen.

Und jetzt: Sträflinge.

Von Beginn der europäischen Besiedelung an prallen auf Van Diemen's Land (benannt nach dem Generalgouverneur von Niederländisch-Indien, in dessen Auftrag Abel Tasman diese Gewässer erkundete und dabei 1642 das Eiland entdeckte) Welten aufeinander, die unversöhnlicher kaum sein könnten.

Die schwarzen Jäger und Sammler leben in ihrer seit Jahrtausenden wenig veränderten Kultur – und die Weißen in einer ganz anderen: in einer Zivilisation, die auf Privateigentum und Landwirtschaft beruht. Deshalb erscheint Schwarzen wie Weißen die Lebensweise der jeweils anderen oft nur absurd.

Die Siedler und Sträflinge leben anfangs unter katastrophalen Bedingungen. Es fehlt vor allem an Unterkünften und Nahrung. Deshalb erlauben die Beamten der britischen Krone den Gefangenen, in der Umgebung ihrer Lager nach Essbarem zu suchen.

Eine Massenflucht müssen die Wachen nicht befürchten:



Im Süden von Van Diemen's Land (später Tasmanien) leben 1830 die meisten Aborigines. Mit einer Menschenkette wollen die Weißen sie auf einer Landenge umzingeln



George Arthur wird 1824 Verwaltungschef auf Van Diemen's Land. Rigoros geht er gegen die Aborigines vor

Wohin sollten die verurteilten Verbrecher auch fliehen in dieser Wildnis?

Die Sträflinge fischen, sammeln Muscheln, dringen in die Jagdgebiete der Einheimischen vor. Erlegen Kängurus, entführen schwarze Mädchen und Frauen und vergewaltigen sie. Verstümmeln oder ermorden Männer.

Von der britischen Obrigkeit werden solche Verbrechen nur selten bestraft – und wenn, dann stets milde. Und so schlagen die Aborigines schließlich zurück, töten Vergewaltiger und schneiden ihnen die Hoden ab.

Nach und nach lädt die Krone Tausende Sträflinge auf Van Diemen's Land

ab. Aber auch immer mehr freie Siedler lassen sich dort nieder.

ALS GEORGE ARTHUR 1824 das Gouverneurs-Amt antritt und damit die Verwaltung übernimmt, sind etwa 10 000 Weiße auf der Insel, jeweils zur Hälfte Sträflinge und Freie, darunter zahlreiche Farmer und Viehzüchter.

Die 1804 gegründete Siedlung Hobart Town ist nun eine Kleinstadt. Auch Aborigines leben in Hobart. Sie haben die alte Welt der Totems und der Tabus verlassen. In der neuen Welt der Weißen betteln sie. Um Alkohol, um Tabak. Die meisten Ureinwohner der Umgebung

aber haben sich in unzugänglichere Regionen zurückgezogen.

Nach offiziellen Schätzungen sind es gerade noch etwa 340 Menschen – die anderen sind vor allem durch von den Weißen eingeschleppte Grippeviren und Geschlechtskrankheiten gestorben.

Der Hunger der Kolonisten auf Land scheint unstillbar. Immer tiefer dringen sie in den Lebensraum der Ureinwohner ein. Als die Regierung in London der „Van Diemen's Land Company“ (die die Kolonie zu einem der großen Wollproduzenten machen will) weite Landstriche zuspricht, kommt es zum Aufbruch.



Die Weißen errichten Häuser und Zäune, wo die Aborigines zuvor Kängurus gejagt haben. Die Ureinwohner töten daraufhin Weidevieh, greifen Hirten und abgelegene Farmen an. Die Zahl der Toten auf beiden Seiten steigt. Und die Siedler verlangen eine Lösung

Weil die Europäer Hunderttausende Quadratmeter Buschland roden und Schafe nun die Kängurus und damit die Nahrungsgrundlage der Aborigines von den Weidegründen vertreiben, greifen die Ureinwohner an. Plündern Mehlvorräte, setzen Farmhäuser in Brand, töten Familien.

Der Premier in London nimmt George Arthurs Berichte mit wachsender Sorge zur Kenntnis. Er erwartet, dass der Lieutenant-Governor die Sicherheit in der Kolonie wiederherstellt. Und dass er die Ausrottung der Aborigines verhindert. Weil so etwas dem Ansehen des Empire schaden würde.

Aber was soll Arthur nun tun?

Im Verlauf des Jahres 1827 registriert er mehr als 70 Übergriffe. Er kommt zu der Überzeugung, dass dieser Konflikt zwischen Sesshaften und Nomaden im Grunde nur durch deren strikte Trennung zu lösen ist. Deshalb verbietet er im folgenden Frühjahr den Aborigines, das Siedlungsgebiet der Europäer zu betreten. Und weil sie diese Anordnung nicht befolgen, verhängt er im November das Standrecht; ab sofort dürfen Ureinwohner auch ohne regulären Prozess hingerichtet werden.

Die Zahl der gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen Einheimischen

und weißen Siedlern nimmt weiter zu – auf fast 150 im Jahr 1829.

Daraufhin beschließt Arthur, noch radikaler vorzugehen: Mit einer gewaltigen Menschenkette soll die schwarze Bevölkerung auf einer Landenge vor der abgelegenen Forestier-Halbinsel zusammengetrieben werden.

Die Weißen in New South Wales haben dies 1816 vorgemacht und mit einem Massenaufgebot von Bewaffneten viele Aborigines aus den weißen Siedlungsgebieten an der Küste vertrieben und in trockene, dürre Regionen gehetzt – jenseits der Blue Mountains im Hinterland von Sydney.



1830 greifen Aborigines den Forscher Charles Sturt auf dem südaustralischen Murray River an. Ein mit Sturt befreundeter Ureinwohner rettet die Engländer. Im selben Jahr versammelt George Arthur auf Van Diemen's Land Tausende Freiwillige. Er will die Ureinwohner vor einer Halbinsel zusammenreiben und gefangen nehmen

Wer nicht schnell genug floh, der wurde erschossen.

Arthur will das Problem auf seiner Insel auch noch mit einer zweiten Anweisung lösen. Er beauftragt einen Mann namens George Augustus Robinson, Stämme und Clans zu überreden, ihm in ein vermeintlich sicheres Gebiet zu folgen.

ROBINSON IST EIN ABENTEUERER, der 1824 aus England nach Hobart gekommen ist – vermutlich auf der Flucht vor Gläubigern. Zunächst verdingt er sich als Händler, verkauft Waren, die er aus der Heimat mitgebracht hat.

Doch dann wendet sich der gläubige Brite ganz der Religion zu und arbeitet als Sekretär der „Bethel Union Society“. Am 7. März 1829 liest Robinson in der „Hobart Town Gazette“ eine Anzeige: Verwalter für die Aborigine-Siedlung auf Bruny Island gesucht, einem Eiland südlich von Hobart.

Er bewirbt sich. Und kann Arthur davon überzeugen, dass er der geeignete Mann ist, die Ureinwohner auf der Insel zu „zivilisieren“ und zur „Anbetung des höchsten Wesens“ zu bringen.

Robinson wird Verwalter der Aborigine-Siedlung auf Bruny Island. Und schon nach wenigen Monaten traut Arthur Robinson zu, die Einheimischen ins Exil zu locken.

Im Januar 1830 soll Robinson aufbrechen. Auf alle Ureinwohner, die sich dieser *friendly mission* entziehen, setzt George Arthur ein Kopfgeld aus: fünf Britische Pfund für jeden lebenden Erwachsenen, zwei Pfund pro Kind. Viel Geld in einer Zeit, in der ein englischer Arbeiter nicht mehr als ein Pfund am Tag verdient. Mit dieser Entscheidung hetzt Arthur Kopfgänger auf die Aborigines.

Im Südosten der Insel aber – dort, wo sich die Angriffe auf Weiße gehäuft haben – soll die Menschenkette alle Ureinwohner zusammentreiben.

Am 9. September 1830 ergeht ein Aufruf an alle Männer der Kolonie, sich für eine große Hatz auf die Aborigines zu melden. Viele folgen der Aufforderung. Verstärkt werden sie durch Soldaten. Und durch Sträflinge.

Mehr als 2000 Männer werden mobilisiert. Arthur hat das Unternehmen präzise geplant: hat Lager für Nahrungsmittel anlegen und Orientierungsfeuer entzünden lassen, 1000 Musketen und 30 000 Schuss Munition beschafft.

Und für die Aborigines 300 Handschellen.

Am Sonntag, dem 3. Oktober 1830, wird in allen Kirchen auf Van Diemens Land für das Gelingen der Operation gebetet. Vier Tage später setzt sich die Menschenkette in Bewegung. Sie ist mehr als 100 Kilometer lang.

In einem großen Halbkreis marschieren die Männer auf die Forestier-Halbinsel an der Südküste zu und ziehen die Kette dabei immer enger. Auf diese Weise wollen sie alle Aborigines der Region vor sich hertreiben und auf einer Landenge umzingeln.

Etwa 150 Kilometer liegen zwischen dem Ausgangspunkt der *black line*, wie Teilnehmer die Menschenkette bald nennen, und der Forestier-Halbinsel. Die Männer müssen über Grasebenen ziehen, sumpfiges Land durchschreiten, Hügel übersteigen, Flüsse queren, Wälder durchkämpfen und dichten Busch.

Nachts schlafen sie in der Wildnis. Nur die Wachposten starren hinaus in die Finsternis. Manchmal hören sie jagende Aborigines. Zu sehen aber sind die Ureinwohner nicht.

Mitte November, nach fast sechs Wochen, erreichen die Männer den Streifen Wildnis bei den „Drei Daumen“.

Nun lässt George Arthur 300 seiner besten Soldaten antreten. Das Vorgehen ist immer gleich: Buschwerk wird umstellt, dann darauf gefeuert. Doch die Gejagten sind nirgendwo zu finden.

Also weiter in Richtung Forestier-Halbinsel. Als die Kette einige Tage darauf die Region erreicht und enger zusammengezogen wird, sind die Schwarzen aber bis auf zwei alle entkommen. Arthur muss die *Black Line* auflösen.

Für die Ureinwohner ist das Unternehmen dennoch eine Katastrophe. Später berichten einige Aborigines, sie hätten, bedrängt von den Weißen, viele ihrer Kinder getötet, weil die sonst durch Schreien ihre Verstecke verraten hätten. Auf



Der Regierungsbeauftragte George Robinson soll die Aborigines überreden, freiwillig umzusiedeln

diese Weise kommt vermutlich fast eine ganze Generation ums Leben.

Auch haben die Aborigines wohl zum ersten Mal begriffen, wie mächtig – und wie rücksichtslos – die Europäer sind. Vielleicht auch deshalb nimmt die Zahl der Auseinandersetzungen zwischen Weißen und Ureinwohnern ab: 1831 registriert Arthur nur noch 60 solcher Zwischenfälle.

NUN SCHLÄGT DIE STUNDE des George Robinson. Am 27. Januar 1830 ist er in Hobart zu seiner Friendly Mission aufgebrochen – mit 14 Sträflingen als Eskorte und etwa ebenso vielen Abori-

gines aus der von ihm verwalteten Siedlung auf Bruny Island.

Mehr als 1000 Kilometer legt die Gruppe in der unerforschten Wildnis im Westen der Insel zurück und versucht dabei, Kontakt zu Stämmen der Region aufzunehmen.

Als Übersetzerin dient Robinson die 18-jährige Truganini. Sie ist die Tochter des Stammesältesten von Bruny Island und hätte eigentlich jeden Grund, die Europäer zu hassen. Weiße haben ihre Mutter erstochen und den Mann ermordet, den sie heiraten sollte. Sie haben ihren Onkel erschossen, ihre Stiefmutter und ihre Schwestern entführt.

Und nun wird ausgerechnet Truganini zu einer Botschafterin der Friendly Mission. Doch sie vertraut Robinson. „Ich habe sofort bemerkt“, sagt sie später, „dass er anders ist als die anderen weißen Männer.“

Sie ist sich sicher, dass er sie – und vielleicht ihr ganzes Volk – vor der Gewalt der Europäer schützen wird.

In den folgenden Monaten und Jahren gelingt es Robinson tatsächlich, viele Ureinwohner zu überreden, ihm zu folgen. An einem anderen Ort auf Van Diemen's Land, so verspricht er es ihnen, würden sie unter der Obhut eines gütigen weißen Mannes in Frie-



Englische Siedler töten Aborigines auf dem australischen Festland (Lithographie um 1840). Zwischen 1788 und 1850 sinkt die Zahl der Ureinwohner von schätzungsweise 750 000 auf unter 300 000 – viele sterben an von den Europäern eingeschleppten Krankheiten. Auf Van Diemen's Land nimmt ihre Zahl von etwa 5000 auf weniger als 50 ab

den leben können. Auch würden sie dort mit Kleidung und Nahrung versorgt werden.

Eine Lüge: In Wirklichkeit sollen die Aborigines auf Flinders Island zwischen Van Diemen's Land und Australien deportiert werden.

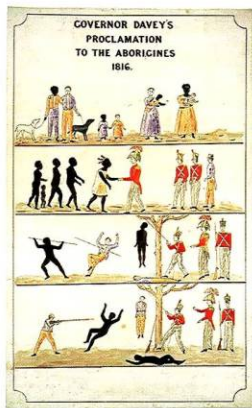
Rund 200 Schwarze – mehr gibt es wohl auf ganz Tasmanien nicht – verfrachtet Robinson nach und nach auf das Eiland in der Bass Strait. 1835 macht ihn die britische Regierung zum Vorsteher des dort errichteten Lagers; auch Truganini lebt nun auf der Insel.

Robinson lässt Hütten bauen, Lebensmittel beschaffen. Und er lässt die Abo-

rigines unterrichten. Denn ihre Stammeskultur soll allmählich von der europäischen Lebensweise verdrängt werden.

Knapp vier Jahre später verlässt Robinson Flinders Island: Er soll sich um die Aborigines in New South Wales kümmern.

Sein neuer Amtssitz: Melbourne im Port Phillip District.



1830 lässt Gouverneur George Arthur Bildtafeln an die Bäume nageln, die zeigen, dass das Gesetz Weiße und Aborigines angeblich gleich behandelt. Tatsächlich aber werden Siedler für Morde an Ureinwohnern nur milde bestraft



AUF DEM AUSTRALISCHEN Festland versuchen in diesen Jahren vor allem christliche Missionare, die Ureinwohner zu „zivilisieren, christianisieren und auszubilden“, so einer der Initiatoren der 1814 gegründeten ersten staatlichen Schule für Aborigines.

Doch zahllose Ureinwohner werden systematisch aus den von Europäern besiedelten Gebieten vertrieben oder ermordet. Wie auf Van Diemen's Land ziehen sich viele deshalb immer tiefer in den Busch zurück.

Nach Berichten über die große Zahl getöteter Aborigines rät eine Parlamentskommission dem britischen Abgeordnetenhaus schließlich zur Einsetzung eines „Chief Protector“ der Ureinwohner. Dieser „Oberste Schutzherr“ soll Reserven für die Aborigines schaffen. Zu ihrem Heil und zu dem der Siedler. Und er hat für die Ausbildung der Kinder sowie deren religiöse Unterweisung zu sorgen.

Literatur: Vivienne Rae-Ellis, „Trucanini, Queen or Traitor?“, Australian Institute of Aboriginal Studies: sorgfältig recherchierte, dicht geschriebene Studie über das Leben einer Aborigine und die ersten – schmerzvollen – Begegnungen mit Europäern. Clive Turnbull, „Black War“, Lansdowne Press: eine anschaulich erzählte, mit vielen nachgedruckten Quellen illustrierte Geschichte des Krieges der Briten gegen die tasmanischen Ureinwohner.

Diesen Posten übernimmt als Erster George Robinson: jener Mann, der bereits die Aborigines von Van Diemen's Land umgesiedelt hat – mit fatalen Folgen. Denn die Zahl der Ureinwohner auf Flinders Island nimmt rasch ab, sie sterben an eingeschleppten Krankheiten. 1847 wird ihre Siedlung aufgelöst; nur 46 Aborigines sind noch am Leben. Sie werden südlich von Hobart in eine Art Lager verbracht.

Sir George Arthur, der zwölf Jahre lang Van Diemen's Land verwaltet hat, lebt um diese Zeit bereits wieder in England – nachdem er seine Karriere in Kanada und Indien fortgesetzt hat. Er stirbt 1854.

Zwei Jahre zuvor ist auch George Augustus Robinson in seine englische Heimat zurückgekehrt. Als wohlhabender Mann. Seine letzten Lebensjahre bis zu seinem Tod 1866 verbringt er in Bath.

Ein Jahrzehnt später, am 8. Mai 1876, entschlaf auch Truganini in Hobart. Die wahrscheinliche letzte Angehörige ihres Volkes, deren Vorfahren auf Van Diemen's Land geboren worden sind. □

Der Berliner Journalist **Walter Saller**, 52, schreibt regelmäßig für GEOEPOCHÉ.



Die Aborigine Truganini (hier um 1870) hilft George Robinson, ihr Volk ins Exil zu locken

Lockruf des

1851 entdecken Abenteurer
in der Ebene von Ballarat Gold.
Selbst Anfänger können hier
Nuggets aus dem Boden waschen,
so nah liegen sie an der Oberfläche.
Bald versuchen dort Tausende
ihr Glück. Auch die Regierung will
von dem Rausch profitieren –
provoziert mit ihren Beschrän-
kungen und Gebühren aber einen
Aufstand der Goldgräber

VON RALF BERHORST



GOLDES



Die wenigsten *digger* suchen allein ihr Glück. Um das Edelmetall fördern zu können, schließen sie sich zusammen und teilen sich das Graben und Waschen. In Bottichen verrühren sie die goldhaltige Erde mit Wasser – eine Knochenarbeit

Z

u Weihnachten 1852 findet der Italiener Raffaello Carboni sein erstes Gold: gelbe, mit Lehm verschmierte Nuggets. Dabei ist der 35-jährige Übersetzer und angehende Literat eben erst in der Ebene von Ballarat angekommen – nach einer Reise um den halben Globus.

Aus aller Welt strömen Abenteurer in den Südosten des Fünften Kontinents, nehmen wochenlange Schiffspassagen auf sich. Folgen den Zeitungsmeldungen von reichen Lagerstätten. Und die besten Funde verheißt Ballarat, gut 100 Kilometer westlich von Melbourne.

Längst gleicht die von Wäldern und Hügeln gesäumte Landschaft einem Schlachtfeld. Schutzzelte markieren Hunderte Schächte. Schräg darüber gespannte Windsegel sollen Luft nach unten leiten, wo Faulgase den Goldgräbern das Atmen fast unmöglich machen.

Vor zwei Jahren noch weiteten hier Schafe. Jetzt durchwühlen 5000 Männer das Erdreich, nehmen einstürzende Schächte, Wassereinbrüche, Hitzschlag in Kauf. Schleier schützen Augen und Mund vor Fliegen und Mücken, Hüte spenden den einzigen Schatten.

Die wenigsten Männer sind Einzelgänger, dafür liegen die goldführenden Schichten zu

tief. Wer Erfolg haben will, muss sich einer Gruppe anschließen. Meist arbeiten sechs bis acht Mann zusammen. Einer füllt unten im Schacht die Eimer mit Lehm und Steinbrocken, andere wuchten sie nach oben. Dort schultern weitere Kumpel das Erdreich in Säcken oder transportieren es auf Schubkarren zwischen den Claims hindurch zum Fluss oder zu einem der zahlreichen Bäche in der Ebene, wo sie das Gold aus der Erde waschen.

Auch Raffaello Carboni ist nicht allein. Schon kurz nach seiner Ankunft in Melbourne hat sich der rothaarige Italiener anderen Glücksuchern angeschlossen. Gemeinsam errichten sie ihr Zelt im Süden des Goldfeldes – eines unter den Tausenden in der Ebene.

Nur wenige Goldgräber wohnen in Holzhütten mit festen Dächern. Die meisten Männer leben unter Segeltuch, geteierter Leinwand oder einfachem Baumwollstoff. Als Hocker und Schränke dienen ihnen Baumstümpfe und Kisten, als Betten Strohmattressen, leere Mehlsäcke oder auch nur Blätter auf dem Boden.

Über den Zelten wehen bunte Flaggen, die oft die Herkunft der Bewohner anzeigen: vor allem Engländer, Schotten und Iren, aber auch Amerikaner. Spezielle Banner zeigen an, wo Metzger, Schmiede, Mediziner und Gemischtwarenhändler in Zeltläden auf ihre Kundschaft warten.

Rauch steigt auf von den Kochstellen der Goldgräber und von den Öfen der einzigen Bäckerei. Qualm wirbelt aus „Meek's Limonaden-, Likör-, Ingwerbier- und Sodawasser-Fabrik“ am Rande des Goldfeldes, in



Der Italiener Raffaello Carboni trifft 1852 in Ballarat ein, um nach Gold zu suchen. Und wird schon bald zum Sprecher derer, die kein Englisch verstehen



WER GRABEN WILL,



Wie hier 1858 in Balaclava Hill, nördlich von Melbourne, sind auch in Ballarat die oberen Schichten goldhaltiger Sedimente schnell abgetragen. Danach treiben die Digger Schächte in die Erde, um an tiefer liegende Goldvorkommen zu gelangen

MUSS ZAHLEN



der Reisende auch ein Zimmer mieten können.

Aber wohl nur wenige Gäste halten sich zu ihrem Vergnügen länger an diesem Ort auf, in dem Staub, Gestank und Lärm den Tag bestimmen. Die meisten werden schon bald wie die Männer in den Zelten und Hütten in der Ebene nach reichen Funden suchen – stets kontrolliert durch die Obrigkeit.

Auf einem Hügel am Westrand der Ebene liegt das Camp des „Gold Commissioner“, des staatlichen Aufsehers über Ballarat. Hier hat Raffaello Carboni gleich nach seiner Ankunft für ein Pfund und zehn Shilling eine Monatslizenz erworben. Erst jetzt darf er nach dem Edelmetall suchen.

Gerade sechs Monate ist es her, dass er in einer Ausgabe der „Illustrated London News“ eine Zeichnung von Ballarat gesehen hat. Die Zeitung berichtete über das Goldfieber in Australien. Und

Carboni erkannte seine Chance. Ohne hin hielt er sich nur als Flüchtling in London auf: 1848/49 hatte er gegen die österreichische Herrschaft in Italien gekämpft, wurde verwundet und gelangte nach Großbritannien.

Im Exil träumte der Revolutionär weiter von der Freiheit. Carboni ist sprachgewandt und belesen, und er hat literarische Ambitionen. Ballarat soll



Die meisten Digger leben anfangs in Zelten, nur wenige bauen Hütten mit festen Dächern. Denn sobald irgendwo anders ein reicheres Vorkommen entdeckt wird, versucht dort jeder als Erster seinen Claim abzustocken

ihm Geld und Unabhängigkeit verschaffen. Doch inzwischen kann er kaum noch klar denken. Schon die ersten kleinen Funde rauben ihm beinahe den Verstand. „Ich träumte von nichts anderem mehr als von einem Loch, vollgestopft mit Gold“, wird er später in seinen Erinnerungen schreiben.

Die Ebene von Ballarat birgt eines der weltweit reichsten Vorkommen an

„Waschgold“, das in Sedimentschichten dicht unter der Oberfläche liegt. Und Ballarat ist nur eine von zahlreichen Fundstellen in Australien.

Der Reichtum des Fünften Kontinents lockt Hunderttausende aus aller Welt an. Gemeinsam werden sie allein in den 1850er Jahren fast 1000 Tonnen Gold aus dem Boden graben und waschen – weit mehr, als die Spanier im gesamten 16. Jahrhundert aus Mexiko und Peru wegschafften.

Sydney und Melbourne wachsen zu modernen Metropolen heran, die sich 1879 und 1880 mit zwei Weltausstellungen präsentieren.

Der einstige Verbannungsort wird zum Sehnsuchtsland der Massen. Der ferne Kontinent, auf dem zuvor kaum jemand leben wollte, wird von Einwanderern überrannt. Der Rausch verändert Australien wie eine Revolution.

Das erste Edelmetall wird bereits 1823 bei Bathurst entdeckt, 150 Kilometer westlich von Sydney. Doch die Regierung will einen Goldboom verhindern, sie befürchtet Unruhe und Chaos in der Sträflingskolonie. Und die politisch einflussreichen Viehzüchter und Großgrundbesitzer haben kein Interesse daran, dass ihnen ihre Landarbeiter wegnemen, um künftig auf eigene Rechnung auf den Goldfeldern zu schuften.

Doch als sich 1849 Tausende Australier nach Kalifornien einschiffen, um dort nach dem Edelmetall zu suchen, ändert die Regierung ihre Politik. Nun setzt sie Prämien aus für alle, die Goldlagerstätten in Australien aufspüren.

Im April 1851 stoßen Schürfer 50 Kilometer nordwestlich von Bathurst auf Nuggets. Der „Sydney Morning Herald“ verkündet auf der Titelseite: „Gold Discovery“. Als der Gouverneur den Fund am 22. Mai 1851 offiziell bestätigt, sind schon Hunderte digger an der Fundstätte eingetroffen. Mitte Juni berichtet ein Besucher von 3000, eine Woche später von 4000 Goldgräbern.

Auch aus dem 640 Kilometer entfernten Melbourne reisen die Männer an. Das Goldfieber droht die Stadt zu entvölkern. Daher setzen die Bürger am 9. Juni 1851 einen Preis aus: gut 200 Pfund für das erste profitable Goldfeld im Umkreis von 200 Kilometern.

Längst ist zwischen dem jungen Melbourne und dem älteren Sydney ein Wettstreit entbrannt. Der Port Phillip District um Melbourne ist gerade dabei, sich als eigenständige Kolonie von New South Wales abzuspalten – auf Drängen der Viehzüchter und Geschäftsleute, die ihre Steuern nicht weiter an das ferne Sydney zahlen wollen.

Am 1. Juli 1851 wird die Trennung rechtskräftig und Melbourne Hauptstadt der neuen Kolonie Victoria, benannt nach der britischen Königin. Es ist die fünfte Kolonie in Australien, nach New South Wales, Van Diemen's Land (später Tasmanien), Western Australia und South Australia. Ein Gouverneur an ihrer Spitze berichtet dem Kolonialminister in London.

Etwa zu dieser Zeit melden Zeitungen Goldfunde aus dem weiteren Umland Melbournes. Ende August waschen einige Abenteurer auch in Ballarat erste Klumpen aus dem Lehm. Nur wenige Tage später schlagen dort bereits 100 Männer ihre Zelte auf, verdrängen die Schafherden, zertreten die Wiesen. Der Viehzüchter, der das Land zuvor genutzt hat, muss es geschehen lassen.

Ein Fluss hat bei Ballarat vor Urzeiten Goldpartikel mit anderen Sedimenten zu einer etwa 700 Meter langen und 250 Meter breiten Terrasse angespült. Das Gold liegt dicht unter der Oberfläche. Selbst Anfänger können es mit Pfannen und Schüsseln aus dem Erdreich waschen.

Anfang September wühlen sich zwei Brüder auf einer Anhöhe der Terrasse in den Boden. Knapp zwei Meter tief müssen sie graben, dann treffen sie auf eine reiche Lehmschicht: In nur zwei Tagen fördern sie 22 Kilogramm Gold – für den Gegenwert müsste ein Arbeiter in Melbourne mehr als 50 Jahre schuften.

Ganz Victoria wird nun vom Goldfieber gepackt. Kaufleute, Buchhalter, Beamte, Handwerker, Arbeiter, Botenjungen und Tagelöhner eilen nach Ballarat und zu den anderen Goldfeldern, die in schneller Folge entdeckt werden. 50 von 55 Polizisten einer Einheit in Melbourne quittieren den Dienst.

Selbst Geistliche lassen ihre Gemeinden im Stich, Seeleute und Offiziere fliehen von den Schiffen im Hafen.

Die holprigen Pisten zu den Goldfeldern sind bald überfüllt mit Ochsen- und Pferdegespannen, mit Eselskarren und Glücksuchern, die sich zu Fuß auf den Weg machen.

Umgekehrt erscheinen die Straßen Melbournes von männlichen Einwohnern fast entvölkert. Einige Schulen werden geschlossen. Während Arbeitskräfte fehlen und nur wenige Läden öffnen, steigen die Preise für Brot und andere Lebensmittel um ein Vielfaches. Die Regierung muss die Löhne ihrer Angestellten drastisch erhöhen, um sie überhaupt noch halten zu können.

Großgrundbesitzer und Viehzüchter sowie die Bürger Melbournes sind schockiert vom Exodus auf die Goldfelder – aber mehr noch vom Reichtum jener, die zurückkommen. Die Schürfer feiern ihren neuen Wohlstand in Bars, Restaurants und Bordellen. Manche lassen die Hufe ihrer Pferde mit Gold beschlagen, spielen Bowling mit teuren Weinflaschen, zünden sich Zigarren mit Fünf-Pfund-Scheinen an.

Andere lassen sich von livrierten Kutschern durch die Stadt fahren, mit Mädchen an ihrer Seite, die barfuß und ungekämmt sind, aber gewandt in teuren Samt und glänzende Seide.

Plötzlich geben diese Parvenüs überall den Ton an. Ein Viehbesitzer, so erzählt man sich, habe einige Goldgräber auf der Straße angesprochen, ob sie nicht für ihn Schafe scheren wollen. „Wollen Sie nicht vielleicht als Koch für uns arbeiten?“, so die Entgegnung.

Ein Umsturz sei im Gange, notiert ein Geistlicher erschrocken in seinem Tagebuch, eine „Französische Revolution ohne Guillotine“. Und manche aus der Oberschicht fürchten, die Umwälzung werde für sie auf dem Schafott enden.

Etliche Bürger, die ihr Leben lang an Dienstpersonal und Angestellte gewohnt waren, müssen nun für sich selbst sorgen. Herkunft, Reputation, sozialer Rang – nichts gilt mehr. Die Tage seien vorbei, hält ein anderer Zeitzeuge fest,

da die Kolonie noch „ein bewohnbarer Ort für zivilisierte Menschen“ war.

Die Anziehungskraft des Goldes ist unwiderstehlich. Kein Politiker, kein Gesetz vermag die Menschen aufzuhalten. Aber wenigstens steuern will Victorias Regierung den Rausch. Und von ihm profitieren. Schließlich gehören alle Bodenschätze der Kolonie der Krone.

Deshalb setzt der Gouverneur eine Gebühr fest: Vom 1. September 1851 an muss jeder, der in Victoria nach Gold gräbt, ein Pfund und zehn Shilling pro Monat zahlen – gleichgültig, ob er etwas findet. Und er muss nachweisen, dass er seinen Arbeitsplatz nicht unerlaubt verlassen hat.

Einige Wochen später trifft ein Gold Commissioner mit einem halben Dutzend berittener Polizisten in Ballarat ein. Er soll Gebühren kassieren, Lizenzen ausstellen, die Größe der Claims festlegen und Grenzstreitigkeiten schlichten.

Schon am nächsten Morgen gibt der Beamte bekannt, er werde die Größe der Claims auf etwa 2,5 mal 2,5 Meter pro Mann beschränken.

Die 400 Goldsucher sind aufgebracht. Auf einmal sollen sie für winzige Claims viel Geld zahlen, während Viehzüchter für wenige Pfund riesige Weideflächen nutzen dürfen? Sie beschließen, die Gebühr zu verweigern.

Dann aber stehlen sich einige in das Zelt des Commissioners und lassen sich doch die Lizenz ausfertigen: Ihre Funde sind so reich, dass sie keinen Konflikt mit der Staatsmacht riskieren wollen. Und die Gebühr können sie verschmerzen. Die Menge draußen empfindet sie mit Drohungen und Fausthieben.

Aber im Lauf des Vormittags beugen sich immer mehr Digger der staatlichen Autorität und erwerben eine Lizenz. Aus Angst, ihre Claims zu verlieren – oder dass andere ihnen an neuen, ergiebigen Stellen zuvorkommen könnten.



AUS ZELTLAGERN



Einige Felder sind so ergiebig, dass die Digger länger bleiben. In den 1850er Jahren wächst in Ballarat eine der ersten Goldgräberstädte Australiens. Geschäftsleute investieren, gründen Banken, Hotels, Läden – ähnlich wie hier in Gympie, Queensland

WERDEN STÄDTE



Mitte Oktober graben schon 5000 Männer in der Ebene, eine Woche später 6000. Immer mehr australische Glückssucher kehren aus Kalifornien zurück. Bis Dezember 1851 strömen 20000 Menschen auf die Goldfelder Victorias.

In Ballarat müssen die Digger bald tiefer graben, die goldhaltige Sedimentterrasse ist zu großen Teilen abgebaut. Doch es spricht sich herum, dass nicht

weit entfernt unter einer Schicht vulkanischen Gesteins noch reichere Goldvorkommen liegen.

Anfang Januar 1853 schuftet Raffaello Carboni auf seinem Claim im Süden der Ebene von Ballarat. In drei Meter Tiefe stößt er auf Gold – mehr als ein halbes Kilogramm holt er aus der Grube.

Zur selben Zeit finden andere Gräber in ihren Erdlöchern das Zehnfache.

Denn die größten Mengen des Edelmetalls liegen in bis zu 60 Meter Tiefe. Doch Carboni und seine Gefährten scheuen den enormen Aufwand, einen Schacht so weit nach unten zu treiben.

Unweit von ihrem Claim graben sich vier Engländer durch mehrere Erd- und Gesteinsschichten. Nach und nach verschalen die Männer den Schacht mit einem quadratischen Rahmenwerk aus



Um 1860 setzen die Digger bereits Pferdewagen und schweres Gerät ein, darunter große Seilwinden. Victoria wird zur reichsten britischen Kolonie in Australien – und Melbourne zur größten Stadt des Kontinents

Holzbalken, stopfen Lehm dahinter, um Ritzen abzudichten und einen Wassereinbruch zu verhindern. Ganz unten kann nur noch einer arbeiten, so eng ist der Schacht.

Den Aushub kurbeln die anderen in Eimern mit einer Seilwinde nach oben. Oft ist die Mühe vergebens: Gut möglich, dass das Gold gerade einmal eine Handbreite neben ihrem Schacht liegt.

Gut 20 Meter tief graben die Engländer. Am 31. Januar 1853 schlägt einer von ihnen auf etwas Hartes: einen Klumpen Gold, verkrustet mit Quarz und schwer wie ein Sack Kartoffeln.

Mehr als 50 Kilogramm zeigt die Waage an, als sie ihn am nächsten Morgen wiegen lassen. Einen Nugget von dieser Größe hat noch nie ein Mensch gefunden – auch nicht in Kalifornien.

Die Nachricht geht um die Welt. Die vier Briten reisen mit dem Goldklumpen zurück in die Heimat. Sie verkaufen ihn für 5532 Pfund an die Bank von England; eingeschmolzen erbringt er rund 41 Kilogramm reines Gold.

Ein Jahr später graben schon annähernd 20 000 Männer allein in Ballarat. Die Goldsucher richten sich nun auf Dauer ein, einige kampieren bereits mit Frau und Kind in der Ebene. Kaufleute bauen stabile Holzhäuser, denn jetzt lohnt es sich, hier zu investieren. In der Zeltstadt bieten Delikatessenhändler Austern an, konservierte Rebhühner und frisch gerösteten Kaffee.

Ein Matratzenmacher lässt sich nieder, ein Möbelschreiner, ein Sattler. Ein Bestatter bietet seine Dienste an. Ein Postamt nimmt Briefe entgegen, mehrere Bankhäuser gründen Filialen – und natürlich kaufen zahlreiche Edelmetallhändler Nuggets und Goldstaub an.

Schon im Mai des Vorjahres hat „Bath's Hotel“ eröffnet, das erste in Ballarat; in den zwölf Monaten darauf folgen das „George“, das „Golden Fleece“, das „United States“ sowie 18 weitere Unterkünfte. Die Hotels laden zu Dinern und Konzerten. Theaterhäuser wie das „Adelphi“ oder das „Queen's“ bieten Komödien und Melodramen in ihrem Programm. Oft verwandeln sie sich nach Ende der Vorstellung in Ballsäle.

Besonders am Wochenende sind die Etablissements voll. Viele Männer trinken sich mit gepanschem Schnaps um den Verstand oder auch zu Tode. In den Hotelbars konkurrieren die Männer um die Aufmerksamkeit der wenigen Frauen; oder sie begeben sich gleich zu künftigen Schönheiten.

In den Städten Australiens gibt es Gerüchte, auf den Goldfeldern herrsche Mord und Totschlag. Treffen sich dort nicht ehemalige Sträflinge, Abenteurer und andere zwielichtige Gestalten?

Und tatsächlich unterlaufen die Betreiber der zahllosen illegalen Kneipen

fortwährend das Gebot, auf den Goldfeldern keinen Alkohol auszuschenken. Nicht selten mischen sie ihren Gästen Betäubungsmittel in den Schnaps, um sie auszurauben. Einige der Händler, bei denen die Digger ihr Gold gegen Waren oder Geld tauschen, betrügen ihre Kunden, teilen die Goldhäufchen in mehrere Portionen und unterschlagen beim Addieren der Summe einige Gramm. Oder benutzen manipulierte Waagen.

Dennoch verhandelt das örtliche Gericht im März 1854 nur 21 Fälle von Körperverletzung und 13 Diebstähle von Gold, Pferden oder sonstigem Besitz.

Der Goldrausch, der dem entlegenen Kontinent einen rasanten Entwicklungsschub bringt und Menschen unterschiedlichster Herkunft nach Australien zieht, läuft in Ballarat ohne größere Dramatik ab. Bis jetzt.

Denn die Lizenzvorschrift sowie die Willkür derer, die in Ballarat für Ordnung und Recht sorgen sollen, bringen die Goldgräber immer stärker gegen die Obrigkeit auf.

Ein egalitärer Geist herrscht unter den Glücksuchern. Hier ist jeder sein eigener Herr, schuften Gelehrte neben Analphabeten, stehen Bürger neben ehemaligen Sträflingen im schlammigen Wasser der Goldwaschanlagen und grüßen sich als *mate*, als Kumpel.

Hier zählen keine Klassenunterschiede, teilen Kameraden auf gemeinsamen Claims brüderlich ihren Gewinn. Nur die Obrigkeit traktiert sie weiterhin wie unmündige Untertanen.

Rund 230 Beamte, Soldaten, Polizisten und Bedienstete leben in dem Camp der Regierung, dessen Unterhalt fast alle Einnahmen aus den Lizenzen verschlingt. Für die Staatskasse bleibt kaum etwas übrig. Auch nicht für dringend benötigte Straßen und Brücken. Und noch immer hat Ballarat kein Hospital.

Da es kaum sauberes Wasser gibt und die sanitären Verhältnisse katastrophal sind, leiden viele Goldsucher an der Ruhr. Andere plagen rheumatische Schmerzen und Krämpfe, weil sie tagsüber bis zur Hüfte im Wasser stehen oder nachts in feuchter Kleidung schla-

fen. Die obersten Beamten dagegen logieren in feinen Holzhäusern, dinieren bei Austern und erlesenen Weinen und leisten sich auf Staatskosten persönliche Diener.

Die Gesetze fördern die Korruption. Aus Angst vor Gewaltexzessen hat der Gouverneur Victorias 1851 auf allen Goldfeldern die Prohibition eingeführt: Nur ein paar lizenzierte Hotels und Restaurants dürfen Alkohol ausschenken. Bei Zuwiderhandlung droht eine hohe Geldstrafe. Die Polizisten dürfen die Hälfte der Buße behalten – kassieren aber zumeist noch lukrativere Schmiergelder. Hohe Beamte lassen sich bei der Vergabe von Lizenzen für Hotels bestechen.

Immer wieder machen die Ordnungshüter Jagd auf Goldgräber ohne Lizenz. Wer kein Papier vorweisen kann, wird an einen Baum gekettet oder im Camp festgesetzt, bis ihn jemand auslöst.

Die wachsende Wut über das Lizenzsystem und die Polizeiwillkür eint die Männer auf den Goldfeldern. Und bringt viele, die wie Raffaello Carboni in Europa als Revolutionäre gegen Fremdherrschaft und Unterdrückung gekämpft haben, erneut auf die Barrikaden.

Im Oktober 1854 versuchen hochrangige Beamte, einen Hotelbesitzer und dessen Angestellten zu decken, die nachts einen Goldgräber mit einem Spaten erschlagen haben – angeblich hielten sie ihn für einen Einbrecher.

Das Etablissement ist ein beliebter Treffpunkt der Männer aus dem Camp. Bei den Goldgräbern ist es jedoch berüchtigt, weil sie dort immer wieder ausgeraubt werden. Eine Woche nach der Tat setzt eine aufgebrachte Menge das Hotel in Brand.

Das Camp des Gold Commissioner wird zum Symbol staatlicher Unterdrückung, zur Chiffre für Korruption und Amtsmissbrauch. Und so versammeln sich am 11. November 1854 rund 10 000 Menschen unter freiem Himmel, und eine Gruppe von Aktivisten gründet die „Ballarat Reform League“.

Zu ihrem Anführer wählen die Männer den Waliser John Basson Humffray, der in seiner Heimat den Chartisten angehört hat, einer Bewegung für das allgemeine und geheime Männerwahlrecht

sowie ein freigeschafftes Parlament. Jetzt fordert Humffray im Namen aller Digger die Abschaffung des Lizenzsystems, die sofortige Absetzung des amtierenden Commissioner samt seiner Beamten sowie mehr Demokratie in Victoria.

Der neue Gouverneur in Melbourne, erst seit fünf Monaten im Amt, liest das Papier mit den Forderungen der Reformbewegung, empfängt ihre Anführer sogar persönlich – kommt ihnen aber in keinem Punkt entgegen. Ihn bedrängen andere Sorgen.

Victoria ist hoch verschuldet. Die Regierung seines Vorgängers hat mit zu hohen Einnahmen aus Lizenzen und Landverkäufen kalkuliert und zu viel ausgegeben. Daher ordnet der Gouverneur noch schärfere Lizenzkontrollen auf den Goldfeldern an. Nach dem Hotelbrand im Oktober lässt er das Camp in Ballarat mit Mannschaften und Munition aufrüsten. Am 28. November 1854 sind dort 435 Mann unter Waffen.

Am Tag darauf versammelt sich die Ballarat Reform League erneut öffentlich. Etwa 12 000 Menschen strömen zusammen, jeder dritte Einwohner Ballarats. Auch Raffaello Carboni ist in der Menge; er ist inzwischen zu einer Art Delegiertem jener Goldgräber geworden, die nicht aus den Ländern der britischen Krone stammen, sein Zelt ist nun eine Informationsbörse.

Plötzlich zieht ihn der Ire Peter Lalor aufs Podium – ein Mann, dessen Bruder 1848 an Aufständen gegen die englischen Besatzer Irlands beteiligt war. Carboni wettet gegen jegliche Unterdrückung und fordert alle Anwesenden auf, zusammenzustehen und dem „Southern Cross“ zu folgen, der blauen Flagge mit dem sternbesetzten Kreuz, die an diesem Tag zum Banner der Bewegung ausgerufen worden ist.

Dann fasst die League den Beschluss, das Lizenzsystem sofort abzuschaffen: Alle Anwesenden sollen ihre Lizenzen verbrennen und feierlich schwören, einander beizustehen, falls die Kontrolleure sie aufgreifen. Viele kommen der Aufforderung nach, ihre Lizenzpapiere gehen in Flammen auf.

Als Uniformierte am nächsten Morgen zur Lizenzjagd ausrücken, werden sie mit Steinen beworfen. Daraufhin

Zwei Digger vor ihrer Hütte: Kameradschaft zählt viel auf den Goldfeldern. Auch in Ballarat, wo sich 1854 Tausende zusammenschließen, um für ihre Rechte zu kämpfen. Mehr als 20 Goldgräber sterben, als Militär und Polizei einen Aufstand blutig niederschlagen



setzt sich der Gold Commissioner selbst an die Spitze einer größeren Gruppe berittener Polizisten. Sie verhaften acht Männer und ziehen sich zurück.

Wie ein Buschfeuer verbreitet sich die Kunde von diesem Übergriff. Etwa 1000 Männer versammeln sich spontan im Zentrum des Goldfeldes. Peter Lalor erklärt sich zum Anführer und erteilt Kommandos, Raffaello Carboni über-



setzt für all jene, die kein Englisch verstehen: Wer keine Pistole oder ein Gewehr besitzt, solle sich mit einer Pickaxe oder Stange bewaffnen.

Sie beschließen, sich in „Eureka“ zu verschanzen, einem Teil des Ballarat-Gebietes. Dort wollen sie die nächsten Aktionen von Militär und Polizei abwarten. Und ihre Forderung nach Selbstbestimmung bis zum Tod verteidigen.

Um ein rechteckiges Areal von etwa 4000 Quadratmeter Fläche errichten sie eine *stockade*, eine provisorische Palisade aus Brettern, schütten einen Wall aus Erde und Felsbrocken auf. Ein paar Zelte und Hütten im Inneren der Befestigung werden ihnen Obdach geben.

Peter Lalor kniet nieder, hebt seine rechte Hand zur Flagge und spricht einen Eid: „Wir schwören beim Southern Cross, wahrhaftig einander beizustehen und zu kämpfen, um unsere Freiheit und unsere Rechte zu behaupten.“

„Amen!“, antwortet ihm hundertfach die Menge. Es ist vermutlich der erste Schwur auf australischem Boden, der nicht der britischen Flagge gilt.

Auf Befehl des Gouverneurs trifft weitere Verstärkung in Ballarat ein. 700 bis 800 Bewaffnete zählt das Camp nun. Ihnen stehen in der knapp 2000 Meter entfernten Befestigung bis zu 1500 Goldgräber gegenüber. Doch kaum einer der

Männer besitzt ein Gewehr oder eine Pistole.

Und in der Nacht zum 3. Dezember, einem Sonntag, befinden sich nur noch 120 Männer innerhalb der Palisade. Am Wochenende rechnet keiner mit einem Angriff. Die meisten Aufständischen schlafen in ihren Zelten außerhalb der Befestigung.

Dabei ist der Commissioner längst entschlossen, die Bewegung niederzuschlagen: als Warnung an alle, die es wagen, die Autorität der Regierung infrage zu stellen.

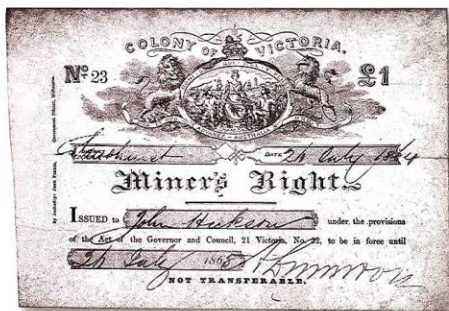
Noch in der Nacht gibt er seinen Truppen Befehl, sich zum Angriff zu rüsten: Er will die Rebellen und „ihre demokratische Agitation mit einem Hieb zerquetschen“.

Sonntag, 3. Dezember 1854, 3.30 Uhr: 296 Kavalleristen, Fußsoldaten und Polizisten verlassen das Camp. Knapp 300 Meter vor der Palisade nehmen sie im Schutz einer leichten Erhebung Formation ein.

Im ersten Licht sehen sie die Bastion vor sich: ein fragiles, hastig gezimmertes Bauwerk, das eher einem Viehgarst gleicht als einer Verteidigungsanlage. Nur ein paar Mann halten Wache.

Um 4.45 Uhr ein Schuss. Ein Posten hat die Angreifer ausgemacht. Die Goldgräber tasten noch schlaftrunken nach ihren Waffen, als ein Sturmtrupp die Palisade von Norden angreift. Von Osten und Westen brechen weitere Einheiten mit aufgepflanzten Bajonetten durch.

Raffaello Carboni schreckt bei den ersten Schüssen hoch. Auch er hat außerhalb der Palisade geschlafen. Versteckt hinter dem aus Lehmziegeln gemauerten Kamin seines Zeltes, beobachtet er die Ereignisse.



Ab 1855 braucht jeder Gräber nur noch ein »Miner's Right«, um in Victoria Gold zu suchen. Zuvor hatte es immer wieder Konflikte mit der Staatsmacht gegeben

Seine Kameraden in der Barrikade, die sich in Erdlöchern verschanzen und mit ihren Picken verteidigen, haben keine Chance. Die Uniformierten setzen Zelte und Hütten in Brand, nicht nur innerhalb der Palisade, sondern auch im weiten Umkreis. Sie reißen die Southern-Cross-Flagge herunter und führen 114 Gefangene in Ketten ab. Auch Carboni wird wenig später verhaftet.

Nach 15 Minuten ist alles vorüber. Mehr als 20 Goldgräber liegen tot auf dem Boden, zwölf sind verwundet. In einem Leichnam klaffen 16 Bajonet-Einstiche. Fünf Uniformierte sind gefallen, ein Dutzend wurde verletzt.

Die Erhebung ist niedergeschlagen. Die Verantwortlichen hoffen, den Protest damit für immer erstickt zu haben.

Doch das brutale Vorgehen verwandelt die Eureka-Palisade schon bald in ein machtvolles Symbol: ein Sinnbild für den legitimen Widerstand aufrechter Bürger gegen eine korrupte Obrigkeit.

Zunächst aber kursieren in Melbourne abenteuerliche Gerüchte über die Erhebung der Goldgräber in Ballarat: Angeblich planen sie einen Marsch auf die Stadt. 1500 Freiwillige melden sich zur Verteidigung. Am 5. Dezember 1854 ruft der Bürgermeister zu einer großen Demonstration auf, die Einwohner sollen dem Gouverneur ihre Loyalität bekunden.

Doch bis dahin haben viele bereits erfahren, was wirklich geschehen ist. Sie nutzen die Demonstration, um eine Resolution zur Unterstützung der Goldgräber zu verabschieden. Auch die meisten Tageszeitungen verurteilen inzwischen

den nächtlichen Überfall. Dennoch lässt der Gouverneur 13 Gefangene nach Melbourne schaffen und wegen Hochverrats anklagen, darunter Raffaello Carboni.

Aber alle Versuche, die Geschworenen durch die Aussagen von Polizeispitzeln und andere Indizien von der Schwere der begangenen Vergehen zu überzeugen, scheitern. Die Jury spricht alle Beschuldigten frei.

Unterdessen legt eine Untersuchungskommission zur Situation auf den Goldfeldern ihren Bericht vor – und empfiehlt, das Lizenzsystem

abzuschaffen. Am 12. Juni 1855 tritt der »Gold Fields Act« in Kraft. Fortan müssen die Goldgräber nur noch ein »Miner's Right« anmelden, das ihnen gegen eine jährliche Gebühr von einem Pfund auch politische Mitbestimmung gewährt.

Die Staatskasse profitiert auf andere Weise von den Edelmetallvorkommen: Sie erhebt nun einen besonderen Ausfuhrzoll auf Gold.

»Eureka« aber wird zum Gründungsmythos der australischen Demokratie. Schriftsteller verewigen die Geschehnisse in Erzählungen, Theaterstücken und Gedichten. Zwar bestreiten einige konservative Historiker die Bedeutung der Revolte – und die Kontroverse darüber hält an. Doch vielen Forschern gelten die Ereignisse des 3. Dezember 1854 als einer der großen Wendepunkte der australischen Geschichte.

»Die australische Demokratie wurde in Eureka geboren«, so formuliert es später Herbert Vere Evatt, der Führer der australischen Labor Party. Denn nicht nur die Goldgräber erhalten mehr demokratische Rechte. Ihr Aufstand beschleunigt eine politische Entwicklung, die schon früher eingesetzt hat.

Bereits Ende 1852 hat der britische Kolonialminister vier australischen Kolonien das Recht zugestanden, neue Verfassungen auszuarbeiten. Die Kolonialregierungen sollen weitgehende Autonomie erhalten. Die Krone behält sich nur ein Vetorecht in militärischen Belangen vor sowie in Fragen des Han-

Literatur: Weston Bate, »Lucky City«, Melbourne University Press: akribisch recherchierte Studie über Ballarat im 19. Jh. Geoffrey Serle, »The Golden Age«, Melbourne University Press: die Wirkung des Goldrauchs gründlich erklärt. Internet: www.gold.net.au – Daten, Zahlen, Biografien zum Thema; www.gutenberg.org/etext/3546 – Carboni »The Eureka Stockade« als E-Book zum kostenfreien Download.

dels- und des Schiffsrechts, des Währungs- und des Zollsystems. Und sie ernennen weiterhin die Gouverneure in allen Kolonien des Fünftens Kontinents.

1855 treten in Victoria, New South Wales und Van Diemen's Land neue Verfassungen in Kraft; South Australia folgt 1856. Die Teilnahme an Wahlen bleibt in Victoria zunächst an Eigentum gebunden. Doch nach und nach erlangt jeder männliche Erwachsene das freie, gleiche Wahlrecht (es dauert aber noch fast 50 Jahre, ehe auch die Frauen über- all ihre Stimme abgeben dürfen).

Die Goldproduktion in Ballarat erreicht 1856 mit über 28 Tonnen ihren Höchststand. Die Stadt wächst weiter, Zelte weichen massiven Holzgebäuden. Durch Dampf- oder Pferdekraft angetriebene Maschinen trennen bald das Gold von Gestein und Erde.

Ab 1856 verbindet eine Telegraphenleitung Ballarat mit Melbourne, 1862 nimmt eine Eisenbahnlinie zur Hafenstadt Geelong den Betrieb auf. Neun Jahre später leben in Ballarat 47 000 Menschen. Aber immer weniger sind Goldgräber, denn der industrielle Abbau von Quarzgold ersetzt die zahllosen Schächte und Claims von einst.

Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts erfasst ein beispielloser Aufschwung den Erdteil. Nach 1854 werden über 20 000 Kilometer an Eisenbahngleisen verlegt. Eine Telegraphenverbindung, quer durch den Kontinent gespannt, ermöglicht eine schnelle Kommunikation zwischen den australischen Metropolen und dem Rest der Welt. Dampfschiffe verkürzen die mehrmonatige Reisezeit nach England um die Hälfte.

Während des Goldrausches hat sich die Bevölkerung Victorias mehr als vervielfacht, von knapp 100 000 Menschen 1851 auf über 540 000 im Jahr 1861. Die meisten Immigranten stammen aus Großbritannien und Irland; die größte Gruppe, die nicht aus dem British Empire kommt, bilden die Chinesen.

Auch nach Ballarat strömen ab 1854 Menschen aus dem Reich der Mitte, angeworben von Einwanderungsagenten – 1858 machen sie rund ein Sechstel

aller männlichen Einwohner der Goldgräberstadt aus.

Die Digger mit den langen Zöpfen, weiten Hemden und offenen Sandalen wirken fremd in der Gemeinde der westlichen Goldgräber. Mehr als alle anderen Immigranten erscheinen die fleißigen, wortkargen Männer aus China der weißen Bevölkerung Australiens als Konkurrenten und unbestimmte Gefahr.

Immer wieder kommt es zu Gewaltausbrüchen gegen die Fremden. Bald siedelt die Verwaltung die Chinesen auf den Goldfeldern in eigenen Camps an, die unter der Aufsicht eines „Protector“ stehen. Unter teilweise katastrophalen Bedingungen in Ghettos zusammengepfercht, müssen die Chinesen für den angeblichen „Schutz“ auch noch eine hohe Gebühr zahlen.

In den 1860er Jahren endet diese Protektorat-Regelung. Doch beschränken alle Kolonialregierungen des Kontinents weiterhin die Zahl chinesischer Einwanderer und die Rechte der schon in Australien lebenden Chinesen. Es ist der Beginn einer Politik, die Australier nur den Weißen vorbehalten will und die sich nach der Vereinigung der sechs Kolonien im Jahr 1901 voll entfalten wird.

*

Raffaello Carboni kehrt nach Ballarat zurück und wird im Juli 1855 in das neu geschaffene örtliche Gericht gewählt. Der Italiener, den es wider Willen erneut in eine Revolte versetzen hatte, bleibt noch ein halbes Jahr.

1858 kehrt er in die Heimat zurück, schreibt Theaterstücke und Opern, die aber keine Beachtung finden. Als er 1875 in Rom stirbt, hat sich sein Traum vom literarischen Ruhm ebenso wenig erfüllt wie der vom Reichtum durch Gold.

Ein Werk aber hält seinen Namen bis heute in Erinnerung: Carbonis Bericht über den Aufstand, den er noch 1855 in Ballarat verfasst hat. „The Eureka Stockade“ ist die einzige wirklich authentische Quelle über die Ereignisse.

Und Raffaello Carbonis Vermächtnis für die Helden von Eureka. □

GEOEPOCHE-Autor Dr. Ralf Berhorst, 42, hat sich zuletzt in der Ausgabe über „Das Alte Ägypten“ mit Gold beschäftigt: in einer Geschichte über die Grabräuber von Theben.

antiquarisch

vergriffen

gebraucht

neu

Hier findet jeder sein Buch.

- Mehr als 28 Mio. Bücher – die weltweit größte Auswahl deutschsprachiger Titel
- Über 4.100 professionelle Antiquariate
- Einfach & schnell online bestellen
- Viele Zahlungsarten, u.a. offene Rechnung

ZVAB.com
ZENTRALES VERZEICHNIS ANTIQUARISCHER BÜCHER

DAS ONLINE-ANTIQUARIAT

AUFBRUCH

in eine



Indische Lastkamele sollen Burke den entscheidenden Vorteil verschaffen. Doch Regen und Streitereien reiben seine Expedition schon bald auf. Dieses Aquarell des deutschen Expeditionsmalers Ludwig Becker, der auch die Pflanzen- und Tierskizzen auf den folgenden Seiten angefertigt hat, zeigt die Gruppe in einer Ebene rund 250 Kilometer nördlich von Melbourne

u n b e k a n n t e W e l t

Mitte August 1860 starten Robert O'Hara Burke und William John Wills in Melbourne, um als erste Europäer den Kontinent zu durchqueren. Ihre Expedition ist Teil eines wahnwitzigen Wettstreits mit dem Entdecker John McDouall Stuart. Und endet in einer Tragödie

VON INSA BETHKE; ZEICHNUNGEN UND AQUARELLE: LUDWIG BECKER



A

am 23. April 1861 brechen drei ausgemergelte Europäer im Schatten eines Baums am Cooper Creek zur letzten Etappe ihrer Expedition auf. Der Fluss hat einen grünen Teppich an den Rand der Wüstenlandschaft gelegt. „Das Wetter ist wunderbar“, notiert der Landvermesser William John Wills. 250 Kilometer trennen die Männer von ihrem Ziel, einer Polizeistation am Mount Hopeless im Osten der Kolonie South Australia.

Noch rund 60-mal wird Wills in den nächsten Wochen sein ledergebundenes Journal zur Hand nehmen, wird wachsende Hoffungslosigkeit in nüchterne Worte kleiden, wird über sein Umherirren in einem Labyrinth aus eingetrockneten Rinnsalen und Wasserlöchern berichten, von Kamelen, die im Treibsand versinken, von klaren Nächten, in denen sich die Kälte durch ihre zerlumpte, mit Pferddecken geflickte Kleidung frisst und in die vom Hunger ausgelaugten Körper. Und von der dunklen Ahnung, dass ihr Marsch tödlich enden wird.

Acht Monate zuvor sind die Entdecker in die Wildnis aufgebrochen, ausgerüstet unter anderem mit einer Badewanne und einer auf einem Kamel befestigten, überdachten Krankentrage, einem mit Zedernholz veredelten Eichentisch, passenden Stühlen und der Flagge des Vereinigten Königreichs von Großbritannien.

Am Ende werden sie nicht einmal mehr einen Angelhaken besitzen.

William John Wills ist der wichtigste Chronist eines wahnwitzigen Kampfes, den eine Handvoll Weißer aus der Kolonie Victoria im Namen der dortigen Regierung aufgenommen hat. Gegen einen Konkurrenten, der von South Australia aus aufgebrochen ist, gegen sich selbst und gegen den trockensten Kontinent der Erde. Es ist ein Wettstreit um Ruhm, Ehre und Raum, um ein Telegraphen-

kabel durch das tote Herz Australiens und den Anschluss an die Welt.

Ein Wettlauf junger Kolonien, den törichter Ehrgeiz entscheidet, ein miserabler Führungsstil – und das, was man gemeinhin Pech nennt.

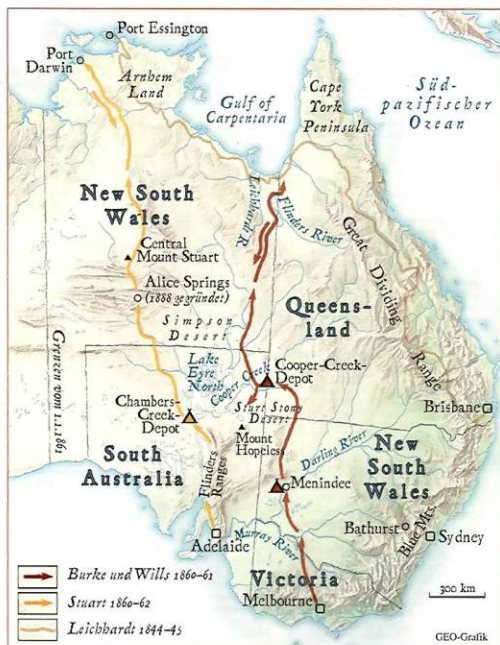
AUSTRALIEN UM 1860: Seit Beginn des Goldbooms neun Jahre zuvor haben sich die Hafenstädte an der Südküste zu Metropolen von europäischem Rang gewandelt. Vor allem Victoria profitiert davon, die kleinste Kolonie des Festlands. Aus ihrer Kapitale Melbourne ist eine Stadt mit säulengeschmückten Häusern, Banken, Museen geworden.

Wer nach Wissen hungert, begibt sich in die Universität oder in eine öffentlichen Bibliotheken; wer Geld ausgeben will, geht zum Cricketspiel oder in den neuen Park am Yarra River, wo an

den Wochenenden Feuerwerkskörper in den Himmel steigen und der Tanzboden vibriert. Und wenn der Aufstieg bis ganz nach oben gelungen ist, der wird Mitglied des Philosophischen Instituts – eines exquisiten Zirkels, in dem Forscher, Reiche und Mächtige über wissenschaftliche Fragen disputieren.

Es ist ein einsamer Glückstaumel. Die Siedler sind abgeschnitten vom Rest der Welt, und doch abhängig vom Mutterland auf der anderen Hälfte des Erdballs, von dessen Erzeugnissen, Märkten und politischen Entscheidungen.

Wenn Schnellsegler aus der Heimat in den Hafen von Adelaide einfahren, die erste Anlaufstation des Kontinents für viele europäische Schiffe, rasen ihnen Journalisten mit Booten entgegen – um Politikern, Geschäftsleuten und Farmern an Land so schnell wie möglich



Burkes Route führt 1860 von Melbourne über den Cooper Creek bis auf wenige Kilometer an den Gulf of Carpentaria. Das dortige Gebiet hat der Preuße Ludwig Leichhardt bereits 1845 erkundet. Burkes Konkurrent Stuart kämpft sich von Adelaide aus durch das Zentrum Australiens nach Norden vor: Nach zwei gescheiterten Versuchen erreicht er 1862 beim heutigen Darwin den Indischen Ozean

Neuigkeiten zu überbringen, die mindestens zwei Monate alt sind.

Minenunternehmer liefern Kupfer nach Europa, obwohl längst Nickel gefragt ist; Schafzüchter warten fast ein Jahr darauf, zu erfahren, welche Preise ihnen die britischen Fabriken für die Wolle der vergangenen Saison zahlen. Und Siedler, die kranke Verwandte besuchen wollen, treten bei ihrer Ankunft in der europäischen Heimat an Gräber.

Dabei ticken große Teile der Welt inzwischen im Minutentakt. Das Empire dehnt seine Macht seit einigen Jahren mithilfe einer revolutionären Erfindung aus: des elektrischen Telegraphen. Seit 1850 der erste Kupferdraht in die See zwischen Dover und dem französischen Cap Gris-Nez versenkt worden ist, jagen die Mächtigen ihre Depeschen per Morseapparat von London nach Paris, nach Russland und in die Türkei.

Auch in Amerika und Asien spinnen Techniker immer größere Telegraphennetze; Ceylon und Indien werden verbunden, 1859 reicht die Verbindung bis nach Batavia (heute Jakarta).

In Australien aber sind nur Adelaide, Melbourne und Sydney über den Kupferdraht miteinander verbunden.

Ein blutiger Konflikt im fernen Europa hat die Telegraphie ins Land gebracht: Als die britische Krone 1854 einen Krieg gegen das expandierende russische Zarenreich begann, schürte dies die Furcht der Kolonisten, russische Verbände könnten bis nach Australien vorstoßen.

Um die Bevölkerung vor einem Angriff warnen zu können, ließ die Regierung von South Australia den Hafen von Adelaide mit der Stadt per Telegraphenlinie verbinden. Später wurde die Verbindung bis nach Melbourne ausgebaut; 1858 war auch Sydney angeschlossen.

Seither warten die australischen Siedler sehnsüchtig auf den Brückenschlag nach Europa. Auf eine Unterwasserverbindung, die die Lücke zum asiatischen Kontinent schließt.

Wo aber soll das von Java kommende Unterwasserkabel ans Festland stoßen? In Brisbane an der Ostküste? So wie es ein Unternehmer 1859 zur Freude von Queensland und New South Wales plant und damit die Regierung in Adelaide in Angst versetzt, weil die Stadt als erster



Robert O'Hara Burke (oben links) arbeitet als Polizeiinspektor, ehe er zum Expeditionsleiter ernannt wird. Weil er nicht mit Sextant und Kompass umgehen kann, führt sein Stellvertreter William John Wills die Gruppe durch die Wildnis: Der 26-jährige Landvermesser beschreibt geologische Formationen, beobachtet das Wetter und führt akribisch Tagebuch

Anlaufhafen auf dem Kontinent mit den Neuigkeiten aus Übersee gut verdient?

Oder in Albany im Südwesten von Australien, wie es der Gouverneur von Western Australia fordert?

Um den Verlauf der Linie entbrennt fiebriger Streit – ist doch jener Kolonie, in der das Ozeankabel endet, das Monopol auf Nachrichten aus Übersee sicher.

Am vernünftigsten scheint schließlich ein Vorschlag des Astronomen Charles Todd. Der Brite will das teure Unterwasserkabel an der engsten Stelle zwischen Asien und der australischen Nordküste verlegen und von dort über Land und durch das Zentrum des Kontinents bis nach Adelaide führen.

Nur: Entlang welcher Route die „Overland Telegraph Line“ von Nord nach Süd verlaufen soll, weiß kein Mensch. Denn noch nie hat ein Weißer den Kontinent durchquert. Noch immer sind zwei Drittel der australischen Landmasse völlig unerforscht.

SEIT 1788 DIE ERSTEN Sträflinge bei ihrer Ankunft den heißen Wind vor der Südostküste gespürt haben, rätseln die

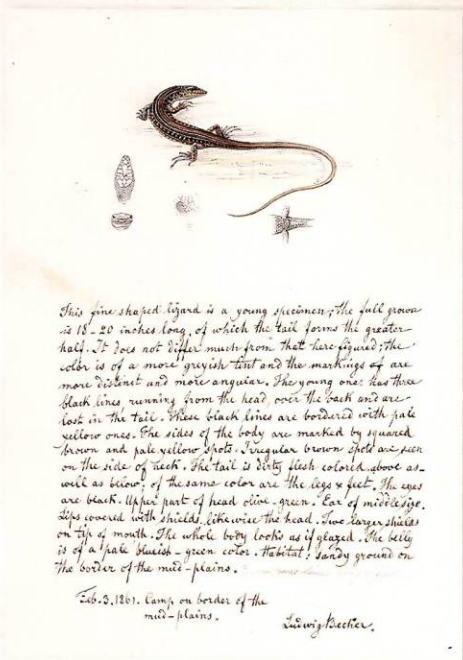
Siedler über die Geheimnisse der „Terra Australis“. Geschichten von einem Kriegerreich abseits der Küsten kursieren, Gerüchte über wilde Tiere, Wüsten und ein gewaltiges Binnenmeer.

Wenig mehr ist bekannt als der Umriss Australiens und die ungefähre Länge seiner Küsten, als 1813 Europäer erstmals die Blue Mountains überwinden, jene Bergkette rund 100 Kilometer westlich von Sydney, über deren Hängen an vielen Tagen des Jahres blau der Dunst von Eukalyptusöl liegt.

Nicht Abenteuerlust treibt die ersten Entdecker hinaus, sondern Pragmatismus: An der Küste wird das Futter für die Schafherden knapp, ebenso der Platz für neue Sträflingskolonien.

Tatsächlich gibt es jenseits der Blue Mountains Weideland, und wenige Jahre später ziehen Landvermesser und Farmer auf einer neu erbauten Straße über die bis zu 1200 Meter hohen Berge.

Von Bathurst aus, der ersten im Hinterland gegründeten Siedlung Australiens, starten in den folgenden Jahren mehrere Expeditionen ins Umland. Die Kolonisten stoßen zudem von Sydney



Trotz Burkes Desinteresses an seinen Studien fertigt Becker Dutzende Zeichnungen an – etwa von dieser Glattechse

entlang der Küste nach Norden und Süden vor, gründen die Städte Brisbane, Melbourne und Adelaide.

Bald kämpfen sich Landvermesser, Abenteurer, Wissenschaftler und Soldaten, die in Europas Kriegen zu überleben gelernt haben, mit Pferden, Rinderge-spannen und Booten in Richtung Zentrum vor – oft im Auftrag der kolonialen Regierungen, denn mit fruchtbarem Land lässt sich viel Geld verdienen.

Von 1828 bis 1830 erforscht der englische Hauptmann Charles Sturt im Südosten die Arme des Darling und des Murray River – und entdeckt so Australiens größtes Flusssystem.

Jahre später bricht Sturt erneut auf: Er ist davon überzeugt, jenseits eines tödlichen Salzseelands, das der Brite Edward John Eyre rund 600 Kilometer nordwestlich von Adelaide ausgemacht hat, auf „ein unbekanntes Meer zu stoßen und in die Tropen zu gelangen“.

Das Gerücht von einem gewaltigen Süßwassersee im Inneren Australiens treibt viele Entdecker an. Denn wo sonst sollen jene Flüsse münden, die jenseits der Great Dividing Range, einer parallel zur Ostküste verlaufenden Bergkette, landeinwärts fließen?

Sturt schleppt sich mit mehreren Männern und einem zerlegten Boot vorbei an ausgetrockneten Salzseen und durch eine Steinwüste. Inmitten der Ödnis im Nordosten der Kolonie South Australia stößt er auf einen Wasserlauf,

*Lange Zeit glauben
die Entdecker an ein
gewaltiges Binnenmeer
im Herzen des Konti-
nents – und ziehen mit
Booten in die Wüste*

den er nach einem befreundeten Richter Cooper Creek nennt.

Im Hochsommer dampft die Sonne den Fluss auf wenige Rinnsale und trübe Teiche ein. In manchen Jahren aber drücken aus dem Osten so gewaltige Wassermassen in die Arme des Cooper Creek, dass sich bis zu 100 Kilometer breite Seen bilden.

Was Sturt nicht ahnt: Drei-, viermal im Jahrhundert füllt der Cooper den ausgedörrten Eyre-Salzsee und lässt das legendäre Meer im Herzen Australiens für kurze Zeit Wirklichkeit werden.

Sturt aber strandet schließlich zwischen meterhohen Dünen. Der Traum vom Binnensee zerflirt in der Gluthitze der Simpson Desert im Zentrum des Kontinents. Nahezu erblindet, die Beine vom Skorbut geschwärtzt, macht er sich auf den Rückweg nach Adelaide.

Andere Entdecker bezahlen ihren Wagemut mit dem Leben. 1848 bricht der Naturwissenschaftler Ludwig Leichhardt auf, um den Kontinent von Ost nach West zu durchqueren. Doch der Preuße, der auf einer früheren Reise 3000 Kilometer weit durch unbekanntes Terrain bis zur Bucht von Port Essington an der Nordküste marschiert ist, kommt

nie in Perth an (siehe GEOEPOCHES „Das Zeitalter der Entdecker“).

Durch den Wohlstand, den der Goldrausch an den Rand des Kontinents zaubert, verlieren viele Menschen das Interesse an dessen Innerem. Doch für höhere Gesellschaftskreise wird das Ziel, den Kontinent zu durchqueren und sein Herz zu erforschen, mehr und mehr zu einer Obsession – allen ernüchternden Berichten zum Trotz.

VOR ALLEM IN VICTORIA werden die Rufe nach einer groß angelegten Expedition von Süd nach Nord immer lauter. Ein Zeitungskolumnist klagt über die „nationale Schande, dass das Innere dieses Kontinents noch immer unter einem geheimnisvollen Schleier liegt“.

Und was könnte den selbst gewählten Status dieser Kolonie als der „fortschrittlichsten unter der australischen Schwesterschaft“ besser untermauern als eine Überlandexpedition? Manchen

lockt auch der Ruhm, der sich mit der Erforschung unbekannter Pflanzen und Tiere einstellen würde.

Ende 1857 beginnt ein Ausschuss des Philosophischen Instituts in Melbourne mit den Planungen für eine wissenschaftliche Expedition. Ein Geschäftsmann will das Vorhaben mit 1000 Pfund finanzieren – unter der Bedingung, dass Bürger noch einmal die doppelte Summe zuschießen.

Doch mehr als 100 Pfund pro Monat bringt das Komitee nicht zusammen, und Victorias Politiker zögern, die Staatskasse zu öffnen. Nach nur einem Jahr droht das Projekt zu scheitern.

Erst der Coup eines Schotten aus South Australia reißt die Kolonie aus ihrer Lethargie:

John McDouall Stuart, der zuvor an der Seite von Charles Sturt bis in die Simpson Desert marschiert war, kartographiert im Zentrum von South Australia Tausende Quadratkilometer möglichen Weidelands. Und, wichtiger noch, er macht 1858 zwischen den von Edward John Eyre entdeckten Salzseen einen Wasserlauf aus, der künftig als Basislager für einen Vorstoß ins Zentrum dienen könnte: den Chambers Creek. In



Im September 1860 beobachtet Ludwig Becker eine Gruppe Ureinwohner, die sich um ein Feuer versammelt hat. Immer wieder zeigen Aborigines den Männern um Burke Wasserlöcher und laden sie zu Zeremonien in ihre Lager ein. Doch die Entdecker interessieren sich nicht für die fremde Lebensweise. Eine Ignoranz, die für einige von ihnen tödliche Folgen hat

den folgenden Jahren wird Stuart immer wieder zum Chambers Creek und von dort weiter nach Norden ziehen.

Ein guter Teil der Route für den Überlandtelegraphen scheint gefunden – von einem Entdecker aus South Australia!

Und was in Melbourne noch bedrohlicher wirken muss: Die Nachbarkolonie bereitet eine weitere Expedition vor. Im August 1859 verspricht der dortige Gouverneur demjenigen 2000 Pfund, „dem es gelingt, das kürzlich von Mr. Stuart entdeckte Gebiet zu durchqueren bis zur Nord- oder Nordwestküste“.

Anfang 1860 stellt die Regierung von Victoria ihrerseits 6000 Pfund für eine eigene Expedition bereit.

Kurz darauf erhält das Philosophische Institut den Rang eines offiziellen

Forschungs- und Lehrinstituts der britischen Krone: Im Auftrag der Kolonie nimmt Victorias „Royal Society“ den Kampf gegen South Australia und John McDouall Stuart auf.

Wen aber sollen die feinen Herren aus Melbourne gegen John McDouall Stuart ins Rennen schicken – einen Mann, der zwar kränklich ist und dem Whiskey verfallen, sich aber in der Wildnis bestens bewiesen hat?

Die Kandidatenkür wird zur Posse: Weil sich das Komitee nicht auf einen der Anwärter einigen kann, schreibt es den Posten per Zeitungsanzeige aus. Doch von den 15 Bewerbern haben nur vier längere Expeditionserfahrung im Busch. Und nicht einer vermag sich mithilfe der Sterne zu orientieren.

Als das Komitee im Juni 1860 endlich einen Expeditionsleiter bestimmt, ist John McDouall Stuart bereits seit gut drei Monaten unterwegs.

Robert O'Hara Burke soll gegen den Schotten antreten – ein irischer Haudegen mit langem Bart. Burke hat seine Militärkarriere in Europa durch Spielschulden ruiniert und langweilt sich nun als Polizeiinspektor in australischen Goldgräberstädten. Er lädt regelmäßig zu Partys und Pokerspielen in sein Haus, gilt als charmant und intelligent, aber auch als impulsiv und stur.

Außer seinem Tatendrang spricht nichts für Burke. Ein Lokalblatt spottet, dass er „am hellichten Tag Norden und Süden verwechselte und dass ihm das Kreuz des Südens als Richtschnur ein

ewiges Rätsel blieb“. Doch ein befreundeter Eisenbahnunternehmer protegiert ihn und verschafft ihm Partigänger innerhalb der Royal Society.

Burkes Aufgabe ist monströs. Er soll, so lautet der Auftrag der Forschungsgesellschaft, einige Hundert Kilometer östlich von Stuarts Route gen Norden ziehen; soll von Menindee, einem entlegenen Handelsposten nördlich von Melbourne, zum Cooper Creek reisen, dort ein Basislager errichten und anschließend das Land zwischen dem Creek und jenem Weg südlich des Gulf of Carpentaria erforschen, den Ludwig Leichhardt 1845 eingeschlagen hat.

Kamele sollen Burke den entscheidenden Vorteil gegenüber Stuart verschaffen: Die Regierung von South Australia hat die Tiere in Indien einkaufen lassen.

Die Melbourne'sche Zeitung „The Argus“ jubelt: „Was könnte eine Expedition, die mit solchen Wüstenschiffen unterwegs ist, nicht alles erreichen?“

MELBOURNE, 20. AUGUST 1860. Um vier Uhr nachmittags bewegt sich eine 500 Meter lange Kolonne aus Menschen, Tieren und Wagen aus dem Royal Park. An der Spitze ein riesiger Kamelhengst, auf dem der stellvertretende Expeditionsleiter George Landells sitzt.

Dahinter reitet Robert O'Hara Burke, gefolgt von vier indischen Kamelhirten und 13 Europäern – den Wissenschaftlern und Assistenten des Großunternehmens. Als einziges Mitglied der Royal Society ist der deutsche Naturforscher und Maler Ludwig Becker dabei.

Rund 15 000 Menschen jubeln der wohl am besten ausgerüsteten Expedition zu, die jemals in das Outback gezogen ist. Auf 26 Kamelen, sechs Planwagen und etlichen Packpferden haben Burke und seine Männer 20 Tonnen Ausrüstung verstaut – darunter Pökelfleisch, Mehl, Kaffee, Zucker und Trockenfrüchte; Limonensaft gegen Skorbut; Gewehre und Munition; Feldkessel und Kohlefilter zur Wasserreinigung; einen chinesischen Gong zum morgendlichen Wecken; Leuchtraketen für den Fall, dass sich die Männer verirren sollten; einen Holztisch mit Stühlen, eine Badewanne und zwölf Haarbürsten.

Burke will den entscheidenden Abschnitt der Reise in 90 Tagen bewältigen. Eine fatale Fehlkalkulation

Hinzu kommen Skizzen- und Notizbücher, Probengefäße sowie die in Mahagonikästen verpackten Instrumente der Wissenschaftler: Kompass, Sextant, Barometer, Chronometer, Teleskop.

Doch die Wagen sind völlig überladen, einer bricht noch im Royal Park zusammen. Bereits auf dem ersten Abschnitt ihrer Reise reiben Dauerregen sowie Machtkämpfe zwischen Burke und Landells die Expedition auf.

Die überlasteten Kamele leiden unter Erkältungen und Durchfall, und auf den schlammigen Wegen bleiben die Wagen stecken. Dabei hätte die Gruppe die 750 Kilometer lange Strecke bis Menindee leicht bewältigen können.

Burke hatte von einem Dampfschiffer das Angebot bekommen, einen Großteil der Ausrüstung von Adelaide aus über die Flüsse Murray und Darling nach Menindee zu verschiffen – und abgelehnt: aus Furcht, die Südaustralier könnten den Weitertransport verzögern.

Burke schindet seine Männer, bringt aber selbst die Abende und Nächte statt im Camp lieber in nahe gelegenen Gasthöfen oder Farmhäusern.

Mehrere Expeditionsteilnehmer kündigen, andere werden von Burke gefeuert. Um schneller voranzukommen, lässt er mehrfach Gepäck zurück, darunter Schusswaffen, einen Teil des Limonen-



not. fig. c.

Caught at Wilbulla, Darling, near the camp, on Oct. 10. 60; it ran along the ground and entered the small cracks of the dried up soil whenever they were in its way. Color: beautiful steel blue, which, in the sun, changed to a brilliant green, and orange. Antennae: composed of 10 parts, of which the second is very large. Feet with 5 divisions. When dead the brilliant green hue disappeared altogether, the markings remaining only steel blue.

Wilbulla camp.

Oct 10th
1860

L. Becker

Der naturwissenschaftliche Ertrag der Burke-Expedition – darunter diese Skizze eines Raubkäfers – ist geringer als erwartet

*Die Entdecker
sollen die Route für
eine Telegraphenlinie
erschließen, die
durch das Zentrum des
Kontinents führt*

saftes sowie zahlreiche wissenschaftliche Geräte.

Dass die Expedition den Kontinent gründlich erkunden soll, spielt bald keine Rolle mehr. „Sie müssen von nun an Ihre Forschungen aufgeben und wie die anderen Männer arbeiten, wann immer es nötig ist“, befiehlt Burke Ludwig Becker und einem weiteren Expeditionsteilnehmer; beide sollen eigentlich das durchquerte Gelände skizzieren sowie Tiere und Pflanzen zeichnen und sammeln.

Alles, was jetzt zählt, ist das Wettrennen zur Nordküste und der Triumph über Stuart. Der wissenschaftliche Auftrag der Royal Society lastet nun vor allem auf William John Wills, dem Landvermesser der Gruppe.

Der 26-jährige Engländer, den ein Freund als „beherrscht, scharfsinnig und so gelassen wie verwegen“ beschreibt, hat in London Mathematik, Geometrie und Physik studiert und sich seit seiner Ankunft in Australien 1853 als Landvermesser, Gutachter für Mineral- und Metallproben und Astronom

einen Namen gemacht. Wills ist der Einzige, der sich im Gelände orientieren kann. Er macht die Position der Gruppe auf einer gedachten Nord-Süd-Achse aus, indem er die Sonne durch einen Sextanten anvisiert und mithilfe eines Spiegels ihren Winkel zum Horizont bestimmt. In einer Tabelle liest er anschließend die entsprechende geographische Breite ab.

Die Längenposition berechnet er, indem er die Ortszeit, für die er durchs Linsensystem des Sextanten in die Sonne blickt, mit der Zeit auf einem Chronometer vergleicht. Doch „bei windigem Wetter“, klagt er, „ist es selten möglich, den Spiegel staubfrei zu halten“.

Während der Expedition führt er täglich Buch. Verzeichnet Temperaturen, Entfernungen, geologische Daten und die Geschwindigkeit des Windes,

beschreibt Wirbelstürme und Gewitter, beobachtet Luftspiegelungen und nachts das Firmament.

Mit mehreren Wochen Verspätung trifft die Expedition Mitte Oktober in Menindee ein. Dort errichtet Burke für fünf seiner Männer, darunter Becker, ein Lager und lässt mit ihnen einen Teil der Lebensmittel, etliche Pferde und Kamele sowie sämtliche Wagen zurück.

Weshalb er die Gruppe teilt, bleibt rätselhaft – Burke notiert über die gesamte Reise nur ganze 850 Wörter. Dient das Depot am äußersten Rande der Zivilisation allein dem Zweck, eine Nachrichtenverbindung zwischen dem Cooper Creek und Melbourne zu sichern, wie es die Royal Society erwartet?

Plant Burke tatsächlich, wie er versichert, die Männer nachkommen zu lassen? Oder will er die ihm lästigen Wissenschaftler loswerden? Ahnt er, dass er mit dem schwerfälligen Tross den Wettlauf gegen Stuart kaum gewinnen kann?

Sicher ist nur, dass er William John Wills zu seinem neuen Stellvertreter er-



klärt. Und dass eine Zeitungsmeldung die Gruppe am 19. Oktober euphorisch zum 600 Kilometer entfernten Cooper Creek aufbrechen lässt: John McDouall Stuart ist zurück in Adelaide – erfolglos!

Der Schotte musste 800 Kilometer vor der Nordküste umkehren, weil seine Vorräte zur Neige gingen. Auch wenn eine neue Expedition bereits beschlossen ist: Burkes Gruppe hat nun mindestens zwei Monate Vorsprung.

BURKE LÄSST bis zu 16 Stunden am Tag marschieren, ohne Ruhetage. Er zieht durch Gebirgsschluchten und Grasland, dann über Sandebenen, so öde und trocken, „dass man sich fast auf einem anderen Planeten wähnen könnte“, notiert Wills. Nach 23 Reisetagen und bei 40 Grad Celsius im Schatten erreichen die Männer am 11. November das feuchte Grün des Cooper Creek.

Grassteppiche säumen die Flussoase; Eukalyptusbäume und Büsche, aus denen das Geschrei von Kakadus und Wellensittichen tönt. An den Ufern tummeln sich Reiher und Schildkröten, und abends suchen Dingos und Kängurus die Wasserlöcher auf.

Aborigines nähern sich der Gruppe, laden sie mit Gesten zu Tänzen und Zeremonien in ihre Lager ein – die Europäer antworten mit Warnschüssen. Die



Caught on Nov. 17; it sat on a canvas-water-bag. The upper-wings are of a rich brown with green patches lined with silver; under-wings pale yellowish brown. The under-side of the wings are of a reddish pale brown. Body: head a honey brown with markings of a lighter and darker tint; rest of body whitish, the last 3 segments of which bear each a br. brush of black hairs. Antennae divided into 43 segments, as shown above. The specimen was a female.

Darling Depot Nov. 17th 1860

L. Becker.

In Menindee am Darling River, wo Burke die Gruppe im Herbst 1860 teilt, zeichnet Ludwig Becker eine Motte

*Als den Männern das
Dörrfleisch ausgeht, haben sie nur
noch wenige Wochen zu leben*

Schwarzen seien, so Wills, „sehr aufdringlich, von niedriger Gesinnung und in jeder Hinsicht verachtenswert“.

Unter dem Blätterdach eines Eukalyptusbaums richtet Burke ein Depot ein. Bald darauf teilt er die Gruppe erneut. Er will mit Wills, dem Soldaten John King sowie dem früheren Matrosen Charley Gray zum Gulf of Carpentaria marschieren; die anderen Männer sollen „drei Monate und, wenn möglich, auch länger“, am Cooper Creek warten. Also mindestens bis Mitte März 1861.

Burke lässt das Fleisch von zwei geschlachteten Pferden in die Luft trocknen und kalkuliert Vorräte für eine 90-tägige Reise. Eine tollkühne Rechnung:

Vor den Männern liegt eine Strecke von 3000 Kilometern, und keiner weiß, wie das Gelände zwischen dem Cooper Creek und dem tropischen Golfland beschaffen ist. Verzögerungen aber sieht Burkes Plan nicht vor. Die Gruppe muss täglich gut 33 Kilometer zurücklegen, will sie nach drei Monaten zurück sein.

Als ein Gewitter die Wasserlöcher in der Umgebung füllt, drängt Burke zum Aufbruch. Am 16. Dezember verlassen die vier Männer mit einem Pferd und sechs Kamelen den Cooper Creek. Die Reise ist zermürbend. Bei Sonnenaufgang, gegen vier Uhr morgens, kriechen die Männer unter ihren Decken hervor, holen die an den Füßen gefesselten

Kamele und hieven ihr Gepäck auf die Tiere. Am Tag setzen Hitze und grelles Licht den Entdeckern zu.

In den Armbeugen und der Leisten- gegend scheuert ein Gemisch aus Sand, Schweiß und Staub die Haut auf. Samen von Stachelkopfgas bohren sich durch die Socken, die trockene Luft lässt die Haut an Händen und Füßen aufreißen, und durch den ständigen Wind sind die Augen eitrig entzündet. Die Männer dürsten, leiden unter Sehstörungen, Magenkrämpfen und Überhitzung.

Spätabends bereiten sie über einem Feuer ihr Abendessen zu: Fladenbrot, ein Gulasch aus Trockenfleisch, Reis, Tee. Einer markiert ihren Standpunkt, indem er ein „B“ und die Nummer des jeweiligen Lagers in einen Baum ritzt.

Ein paar Wochen lang kommen Burke und seine Männer zügig voran, doch dann wird ihr Vorhaben zu einem Wettlauf gegen schwindende Vorräte und die Zeit. Sie verbrauchen ihre Lebensmittel viel schneller als geplant. Die Kamele sind zunehmend erschöpft, und das Gelände ist an manchen Tagen so unwegsam, dass sie statt der geplanten 33 Kilometer nicht mehr als acht zurücklegen.

WÄHREND SICH die Gruppe durch das Outback kämpft, ist auch Stuart wieder Richtung Norden unterwegs. Doch anders als Burke gönnt der Schotte seinen Männern einen Ruhetag pro Woche und teilt seine Gruppe nur im Notfall.

Seine vorangegangene Expedition hat den Kampf der Kolonien neu entfacht. Während südaustralische Journalisten Stuarts Entdeckungen als Durchbruch „in eine neue Welt, mit neuen Betätigungsfeldern und neuen Märkten für unsere Industrie“ feiern, vermutet die Landvermessungsbehörde in Melbourne, die Expedition sei erschwandelt: Sie fordert von South Australias Regierung Beweise für Stuarts Erfolge.

Ende Januar 1861, als Stuart noch am Rande der Simpson Desert nach Wasser sucht, erreichen Burke und Wills das Tropenland am Gulf of Carpentaria, etwa 200 Kilometer südlich der Küste.

Burke muss wissen, dass jeder weitere Schritt unverantwortlich ist. Die Gruppe hat bereits mehr als die Hälfte



Die »Darling Pea«, ein in Südostaustralien verbreitetes
Strauchgewächs, zeichnet Becker am 10. Oktober 1860



Am 11. November 1860, nach einem wochenlangen Marsch durch Wüste, Grasland und Gebirge, schlagen die Entdecker ihre Zelte am Cooper Creek auf. In der Flussoase richtet Burke ein Lager ein und teilt die Gruppe, um mit drei Männern die restlichen 1500 Kilometer bis zur Küste schneller zu bewältigen (Zeichnung von Samuel Thomas Gill)

ihrer Nahrungsmittel verbraucht, und bis zur Küste sind es noch etwa zehn Tagesmärsche. Doch er ist wie besessen von der Vision, als Erster den Kontinent von Süd nach Nord zu durchqueren.

Die Männer ziehen weiter, nun entlang eines Flusses, dessen Wasser bald salzig schmeckt und sich regelmäßig hebt und senkt: Die Küste ist nahe.

Als die Kamele im fauligen Morast nicht mehr vorwärtskommen, waten Burke und Wills auf einem Pfad der Ureinwohner allein weiter. Dann geraten sie in ein Gewirr aus Mangrovensümpfen. Das Wurzeldickicht ist nicht zu durchdringen.

Am 10. Februar 1861 müssen die Männer umkehren. Sie sind nur noch rund 20 Kilometer entfernt von den

Brandungswellen des Meeres: vom Triumph über den menschenfeindlichsten Kontinent der Erde – und ihre Rivalen aus South Australia.

AUF DEM RÜCKWEG regnet es anfangs unaufhörlich, und kein Dach bietet ihnen Schutz: Burke hat die Zelte zurückgelassen, um Gewicht zu sparen. „Die Luftfeuchtigkeit verhinderte jede Form von Verdampfung und macht einen so matt, wie ich es in diesem Ausmaß noch nie erlebt habe“, schreibt Wills.

Sechs, an manchen Tagen sieben Kilometer, weiter kommen sie nicht. Mit Schlägen und Gebrüll treiben die vier Männer ihre Kamele durch zähen Schlamm und bald darauf auch durch Sandstürme.

Burke reduziert die Tagesrationen um die Hälfte. Die Männer ernähren sich nun vornehmlich von fauligem Fleisch und einer dickblättrigen Pflanze, die sie an Flussufern sammeln und wie Gemüse kochen: Der Genuss des vitaminreichen Portulak schützt sie, unwissentlich, immerhin vor Skorbut.

Doch weshalb schießen die Männer kaum Krähen, Emus oder Kängurus? Geht die Munition allmählich zur Neige? Oder sind sie einfach zu schwach, um auf die Jagd zu gehen? Ebenso unbegreiflich: Als eines der Kamele zusammenbricht, lassen sie es einfach im Busch zurück – statt das Tier zu töten und zu essen. Erst Ende März schlachten die Männer ein Kamel und kurz darauf ihr einziges, zu Tode erschöpftes Pferd.



Etwa 20 Kilometer vor der Nordküste stoßen die Männer auf dichte Mangrovenwälder, die sie zur Umkehr zwingen. Die Rückreise ist ungemein strapazios und kostet einen der vier das Leben. Dieses Bild rekonstruiert, wie die übrigen drei (links: Robert Burke) am Abend des 21. April 1861 wieder am Cooper Creek eintreffen – und das Lager verlassen vorfinden

Doch zu spät. Am 17. April, wenige Dutzend Kilometer vom Basislager am Cooper Creek entfernt, erliegt Charles Gray inmitten der Wüste den Strapazen.

Einen Tag brauchen Burke, Wills und King, um ein Loch für den Toten zu graben. Ihr Innehalten zeugt von menschlichem Anstand, doch es sind Stunden, die dem Drama im Outback die endgültige Wende zur Tragödie geben werden.

Vier Tage später treffen sie in der Abenddämmerung halb verhungert am Cooper Creek ein. Die Asche in der Feuerstelle ist noch warm, doch das Lager menschenleer. Am Stamm eines Eukalyptusbaums findet Wills eine geschnittene Botschaft: „Dig“, grabt.

Und daneben, auf einem Ast, ein Datum: 21. April 1861.

Als Burke die Worte liest, bricht er zusammen. Sie haben die Männer, die mehr als vier Monate mit Lebensmitteln, Pferden und Kamelen an dem Fluss ausgeharrt haben, offenbar nur um wenige Stunden verpasst.

Der Koffer, den sie schließlich finden, enthält Vorräte und einen Brief. Das Schreiben bestätigt ihre Befürchtungen: Der Rest der Gruppe ist erst am Morgen in Richtung Menindee aufgebrochen.

„Wir sind sehr enttäuscht, dass die Gruppe den Cooper verlassen hat“, klagt Burke in einer Botschaft, die sie mit dem Koffer wieder vergraben.

Was mag in diesen Stunden in dem Entdecker vorgehen? Verflucht er seine Gefährten, von denen er offenbar erwartet hat, dass sie entgegen der ursprüng-

lichen Absprache unbegrenzt lang auf seine Rückkehr warten? Oder den Tag, den Grays Begräbnis sie gekostet hat?

Kommt ihm der Gedanke, dass nicht allein unglückselige Umstände wie das schlechte Wetter die Expedition in diese ausweglose Lage gebracht haben, sondern seine eigenen Fehler?

Sicher ist, dass Burke zwei Tage später eine weitere fatale Entscheidung trifft. Statt der anderen Gruppe zu folgen und damit möglichen Rettungstrupps entgegenzuziehen – der Weg nach Menindee ist ja bereits markiert –, will er sich mit Wills und King zu einem Außenposten der südaustralischen Polizei am Mount Hopeless durchschlagen.

Bis dorthin ist es zwar nur halb so weit wie nach Menindee, doch die Män-

ner müssen mit nur 83 Kilo Lebensmitteln im Gepäck völlig unbekanntes Gebiet durchqueren.

EIN PAAR TAGE LANG verläuft die Reise gut. Ende April erschießt die Dreiergruppe eines der Kamele, weil es in „bodenlos tiefen Treibsand“ geraten ist. Kurz darauf zerfasert der Cooper in eine Vielzahl kleinerer Flussbetten. Verzweifelt sucht William John Wills nach dem Hauptarm des Stromes, erklimmt Sandhügel um Sandhügel. Vergebens.

Schließlich bricht das letzte Tier zusammen. „Ich fürchte, am Ende müssen wir für einige Monate wie die Schwarzen leben“, schreibt Wills am 6. Mai in sein Feldbuch. Wie aber, wo sie den Aborigines und deren Überlebenskünsten bislang kaum Beachtung geschenkt haben?

Eine Gruppe von Ureinwohnern folgt ihnen eine Weile, schenkt ihnen Fische und *nardoo*, essbare Sporenkapseln von Farnpflanzen. Dann aber verschwinden die Aborigines – mit den Angelhaken, die ihnen die Europäer im Gegenzug überlassen haben.

Nur selten gelingt es den Männern, eine Ratte oder einen Vogel zu erlegen. Ende Mai muss ihnen klar sein, dass ihre Situation aussichtslos ist. Wills schleppt sich noch einmal zurück zum Depot am Cooper und vergräbt am Eukalyptusbaum seine Tagebücher.

Dann verschlechtert sich sein Zustand rapide. An einem Wasserloch lässt Burke ein Lager aufschlagen. Die drei können gerade noch *Nardoo* sammeln und zu Mehl verarbeiten.

Was niemand ahnt: Die Pflanzenskapseln entziehen ihrem Körper Vitamin B und lähmen so schleichend Nerven und Glieder. Sie hätten die Samen, wie es die Aborigines tun, vor dem Mahlen wässern und kochen müssen.

Immer flacher wird der Puls der Männer, immer schwerer werden ihre Beine. Am schlimmsten ergeht es William Wills. In seinem Tagebuch notiert er: „24. Juni – eine fürchterliche Nacht. Etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang erhob sich ein Südwind, der fast die ganze Nacht lang wehte; die Kälte ließ einen regelrecht zusammenschrumpfen. Da King und Mr. Burke zusehends schwächer werden, haben wir kaum eine

Chance zu überleben, wenn wir nicht ein paar Schwarze finden.“

Auf seinen eigenen Wunsch hin lassen Burke und King den Todkranken schließlich mit Wasser, Nardoo und Feuerholz zurück. „Nur noch das gütigste Schicksal kann uns retten; ich selbst werde vielleicht noch vier oder fünf Tage leben, wenn das Wetter warm bleibt“, notiert Wills an einem der darauffolgenden Tage, in noch immer gestochenen scharfer Schrift.

Es ist sein letzter Feldbucheintrag. Wann genau William John Wills seinen

nebenbei auch einen Platz für einen Hafen an der Nordküste sichern.

Ohne einen einzigen Mann zu verlieren, legen die Suchtrupps binnen weniger Monate rund 11 000 Kilometer zurück und zeichnen dabei Millionen Hektar neuen Landes in die Karte des Kontinents ein. Viel mehr, als es die Gruppe von Robert Burke jemals hätte schaffen können.

Mitte September 1861 entdeckt eine Rettungsmannschaft südlich des Lagers am Cooper Creek einen ausgemergelten Europäer: John King hat sich nach

Noch heute legt ein markierter Eukalyptusbaum am Cooper Creek Zeugnis ab von dem Drama im Outback

Qualen erliegt, bleibt ungewiss, denn am Ende sind seine Datumsangaben wirr.

Robert O'Hara Burke stirbt kurz danach, einige Kilometer flussaufwärts. Er verfasst eine letzte Nachricht an seine Schwester. Dann umfasst er mit der rechten Hand seine Pistole und erwartet den nahenden Tod. John King macht er zum Zeugen seines Sterbens. „Ich hoffe, dass du bei mir bleiben wirst, bis ich wirklich tot bin – es ist tröstlich, zu wissen, dass jemand bei mir ist; aber wenn ich gestorben bin, sollst du mich nicht begraben, sondern so liegen lassen.“

Es sind die letzten Worte jenes Mannes, der Victoria zu Ruhm verhelfen sollte. Zu Weideland und einem Überlandtelegraphen. Zum Aufstieg als führende Kolonie Australiens.

AN DER SÜDKÜSTE sind inzwischen Suchaktionen gestartet. Monatelang hat die Royal Society in Melbourne zuvor Hinweise der in Menindee Zurückgebliebenen ignoriert, der vorausseilende Teil der Expedition könne in Schwierigkeiten geraten. Von Burke hat seit Oktober 1860 niemand mehr etwas gehört.

Nun aber, im Juni 1861, rüsten neben dem Expeditionskomitee in Victoria auch South Australia und Queensland Rettungsmannschaften aus. Denn möglicherweise könnten sich die Teams auf ihrer Suche nach den Verschollenen wie

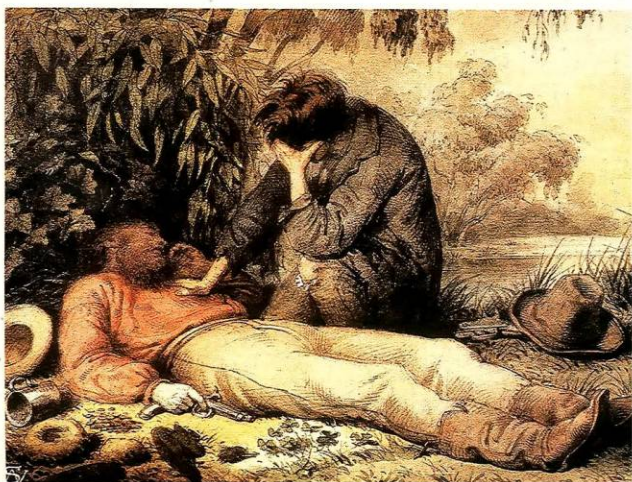
dem Tod von Burke am Fluss entlang-geschleppt, hat die Leiche von Wills begraben und ist schließlich auf Aborigines gestoßen, die ihn mit einem Schlafplatz und Nahrung versorgen.

Als die Nachricht vom tragischen Ende der Expedition Melbourne erreicht, drucken die Zeitungen Sonderausgaben. Die Menschen in Victoria feiern die Toten als Helden.

„Leiden und Tod der ersten weißen Männer, die den australischen Kontinent durchquert haben, werden hinfort jedem Kind geläufig sein“, ist in „The Argus“ zu lesen. Die Zeitung lastet den Tod von Burke und Wills der Royal Society an: „Die wichtigsten Aufgaben und Pflichten sind größtenteils vernachlässigt worden, was die Katastrophe letzten Endes heraufbeschworen hat.“

Eine königliche Untersuchungskommission beschäftigt sich mit der Frage, weshalb die Entdecker sterben mussten – und gibt die größte Schuld jenen Männern, die in den beiden Basicamps zurückgeblieben waren. Darüber, dass vier von ihnen, darunter Ludwig Becker, die Expedition ebenfalls nicht überlebt haben, verliert kaum jemand ein Wort.

Ein Hilfstrupp birgt einige Monate später die verbliebenen Überreste von Burke und Wills und transportiert sie, in Blechkisten verpackt, bis an die Küste. Bei der Einsargungsfeier an Silvester



Am Ende irren die Entdecker ohne Pferde und Kamele durch die Wildnis, auf der Suche nach einem Flussarm, der sie zurück in die Zivilisation führt. Vergebens: Zehn Monate nach dem triumphalen Aufbruch in Melbourne stirbt Wills, kurz darauf auch Robert Burke – betrauert vom letzten Überlebenden, dem Soldaten John King, den ein Suchtrupp später bei einer Gruppe Aborigines aufspürt

1862 stecken sich Mitglieder der Royal Society Zähne und Haarlocken in die Taschen – Souvenirs, die später bei Dinnerpartys kursieren.

Ein paar Wochen später verabschiedet die Kolonie Victoria die Entdecker mit dem ersten Staatsbegräbnis ihrer Geschichte. Den wahren Ruhm aber und die 2000 Pfund für die Süd-Nord-Durchquerung des Kontinents streicht ein anderer ein.

Denn während der Wagen mit den Leichen von Robert O'Hara Burke und William John Wills am 21. Januar 1863 durch die mit Trauerflor geschmückten Straßen von Melbourne rollt, steigt in Adelaide John McDouall Stuart von seinem Pferd.

Nach mehreren gescheiterten Unternehmungen, bei denen er sich auf immer

gleicher Route immer weiter in Richtung Nordküste vorarbeitete, hat der Schotte im Sommer 1862, fast blind und von Schmerzen gepeinigt, den Wellenschlag des Indischen Ozeans vernommen und in einer Bucht nahe dem heutigen Darwin den Union Jack gehisst.

Seine 273 Tage andauernde Expedition schlägt eine rund 3000 Kilometer lange Schneise der Zivilisation quer durch das wüste Innere des Kontinents. Der zäh errungene Triumph kostet Stuart seine Gesundheit, doch keinen einzigen seiner Begleiter das Leben.

*

Die Kolonie Victoria hat für das Wettrennen um die Durchquerung des Kontinents mit sieben Menschenleben bezahlt, doch sie gewinnt nichts. Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Forschungsexpedition sind dürftig, die Route von Burke und Wills ist für die Erschließung des Inneren Australiens weniger brauchbar als die von Stuart entdeckte – auch weil der Schotte, an-

ders als Burke, seine gesamte Strecke vorbildlich dokumentiert und kartographiert hat.

Zwar ersucht die Kolonie Victoria die britische Regierung noch 1862, ihr das durchquerte Gebiet am Gulf of Carpentaria zuzuschlagen und es „Burke's Land“ zu nennen. Doch die Krone teilt das Land Queensland und South Australia zu – vermutlich wegen der geographischen Nähe und weil sich bereits Siedler aus diesen Kolonien in das Outback aufgemacht haben.

Auch den Kampf um den Anschluss an die Welt verliert Victoria gegen die Nachbarkolonie: 1870 errichten Arbeiter den ersten von 36000 Masten für einen Überlandtelegraphen. Der Draht führt von der Küste South Australias größtenteils entlang Stuarts Strecke bis zum neuen Hafen Port Darwin im Norden, wo er mit dem Seekabel aus Asien verbunden wird.

Das erste Telegramm aus London erreicht Adelaide am 22. Oktober 1872.

Binnen kurzer Zeit verwandelt der Fernschreiber den Kontinent. Pioniere folgen der „Overland Telegraph Line“ und bauen die Telegraphenstationen zu Siedlungen aus. Mit Alice Springs entsteht ab 1888 die erste Stadt im Herzen des Kontinents.

Dessen letzte große Geheimnisse lüften in den Jahrzehnten nach Stuart und Burke mehrere Expeditionen. So gelingt es Ernest Giles 1876, von Südastralien aus durch die toten Weiten des Westens bis nach Perth vorzustoßen.

Einzig die Simpson Desert, die sich zwischen den Expeditionsrouten von Burke und Stuart ausdehnt, widersteht noch weitere 60 Jahre jeder planmäßigen Erkundung.

So wie auch jener silbrige Eukalyptusbaum am Cooper Creek, in dessen vernarbter Haut der Buchstabe B und die Lagernummer 65 zu lesen sind, seit 350 Jahren Dürren und Überschwemmungen trotzt – und bis heute Zeugnis ablegt von der größten Tragödie in der Entdeckungsgeschichte Australiens. □

Literatur: Sarah Murgatroyd, „The Dig Tree“, Bloomsbury: quellenorientierte Darstellung einer Journalistin, die die Expedition von Robert O'Hara Burke und William John Wills packend erzählt. Geoffrey Badger, „Explorers of Australia“, Kangaroo Press: übersichtlicher Abriss zu den wichtigsten Entdeckern der australischen Geschichte.

Insa Bethke, 32, ist Textredakteurin im Team von GEOEPOCH und hat für die Ausgabe über „Das Zeitalter der Entdecker“ bereits die tragische Australien-Expedition Ludwig Leichhardts rekonstruiert.

Die doppelte Staatsgründung



**Jetzt
am
Kiosk!**

Im Mai 1949 wird im Westen das Grundgesetz verabschiedet – die Bundesrepublik ist gegründet. Im Oktober desselben Jahres geht aus der Sowjetischen Besatzungszone die DDR hervor.

ZEIT GESCHICHTE blickt auf die ersten Schritte der beiden deutschen Staaten zurück.

Sammeln Sie ZEIT GESCHICHTE jetzt 4x im Jahr!



1949 – Die doppelte Staatsgründung
Jetzt erhältlich!

1989 – Die friedliche Revolution
Erscheint am 27.05.09

**Karl Marx und die Geschichte
der modernen Ökonomie**
Erscheint am 26.08.09

Das Christentum und die Macht
Erscheint am 25.11.09

- ▶ Im Abonnement verpassen Sie garantiert keine Ausgabe und erhalten alle Hefte pünktlich nach Hause geliefert!
- ▶ Frei-Haus-Lieferung
- ▶ 4 Ausgaben für € 17,- statt € 19,20 – Sie sparen über 11 % gegenüber dem Einzelverkauf.

Sichern Sie sich jetzt ZEIT GESCHICHTE!
Per Telefon: 0180 – 52 52 909*
Im Internet: www.zeit.de/geschichte

*14 Cent/Min. aus dem deutschen Festnetz, Mobilfunkpreise können abweichen.

ZEIT Geschichte

Erinnerungen an die

Die Figuren, die Australiens Ureinwohner seit 50 000 Jahren in Stein ritzen, auf Höhlenwände malen, in Holzobjekte schnitzen, sind Symbole ihres Glaubens. Meist erzählen sie Geschichten aus der Traumzeit – als die mythischen Vorfahren der Aborigines die Welt erschufen

TEXTE: FRANK OTTO UND ASHLEY WEARNE

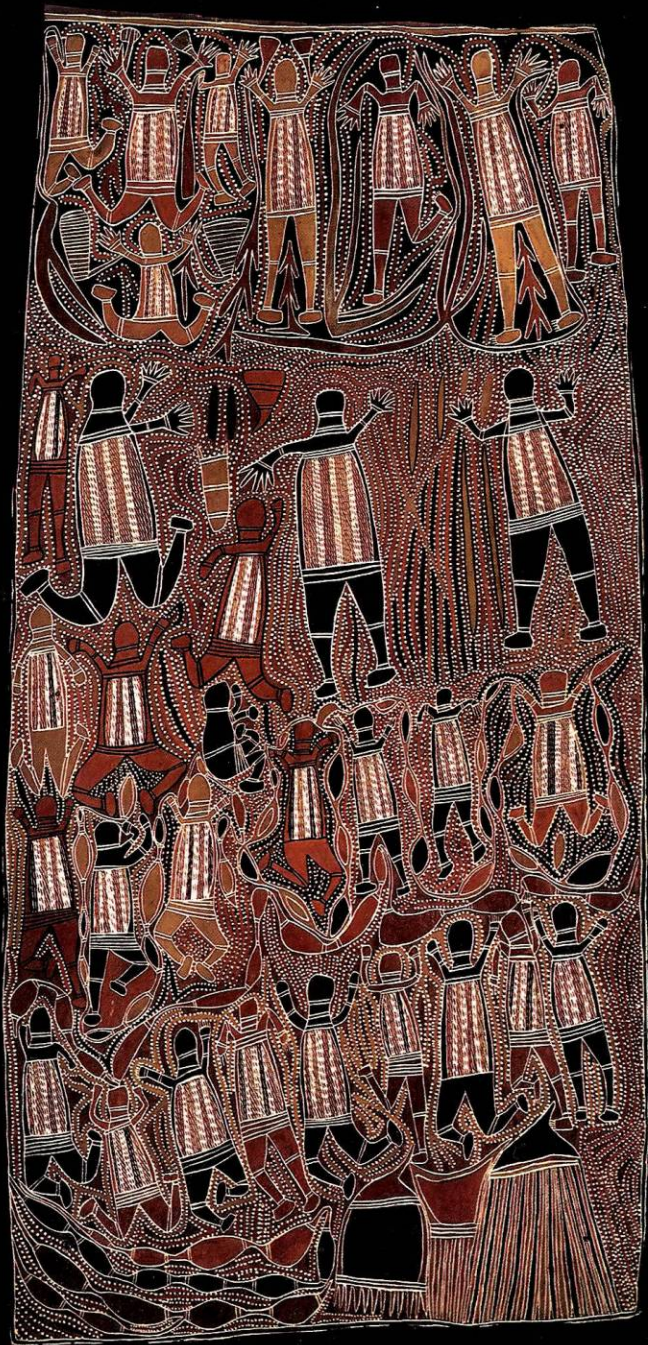


TRAUMZEIT

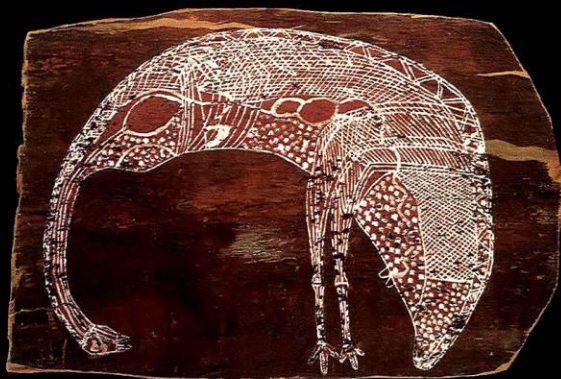


Diese dünnen, fast durchsichtigen Geisterwesen haben den Menschen einst das Jagen beigebracht. Wie auf einem Röntgenbild sind Rippen und Wirbelsäulen von außen sichtbar (Felsmalerei im nordaustralischen Arnhem Land)

Geister und
Menschen tanzen
bei einer Toten-
zeremonie miteinan-
der. Die zahllosen
Punkte in dem Bild
können für viele
Dinge stehen, etwa
für Sterne, Funken
oder verbrannte Erde
(George Mulumbe,
Rindenmalerei,
um 1970)



Die für eine Region typischen Tiere sind oft in der Kunst ihrer Bewohner wiederzuerkennen. Hier hat der Maler Nagaipa einen Emu auf Rinde festgehalten – ein Symbol, mit dem seine Ahnen einst um die zahlreiche Vermehrung der Tiere baten (um 1955)



Viele Bilder dürfen nur von EINGEWEIHTEN betrachtet werden

Manche Objekte der Aborigine-Kunst sind geheim – auch heute noch. Nur bestimmte Stammesmitglieder dürfen sie sehen und können ihre heiligen Symbole vollständig entschlüsseln. Mit Kunstwerken, wie etwa Sandskulpturen, die nach einer Zeremonie häufig zerstört werden, nehmen die Ureinwohner Kontakt zu ihren übernatürlichen Ahnen aus der Traumzeit auf, die bis heute als Felsen, Höhenzüge oder markante Bäume weiterleben

WOLKEN- GEIST und Regenbogen- schlange

Die Regenbogen-
schlange, deren Kör-
perbewegungen einst
Schluchten und Fluss-
täler formten, und der
mit einem Strahlenkranz
geschmückte Wandjina-
Geist (Bildmitte), Herr-
scher des Regens in der
Monsunsaison, gehören
nach dem Glauben der
australischen Ureinwoh-
ner zu den Schöpfern
der Welt. Viele Genera-
tionen von Künstlern
haben diese Felswand in
den nordwestaustrali-
schen Kimberleys immer
wieder übermalt. Unter
anderem durch physikali-
sche Untersuchungen von
Farbpigmenten haben
Wissenschaftler die Fels-
malereien Australiens
datiert: Die frühesten
sind fast 30 000 Jahre alt
und gehören damit zu
den ältesten Bildnissen
der Welt. Doch wahr-
scheinlich – so legen es
die Funde von Pigment-
stückchen nahe – haben
australische Meister
schon vor gut 50 000
Jahren gezeichnet



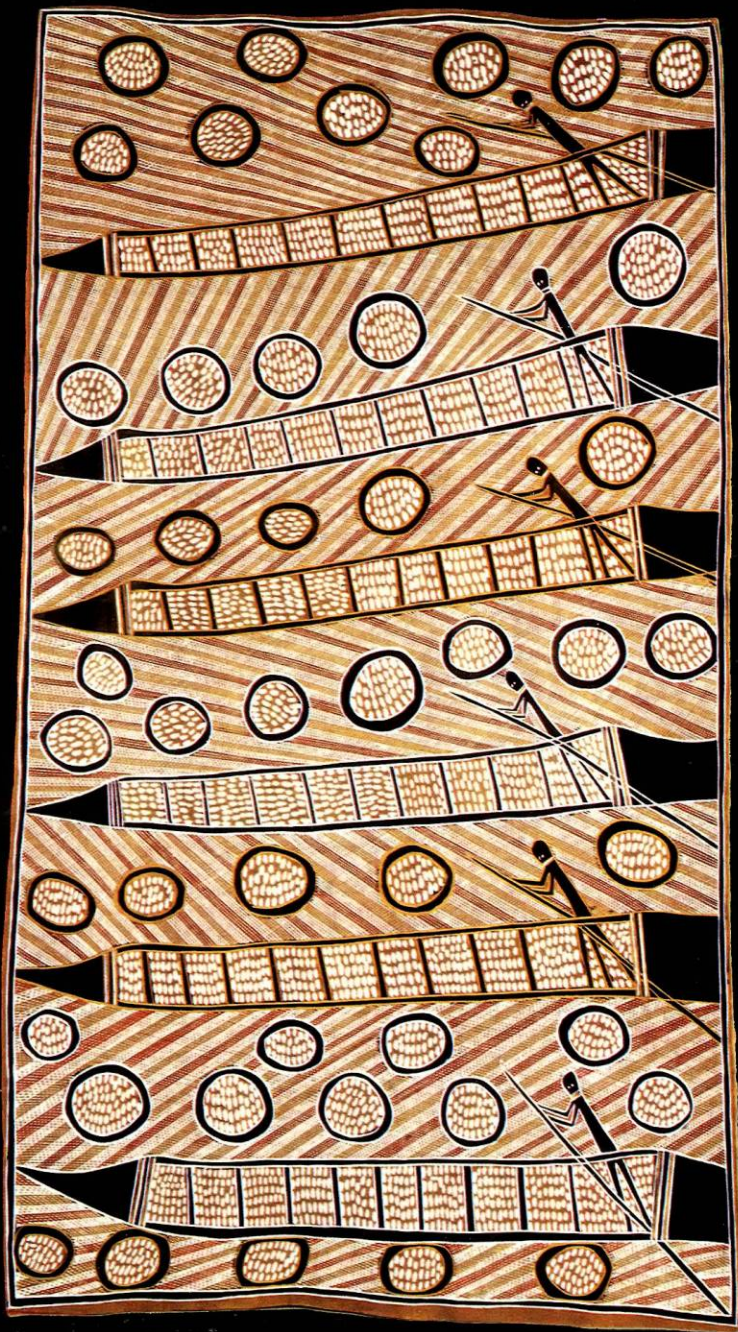


In Arnhem Land
im Northern Territory
entwickeln Künstler
um 2000 v. Chr. den
»Röntgenstil«. Anfangs
zeichnen sie nur Rück-
grat, Rippen und innere
Organe etwa eines Kängu-
rus; später kommen
Muskeln, Körperfett
und sogar die winzigen
Nerven des Auges
hinzu (Irvala, Rinden-
malerei, 1963)



Der gemusterte HINTERGRUND *verleiht dem Kunstwerk heilige Energie*

Die sakralen Symbole und Muster,
die ein Aborigine-Maler verwendet, gehören
seinem Clan allein; niemand sonst darf sie
benutzen. Sie sind Teil des Wissens der Künstler –
und damit ihres sozialen Rangs. Denn dieser
bestimmt sich bei den Ureinwohnern des Fünften
Kontinents nicht durch materiellen Besitz.
Sondern durch die Kenntnisse, die ein Mensch
im Lauf seines Lebens erwirbt



Die Herkunft des Malers lässt sich an der Schraffur des Untergrunds erkennen – hier die Suche nach Gänse-eiern am Ende der Regenzeit in den nord-australischen Sümpfen. Diese Muster erfüllen das Objekt, das sie zieren, mit der Energie übernatürlicher Wesen (George Milpurrurru, Rindenmalerei, um 1990)





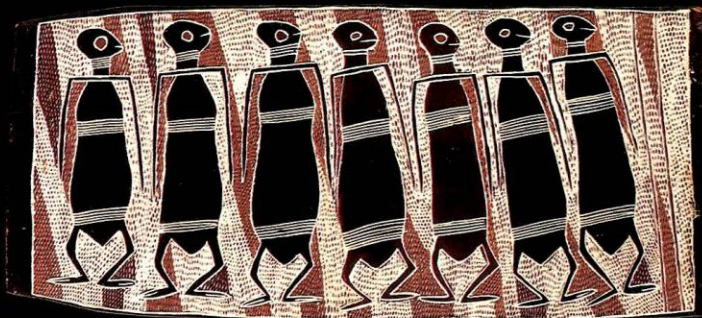
*Symbole
erwecken die
Kräfte der
AHNEN
zum Leben*

Die konzentrischen Formen symbolisieren möglicherweise Wasserquellen, über denen Wolken oder Regenbogen schweben. Die meisten Farben für Felsmalereien werden aus zermahlenem Ocker hergestellt. Besonders wertvoll sind die Rottöne, die ihre Färbung durch Eisenbestandteile erhalten. Häufig reisen die Künstler mehrere Hundert Kilometer zu Orten, an denen das Gestein gewonnen wird

Verformte Glieder
und überdimensionierte
Genitalien kennzeich-
nen diesen Maam-Geist.
Aborigines malen ihn,
um Unheil zu bringen
über einen Feind, eine un-
treue Ehefrau oder eine
widerstrebende Geliebte
(Jimmy Midjaw-Midjaw,
Rindenmalerei, 1963)



Djambuwal, ein übernatürlicher Ahn der Aborigines und Schöpfer des Regens sowie des Donners, hat auch diese Wesen geschaffen: Sie fallen in Regentropfen auf die Erde und werden dort zu menschlichen Kindern (Mithinari Gurruwiwi, Rindenmalerei, 1968)



Noch heute erzählen sich die Menschen von der TRAUMZEIT

Jeder Aborigine-Stamm Australiens kennt seine eigenen, einzigartigen Erzählungen von der Traumzeit, die von den Älteren an jüngere Clanmitglieder weitergegeben werden. Ebenso die künstlerischen Fertigkeiten: Noch heute dürfen Lehrlinge nur Alltägliches wie Jagdszenen malen; heilige Muster oder Motive aus der Überlieferung hingegen sind Meistern vorbehalten, die sich in vielen Zeremonien als würdig und als Kenner der Schöpfungsgeschichte erwiesen haben □

Dr. Frank Otto, 41, ist GEOEPOCHÉ-Redakteur. Der Australier Ashley Wearne, 29, hat in Melbourne Soziologie mit Schwerpunkt interkulturelle Beziehungen studiert. Wissenschaftliche Beratung: Dr. Ingrid Heermann, Linden-Museum, Stuttgart; Dr. Corinna Erckenbrecht, Köln.

DER SCHWERE WEG ZUR EINHEIT

Noch im Jahr 1900 besteht Australien aus sechs eigenständigen, miteinander rivalisierenden Kolonien unter der Oberherrschaft des britischen Empire. Doch Patrioten träumen von einer mächtigen Nation – und fordern den Zusammenschluss aller Territorien des Fünften Kontinents

VON KATHARINA KRAMER

Melbourne, 9. Mai 1901: 300 000 Menschen stehen auf den Boulevards, den Balkonen, hinter unzähligen Fenstern. An den Fassaden wehen Flaggen, Spruchbänder, Girlanden. Triumphbögen, eigens für diesen Tag errichtet, überspannen die Straßen.

Der Duke of York und seine Frau winken den jubelnden Menschen aus einer Kutsche zu. In weniger als einer Stunde wird der britische Thronfolger das Parlament einer neuen Nation eröffnen: des „Commonwealth of Australia“. Eines Staates, hervorgegangen aus sechs britischen Kolonien.

Die königliche Karosse fährt durch eine Stadt, die Zeitgenossen „Marvellous Melbourne“ nennen: Das Parlamentsgebäude der Kolonie Victoria ist einem griechischen Tempel nachempfunden, der Amtssitz des Premierministers einem italienischen Palazzo. Zwölfstöckige Bürohäuser erinnern an New York, Luxushotels, Banken und Residenzen an die Villenviertel Londons. Von Glasdächern überwölbte Einkaufspassagen prunken mit Bodenmosaiken und türkischen Bädern. In Parks spenden importierte Palmen und Eichen Schatten.

Unter Hurra-Rufen erreicht der Duke of York das gewaltige Exhibition Building, dessen Kuppel an den Florentiner Dom erinnert. Die Parlamentszeremonie ist der Schlusspunkt eines jahrzehntelangen Ringens. Aus den zwischen 1788 und 1859 gegründeten Kolonien soll ein moderner Staat werden.

Dabei könnten die Kolonien kaum unterschiedlicher sein. Im Südosten liegen die beiden reichsten: New South Wales mit der Hauptstadt Sydney sowie Victoria mit dem Zentrum Melbourne. Hier wohnen zwei Drittel der fast vier Millionen Einwohner Australiens. Hier stehen die meisten Fabriken.

Die Siedler von Queensland im Nordosten bauen dagegen vor allem Baumwolle und Zuckerrohr an, die

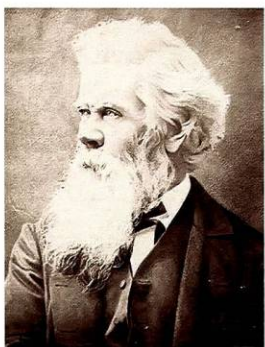
Einwohner von South Australia und Tasmanien betreiben Getreide- und Obstanbau. Und im riesigen Western Australia leben Siedler vor allem wegen der Goldvorkommen.

Lange Zeit sind die Kolonien vor allem Konkurrenten, unterhalten engere Beziehungen mit London als untereinander. An den Grenzen werden die gleichen Einfuhrzölle wie für Waren aus Übersee erhoben. Zwischen 1855 und 1890 entstehen eigene Parlamente, Postdienste, Streitkräfte, Eisenbahnen. De facto agieren die Kolonien bald wie unabhängige Staatswesen, auch wenn der britische Monarch nominell Staatsoberhaupt jeder einzelnen Kolonie bleibt. Vertreten wird er weiterhin durch jeweils einen Gouverneur in jeder Kolonialhauptstadt. Die Statthalter der Krone genießen zwar ein uneingeschränktes Vetorecht bei Gesetzesbeschlüssen, doch beschränken sie sich im Wesentlichen darauf, die Interessen des Empire in der Außenpolitik, im Handel und in militärischen Fragen zu wahren.

DIESEN POLITISCH ZERSPLITTERTEN Kontinent zu vereinen ist das Lebensziel von Henry Parkes. Mit 24 Jahren wandert der englische Bauernsohn 1839 ein, versucht sich zunächst als Geschäftsmann, macht als Abgeordneter des Parlaments von New South Wales Karriere und regiert die Kolonie insgesamt zwölf Jahre lang als Premier.

1889 fordert er in einer Rede: „Die Zeit rückt heran, da die Kolonien eine große nationale Regierung für ganz Australien schaffen sollten.“ Damit setzt sich Parkes an die Spitze der Föderationsbewegung, die immer stärker wird, denn Australiens Probleme nehmen zu.

Deutsche und Franzosen sind dabei, in einem Wettlauf um Kolonien die letzten freien Flecken des Globus in Besitz zu nehmen, auch bedrohlich nahe der Küste des Fünften Kontinents: Reichskanzler Otto von Bismarck hat 1884 einen Teil Neuguineas und zahlreiche Inseln



Einer der Vorkämpfer der australischen Einheit ist Henry Parkes, der 1839 aus England einwandert



Der Duke of York eröffnet am 9. Mai 1901 im Exhibition Building von Melbourne das australische Parlament – im Namen der Krone. Bis heute ist der britische Monarch Australiens Staatsoberhaupt

der Region zum deutschen Schutzgebiet erklärt; schon zuvor haben die Franzosen sich Neu-Kaledonien einverleibt.

England fällt es dagegen zunehmend schwer, in allen Teilen seines Empire militärisch präsent zu sein. Daher ziehen sich die Briten langsam aus der Verteidigung Australiens zurück. Das War Office empfiehlt bereits 1889, die Truppen der dortigen Kolonien zusammenzuschließen.

Hinzu kommt in Australien die Furcht vor einer angeblichen „Überfremdung“: Seit dem Beginn des Goldrauschs sind Zehntausende Chinesen eingewandert. Die Föderationsbefürworter fordern dagegen ein „weißes Australien“.

Deshalb wünschen sich viele Politiker einen Staatenbund mit der britischen Kolonie Neuseeland. Doch deren Abgeordnete sprechen sich dagegen aus. Zum einen empfinden sie sich als überlegen: Ihre Inseln waren niemals Sträflingskolonie, und zudem bringe das rauere Klima Neuseelands einen widerstandsfähigeren Menschentyp hervor.

Darüber hinaus seien die Maori gleichberechtigte Staatsbürger, während die Australier von Ureinwohner-Politik nichts verstünden. (Tatsächlich ergeht es den Maori besser als den Aborigenes, doch auch sie werden im Laufe des 19. Jahrhunderts großer Teile ihres Landes beraubt und stark dezimiert.)

1891 treffen sich Abgesandte der sechs Kolonien in Sydney und nehmen die Verhandlungen über die Verfassung des neuen Staatenbundes auf. Sieben Jahre währt das Ringen um Privilegien und Schutzzölle. 1898 wännen sich die Väter der Föderation endlich am Ziel.

Doch bei einer Volksabstimmung über die Verfassung fällt das Votum nicht überall positiv aus – in New South Wales, der Kolonie rund um Sydney, verfehlen die Befürworter knapp die erforderliche Mehrheit von 80000 Stimmen. Der dortige Premier sieht nun eine Chance, weitere Zugeständnisse zu erlangen, etwa in der Hauptstadtfrage. Denn auch in Victoria bestehen die Politiker darauf, dass ihre Kapitale, Melbourne, zur Hauptstadt der neuen Nation wird.

Die Verfassungsväter ersinnen schließlich einen Ausweg: eine neue Hauptstadt. Sie soll in New South Wales entstehen,

aber in einem Abstand von mindestens 160 Kilometern zu Sydney. Bis zur Fertigstellung des neuen Parlamentsgebäudes wird die Volksvertretung in Melbourne tagen.

Am 1. Januar 1901 tritt der Verfassungsvertrag des Australischen Bundes in Kraft. Staatsoberhaupt des neuen Kolonialstaates bleibt der britische Monarch, der nun zusätzlich zu den sechs Stellvertretern in den Bundesstaaten noch einen Generalgouverneur entsendet. Regierungschef ist der Premierminister, nominiert von der größten Fraktion.

Als der Duke of York am Mittag des 9. Mai 1901 das 152 Meter lange Exhibition Building betritt, spielt das Orchester „God save the King“. Alle Plätze sind besetzt: 12000 Gäste erwarten die Geburt der neuen Demokratie. Henry Parkes fehlt: Der Vordenker der Föderation ist fünf Jahre zuvor gestorben.

Und dann spricht der Thronfolger die Worte, auf die alle Anwesenden gewartet haben: „Hiermit erkläre ich im Namen Seiner königlichen Majestät dieses Parlament für eröffnet.“

VON 1907 AN bezeichnet die Regierung in London den Australischen Bund – wie auch andere selbstständig regierte Teile des Empire, etwa Kanada – nicht mehr als Kolonie, sondern als *dominion*. Damit erkennt sie den einstigen Kolonialstaat indirekt als gleichberechtigten, unabhängigen Partner im Verbund des Empire an (der Status der Dominions wird 1931 festgeschrieben und später in mehreren Gesetzen geregelt; de jure ist Australien erst seit 1986 unabhängig, Staatsoberhaupt ist indes nach wie vor der britische Monarch).

Der Grundstein für die neue Hauptstadt Canberra wird erst 1913 gelegt. Das Gebiet der Kapitale im Südosten von New South Wales untersteht direkt dem Bund. 1927 zieht das Parlament nach Canberra um. Melbournes Glanzzeit als Hauptstadt ist damit zu Ende – schon lange wohnen mehr Menschen in Sydney als in der fabelhaften Stadt an der Port Phillip Bay.

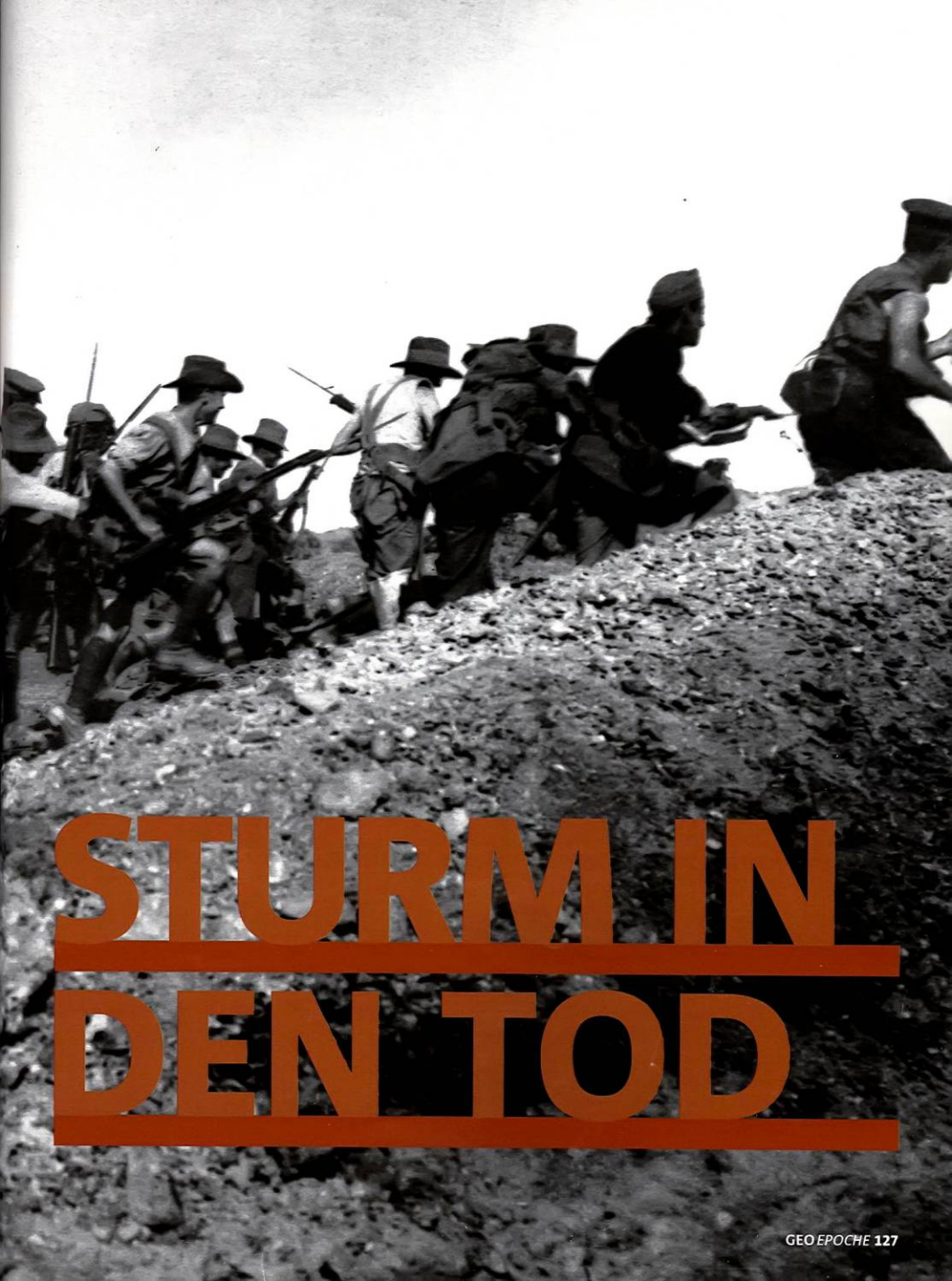
Konkurrenten aber sind die beiden Metropolen bis heute geblieben. □

Als 1914 der Erste Weltkrieg ausbricht, erklärt Australien dem britischen Mutterland begeistert seine Unterstützung. Viele Bürger hoffen, dass sich das junge Land im Kampf der Großmächte als ebenbürtig erweist. Ein Einsatz australischer Soldaten an der türkischen Küste endet indes in einem sinnlosen Blutbad. Und wird dennoch daheim gefeiert als der Moment, in dem Australien zu einer echten Nation heranreift

VON JENS-RAINER BERG



Australische Soldaten attackieren mit aufgepflanzten Bajonetten einen türkischen Schützengraben. Am 25. April 1915 landen etwa 20 000 Männer aus Down Under in einer Bucht der Halbinsel Gallipoli. Doch die Gegenwehr der Türken ist größer als erwartet



STURM IN DEN TOD

Die Weltbühne ist ein Feld aus glitschigen Steinen brusttief unter der Wasseroberfläche. Sie ist dunkel. Und sie steht unter Beschuss. Aber die Männer aus Australien betreten sie trotzdem. Es ist der 25. April 1915. Der Tag, so wird man später sagen, an dem sich der Fünfte Kontinent zur wirklichen Nation erhebt.

Ein blutiger Tag.

Um 4.15 Uhr morgens springen die ersten australischen Soldaten vor der Küste der türkischen Halbinsel Gallipoli aus ihren Booten. Sie gehören zu einem rund 20 000 Mann starken Kontingent, das hier, 250 Kilometer westlich von Konstantinopel, das Osmanische Reich angreift. Insgesamt attackieren mehr als 70 000 alliierte Soldaten die Türken an mehreren Orten der Halbinsel.

Es ist Krieg. Weltkrieg. Und Australien kämpft mit. Zum ersten Mal.

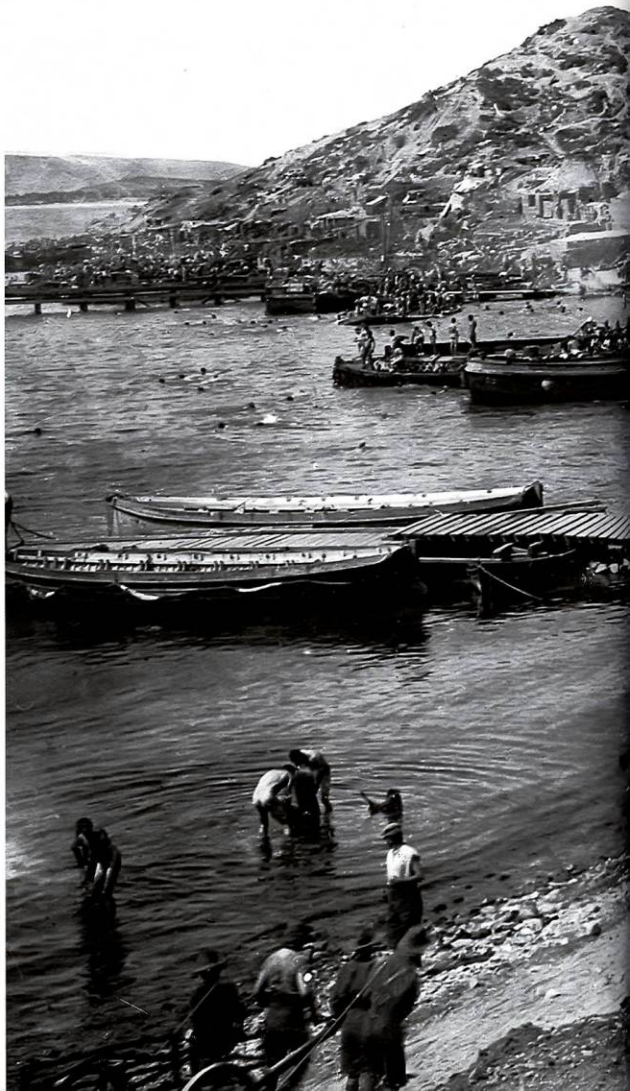
Bis eben noch haben die Männer gehofft, ihre Landung würde unentdeckt bleiben. Jetzt stolpern sie im Feuer türkischer Gewehre über den rutschigen Steingrund Richtung Strand. Kaum 30 Meter weit können die Angreifer in der Dunkelheit sehen. Wieder und wieder fallen sie ins Wasser und müssen sich aufrappeln. Und immer mehr bleiben liegen, von Kugeln getroffen – in den Booten, im Wasser, am Strand.

Die Übrigen versuchen, am Ufer im Laufen ihre Bajonette aufzupflanzen. Eine Gruppe erstürmt unter Gebrüll einen Hang, der hinter dem nur wenige Meter breiten Sandstreifen ansteigt. Der Weg ist so steil, dass sich die Männer an dem dornigen Gestrüpp, das überall den Grund bedeckt, entlangziehen müssen.

Oben dann: ein Plateau, durchzogen von türkischen Schützengraben, aus denen Gewehrsalven aufblitzen. Unter dem Ansturm fliehen viele der feindlichen Soldaten, den Rest überwältigen die Australier mit Bajonettstößen. Eine gute halbe Stunde nach der Landung halten sie den ersten Hügel.

Doch die Vorstöße sind verlustreich und chaotisch. In der Hektik der Landung sind die Einheiten auseinanderge-

Binnen Kurzem richten die Australier in der schmalen Bucht, in der die ersten Soldaten an Land gegangen sind, ihren Stützpunkt ein: mit hölzernen Piers für Versorgungsboote, mit Ausrüstungslagern, Kommando- und Sanitätszelten







Geplant war ein schneller Vorstoß auf türkisches Gebiet. Stattdessen erstarren nur wenige Hundert Meter vom Meer entfernt die Fronten. In diesem Schützengraben peilt ein australischer Soldat sein Ziel mit einem Periskop an, um seine Deckung nicht verlassen zu müssen

fallen. Männer des 9., 10. und 11. Bataillons laufen ungeordnet umher. Kleine Gruppen von Soldaten schlagen sich allein durch, ohne ihre Aktionen miteinander abzustimmen.

Auf dem eingenommenen Plateau fehlt ein Offizier, der das weitere Vorgehen organisieren könnte. Als endlich ein Brigadekommandeur eintrifft, sind die meisten seiner Leute schon weitergezogen. Ein anderer Teil der Truppen stößt weit nach Süden vor, obwohl die eigentliche Marschrichtung nördlich liegt.

2000 AUSTRALIER STERBEN AM ERSTEN TAG

„Push on at all costs“, ist den Männern noch auf See befohlen worden: „Vorwärts um jeden Preis.“

Offiziere, die sich aus der Deckung wagen, um einen Überblick zu gewinnen, werden von feindlichen Scharfschützen niedergestreckt. Granaten zerbersten donnernd und lassen tödliche Schrapnellschauer über die voranpirschenden Soldaten niedergehen.

Auch das Terrain ist mörderisch: jähe Klippen, schroffe Grate, Schluchten – sowie Felsvorsprünge, hinter denen sich die Feinde verbergen können. Noch dazu sind die Karten, die die Australier mit sich tragen, ungenau oder falsch.

Selbst erfahrene Kämpfer verzagen unter solchen Bedingungen – die meisten dieser Männer aber haben noch nie eine Front gesehen. Und nicht wenige gefährden sich selbst: vergessen, ihre Gewehre in entscheidenden Momenten zu laden, oder reden laut miteinander und ziehen so das Feuer auf sich.

Besonders hart ist zudem, dass die Angreifer häufig bergan kämpfen müs-

sen. Vom Meer aus steigt die felsige Landschaft rasch auf mehrere Hundert Höhenmeter an. An vielen Punkten können die Verteidiger von oben herab auf sie zielen.

Die türkische Artillerie beschießt zudem von gut gesicherten Positionen auf ufernahen Hügeln unablässig die Schiffe und Boote, die weiterhin australische Soldaten an Land bringen.

Schlimmer noch: Gegen zehn Uhr setzen die Türken aus mehreren Richtungen zum Gegenschlag an. Ihr Kommandeur ist Mustafa Kemal, der spätere türkische Staatschef Kemal Atatürk. Er hat seine Soldaten unmissverständlich eingeschworen: „Ich befehle euch nicht, anzugreifen. Ich befehle euch zu sterben.“

Obwohl ständig weitere Australier, und nun auch Neuseeländer, an Land gehen, kommen die Invasoren nicht mehr weiter. „Die Männer fielen wie die Fliegen“, schreibt Corporal Lawrence Riggs später an seine Verlobte. Er berichtet ihr von Verwundeten, die über Schlachtfelder kriechen – und von Blut: „Ich hätte niemals gedacht, dass es so viel davon geben könnte.“

Die heftigsten Kämpfe entbrennen um eine Kuppe, die genau auf dem Weg zum „Hügel 971“ liegt, dem wichtigsten strategischen Ziel der Australier. Dreimal verlieren die Angreifer in den folgenden Stunden die Kuppe. Nur zweimal gelingt es ihnen, sie zurückzuerobieren; am Ende müssen sie die so bedeutsame Position aufgeben.

Als am Abend heftiger Regen einsetzt, benetzt er eine katastrophale Szenerie: Verblutete, verstümmelte, Zerfetzte liegen an den Hängen und in den Schluchten. Am Strand stöhnen jene, die es bis zu den überforderten Sanitätern geschafft haben. Insgesamt sind etwa 2000 Männer auf australischer Seite tot oder werden ihren Verletzungen erliegen, weitere 3000 sind verwundet.

Gewonnen ist so gut wie nichts: Die Überlebenden besetzen einen halbkreisförmigen Brückenkopf von nur etwas mehr als 1000 Meter Radius um die Landpunkte am Strand. Dass die Soldaten Hügel 971, gut 4500 Meter Luftlinie entfernt, jemals erreichen werden, ist bereits jetzt höchst unwahrscheinlich.

Und so erwägen die schockierten Kommandeure an diesem Abend sogar, die gesamten Truppen von nunmehr etwa 20000 Mann wieder abzuziehen. Niemand hat mit so schwierigem Terrain gerechnet, mit so energischem Widerstand, mit so großer Konfusion.

Das Ziel der Operation – Hügel 971 zu sichern und in seinem Schutz bis zur Ostseite der Halbinsel an den Dardanellen durchzubrechen – ist in weite Ferne gerückt. Und sollte auf türkischer Seite weitere Verstärkung eintreffen, könnte ein erneuter Gegenangriff das Ende der gesamten Expedition bedeuten.

Doch der britische Oberbefehlshaber der Alliierten bei Gallipoli lehnt einen Rückzug ab. Erschöpft bereiten sich die Männer auf die Nacht vor. Wer noch Kraft hat, schaufelt sich eine Deckung ins grobe Erdreich: „Etwas zwischen einem Grab und einer Höhle“, notiert ein Augenzeuge.

Einige Tage später lesen die Menschen im fernen Australien eine ganz andere Geschichte. Die Zeitungen titeln euphorisch: „Vorwärts Australien. Truppen landen erfolgreich in der Türkei“. Premierminister Andrew Fisher präsentiert der Öffentlichkeit voller Stolz ein Telegramm der britischen Regierung, das die „prächtige Tapferkeit und die glänzende Leistung“ der australischen Soldaten lobt.

In London fasst der „Evening Standard“ zusammen: „Das Schicksal hat den Australiern ihre Chance gegeben, und sie nutzen sie mit besonderem Können und Mut.“

Der erste ausführliche Bericht, der am 8. Mai im „Sydney Morning Herald“ erscheint, macht die Ereignisse des 25. April auf Gallipoli gar zur „herrlichsten Heldentat in diesem Krieg“ und beschreibt einen heroischen Sturm auf die türkischen Küstenstellungen. Offizielle Opferzahl: 142.

Natürlich werden die Journalisten (und selbst die australischen Politiker) von den britischen Verantwortlichen mit geschönten Kommuniqués versorgt. Und natürlich überprüfen Zensoren jede Zeile, die die wenigen Kriegsberichterstatter an der Front für die Öffentlich-

keit zu Hause verfassen. Eine getreue Darstellung der Ereignisse kann es in diesen Tagen also gar nicht geben.

Doch die Heldensaga ist ja im Grunde genau das, was die Australier hören wollen – so sehr haben die meisten diesen Augenblick herbeigesehnt. Haben, halb bangend, halb freudig, darauf gehofft, dass sich ihr Land im Kampf zwischen den großen Nationen der Welt bewährt.

Die Menschen haben sich einen mythischen Moment gewünscht. Und eine Legende bekommen sie jetzt.

Australien ist als vereintes, weitgehend selbstverantwortliches Staatsgebilde gerade dreizehneinhalb Jahre alt, als am 28. Juni 1914 Schüsse auf den österreichischen Erzherzog Franz Ferdinand fallen. Kurz darauf erklären Europas Großmächte einander den Krieg.

Als Teil des Empire ist Australien verpflichtet, das Vereinigte Königreich zu unterstützen. Doch dieser rechtlichen Bindung bedürfte es gar nicht: Begeistert bekunden die Australier ihre Loyalität gegenüber dem Mutterland. Organisieren Paraden, gründen Unterstützungsvereine, sammeln Geld für den kommenden Kampf. Die Frauen einer eigens formierten „Patriotischen Näh-Gilde“ machen sich bereit, die Front mit Kleidungsstücken zu versehen. Und aus

Männerkehlen und Grammophonen ertönt es: „Australia will be there.“

Die Spitzenkandidaten der bevorstehenden Parlamentswahlen überbieten einander, noch ehe Großbritannien überhaupt in den Krieg eingetreten ist. „All unsere Ressourcen“ stünden dem Empire zur Verfügung, erklärt der amtierende, liberale Premierminister.

Und der Herausforderer von der kurz darauf siegreichen Labor Party, Andrew Fisher, verspricht dem Mutterland, man werde es „bis zum letzten Mann und letzten Shilling“ verteidigen.

Zunächst sind es 20 000 Männer, die Australien geben will. Binnen weniger Wochen soll die „Australian Imperial Force“ geformt werden, eine völlig neu geschaffene Armee aus Freiwilligen, denn die Wehrpflichtigen der australischen Bürgermiliz dürfen laut Gesetz nur das Heimatland verteidigen.

Vor den Meldestellen stehen schon bald junge patriotische Ärzte und Lehrer neben Farmersöhnen; Veteranen aus dem Zweiten Burenkrieg, die schon 1899 bis 1902 in Südafrika für das Britische Empire gekämpft haben, neben stämmigen Minenarbeitern. Auch Minderjährige finden sich ein, die mit falschen Altersangaben ihre Aufnahme erschwindeln.

Die Männer träumen, wie weltweit viele Mitglieder ihrer Generation, von militärischem Ruhm. Sie versprechen sich ein Abenteuer in Übersee – und

eine anständige Bezahlung: Sechs Shilling Sold erhält ein Soldat am Tag; ein Vielfaches dessen, was etwa die britischen Kameraden bekommen.

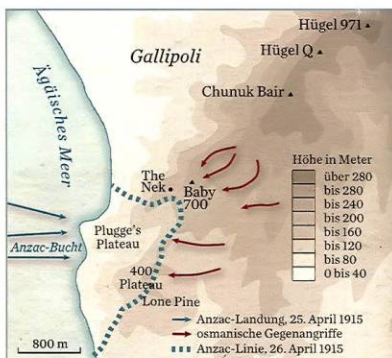
Es gibt weit mehr Bewerber als Plätze. Wichtige Auswahlkriterien der Rekrutierungsbeamten: möglichst groß und möglichst kräftig. Die Australier sollen Eindruck machen auf der militärischen Weltbühne.

Für die Ausbildung bleibt wenig Zeit. Ein paar Wochen Drill in schnell errichteten Camps, Schießexerziten, Umgang mit dem Bajonett. Nicht alle Rekruten sind ungeübt: Viele haben zu Schulzeiten als Kadetten eine militärische Grundausbildung absolviert.

Im Herbst schließlich ist die Truppe komplett, und die Soldaten brechen auf Richtung Europa, gemeinsam mit Einheiten aus Neuseeland, die inzwischen dazugestoßen sind. Ein Konvoi aus mehr als drei Dutzend Schiffen verlässt am 1. November den Hafen von Albany im Südwesten des Kontinents.

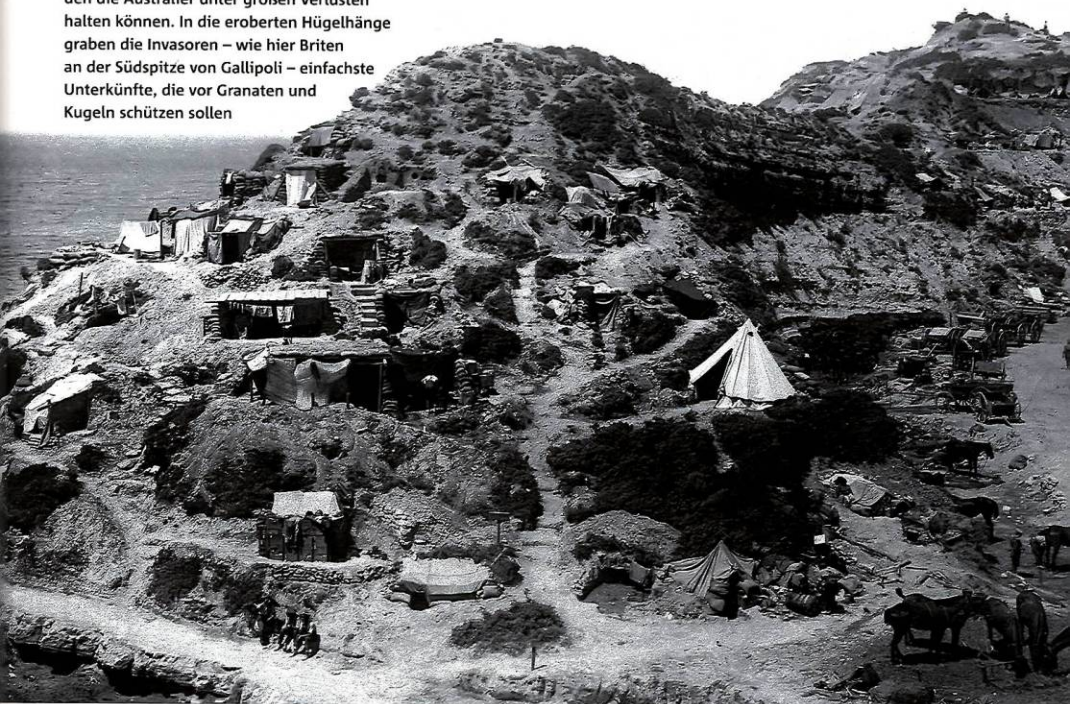
Seit die Sträflinge der „First Fleet“ nach Australien gesegelt sind, ist keine so große Anzahl Menschen von einer auf die andere Seite der Erde gebracht worden. Damals wollte Großbritannien die Delinquenten loswerden; nun reisen Bewohner der einstigen Strafkolonie nach Europa, um der alten Heimat zu helfen.

Zu diesem Zeitpunkt liegt der erste australische Kriegsbeitrag bereits einige



Alliierte Truppen sollen die Dardanellen und dann das osmanische Konstantinopel erobern. Deshalb attackieren sie an mehreren Orten gleichzeitig die Halbinsel Gallipoli. Die australische Invasion in der »Anzac-Bucht« stoppen die Türken mit einer Reihe von Gegenangriffen

Anderthalb Quadratkilometer unwirtlicher Felslandschaft: Das ist der Brückenkopf, den die Australier unter großen Verlusten halten können. In die eroberten Hügelhänge graben die Invasoren – wie hier Briten an der Südspitze von Gallipoli – einfachste Unterkünfte, die vor Granaten und Kugeln schützen sollen



Wochen zurück. Mit Beginn der Kämpfe in Europa hat die Regierung ihre Kriegsschiffe der britischen Royal Navy unterstellt. Im September fährt die Flotte gegen deutsche Besitzungen im Südpazifik: Die Australier sollen verhindern, dass der Kriegsgegner Deutschland den britischen Schiffsverkehr in der Region stört.

Schnell erobern und besetzen sie Kaiser-Wilhelms-Land im Nordosten Neuguineas sowie einige benachbarte Inseln. Und erweitern so auch den eigenen Machtbereich: Neuguineas Südosten verwaltet Australien bereits seit dem Jahr 1906.

Derweil nähert sich die australische Hauptarmee dem eigentlichen Kriegsgeschehen. Einen Monat nach der Abreise in Albany erreicht sie Ägypten und bezieht Lager am Fuß der Pyramiden.

Hier sollen die Soldaten ihre Ausbildung fortsetzen: für den Einsatz in den Schützengräben der Westfront in Frankreich oder Belgien. Bis dahin bleiben sie in der Nähe von Kairo stationiert, wo sie – besonders in den Bordellen – durch ausgeprägtes Rowdytum auffallen.

Doch im Laufe der Wintermonate ändern die Verantwortlichen den Plan. Denn Anfang November ist das Osmanische Reich auf Seiten Deutschlands in den Krieg eingetreten.

Nun will das britische Oberkommando, dem die australischen Truppen unterstellt sind, den neuen Feind auf dessen Territorium angreifen: um den Verbündeten Russland zu entlasten, der gegen die Türken im Kaukasus kämpft; um den Suez-Kanal, Großbritanniens wichtigste Schiffsroute nach Indien, zu

schützen; und um Kontrolle über die Ölquellen des Nahen Ostens auf osmanischem Gebiet zu gewinnen.

Ein übereilter Versuch, mit Schiffen der Royal Navy die Meerenge der Dardanellen zu durchfahren und Konstantinopel im Handstreich zu nehmen, scheitert jedoch Anfang 1915 kläglich.

Die Generäle entwerfen daraufhin einen neuen Plan: Eine Armee soll auf der Halbinsel Gallipoli landen – einer Landzunge an der westlichen Seite der Dardanellen. Die Soldaten haben den Auftrag, die Forts einzunehmen, von denen aus die Türken vorrückende britische Kriegsschiffe beschießen könnten. Anschließend sollen sie gegen Konstantinopel ziehen. Einen Teil der komplizierten Landeoperation werden die Australier gemeinsam mit den Neuseeländern übernehmen.



Schwer zu sagen, weshalb die britischen Befehlshaber, darunter vor allem der Erste Lord der Admiralität, der spätere Premierminister Winston Churchill, den Angriff auf Gallipoli überhaupt wagen. Denn eigentlich ist die Stärke der verfügbaren Truppen viel zu gering.

Vier zu eins soll nach einer strategischen Faustregel das Verhältnis von Angreifern zu Verteidigern in einem solchen Fall betragen. Auf Gallipoli aber stehen sich später auf jeder Seite fast gleichviele Soldaten gegenüber – jeweils mehr als 70 000.

Es ist wohl vor allem Überheblichkeit, die Generäle und Politiker davon ausgehen lässt, ihre Truppen würden die Türken auch so mit Leichtigkeit besiegen. Und zudem Rücksichtslosigkeit gegen die eigenen Soldaten: Wie so oft im Ersten Weltkrieg ist das Schicksal der Männer an der Front für die obersten Befehlshaber zweitrangig, werden hohe Opferzahlen zynisch einkalkuliert.

Vielleicht sind die Vorbereitungen auch deshalb so nachlässig, ja stümperhaft.

Als Informationsquelle über die Gegend etwa dient den britischen Generalen ein zehn Jahre altes Handbuch. Mehrmals müssen die Militärs das Unternehmen aus logistischen Gründen

verschieben – unter anderem, weil Nachschub- und Versorgungsgüter in falscher Reihenfolge in die Schiffsrümpfe verladen werden.

Die türkischen Truppen auf der Halbinsel haben unter dem Oberkommando des deutschen Generals Otto Liman von Sanders genug Zeit, Schützengräben anzulegen und Festungen auszubauen.

Als am Abend des 24. April endlich 200 Schiffe Richtung Gallipoli gleiten, ist dies der Auftakt zu einem der riskantesten Feldzüge der Militärgeschichte.

Der befürchtete türkische Großangriff bleibt am Tag nach der Landung auf Gallipoli aus. Dafür beginnt die Hölle des Stellungskriegs. Australier und Türken verfallen in einen unruhigen Rhythmus von erbitterten Scharmützeln. Schon jetzt, nach gut 24 Stunden, erstarren die Fronten. Auf Befehl der Generäle furchen die australischen Soldaten ein Netz aus Schützengräben in die unwirtliche Landschaft.

Es ist absurd: Die Invasoren bauen 1000 Meter vom Meer entfernt Verteidigungsanlagen, um sich gegen die Angreifenden zu verschanzten. Verschlüsse, mit Sandsäcken gesichert, sollen die Männer vor Treffern durch Scharfschüt-

Im Mai 1915 vereinbaren Australier und Türken eine neunstündige Waffenruhe, um die Toten zu bergen – der Gestank der in der Hitze faulenden Leichen ist unerträglich geworden. Am Ende des Feldzuges von Gallipoli sind mehr als 8000 Australier tot

zen oder Artilleriegranaten bewahren. So effektiv immerhin graben sich die Australier ein, dass sie in den folgenden Wochen alle Versuche der Türken, die Eindringlinge zurück aufs Meer zu treiben, erfolgreich abwehren können.

Sie richten in der Bucht, in der die ersten Kämpfer gelandet sind, einen provisorischen Hafen ein. Kaum erreichbar für die türkischen Geschütze, die hinter Hügelketten im Landesinneren stationiert sind, zimmern Soldaten eine Pier, legen Wege an. Ausrüstung lagert in gestapelten Holzkisten direkt am Wasser; in Gehegen daneben warten Maultiere auf Arbeitseinsätze.

Auch eine Krankenstation und das Hauptquartier für diesen Teil des Feldzuges liegen nun am Strand. Der Küstenstreifen trägt einen neuen Namen: „Anzac-Bucht“. Nach der Abkürzung von „Australian and New Zealand Army Corps“ – dem Namen des Verbandes, den die britischen Militärs aus den Truppen von Down Under geformt haben.

Weiter oben in den Schützengräben geht das zähe, opferreiche Ringen über Monate weiter. Soldaten beider Seiten – in dauernd voller Respekt für die Ausdauer und Kampfesleistung des Gegners – belauern sich, die Gewehre im Anschlag.

Schleudern selbst gebaute Handbomben, gefüllt mit Metallsplintern, in die oft nur wenige Meter entfernten gegnerischen Stellungen. Im Niemandsland zwischen den Gräben blähen Fäulnisgase Leichen auf, die dort Woche um Woche liegen bleiben.

Im australischen Sektor verbindet sich der Verwesungsgeruch bald mit dem Gestank menschlicher Exkremente zu einer infernalischen Mischung. Mehr als 20 000 Menschen leben eingepfercht auf etwa anderthalb Quadratkilometern.

Trinkwasser ist knapp, die medizinische Versorgung schlecht. Typhus breitet sich aus. Umschlossen von Wasser und feindlichen Stellungen, wirkt der australische Brückenkopf immer mehr wie ein verwaistes Gefängnis.

Doch dann kommt der Befehl zum Ausbruch. Mit einer großen Offensive wollen die Oberkommandierenden eine Entscheidung erzwingen.

Und entfesseln damit ein Drama, das alles bis dahin Geschehene verblasen lässt.

Am 6. August, einem heißen Hochsommertag, erhalten insgesamt etwa 100 000 Soldaten die Order loszuschlagen – neben den Australiern und Neuseeländern auch neue britische Einheiten. Die zusätzlichen Truppen landen ebenfalls von See aus, nun in der Suvla-Bucht einige Kilometer nördlich des Anzac-Gebietes. In mehreren gleichzeitig vorgetragenen Angriffen soll die gesamte Streitmacht die Türken überwältigen.

Doch schnell wird klar, dass auch dieser Schlachtplan misslingen wird. Jeder einzelne Vorstoß scheitert oder bringt nur minimale Gewinne. Viele Tausende von Soldaten sterben.

Allein auf jenem Plateau, das die Australier „Lone Pine“ nennen, kommen fast 2300 Männer ums Leben oder werden verwundet: bei einem Vorstoß, der eigentlich ein reines Ablenkungs-

manöver ist. Weiter nördlich springen auf einem schmalen Felsgrat, „The Nek“ genannt, nacheinander vier Angriffsreihen von jeweils 150 Mann ins offene Maschinengewehrfeuer.

Ein Artilleriebombardement der gegnerischen Schützengräben von britischen Schiffen aus soll diesen Angriff vorbereiten und die türkische Gegenwehr eindämmen. Doch der erwartete Effekt bleibt aus – unter anderem deshalb, weil der Granateneinschlag aus ungeklärten Gründen sieben Minuten vor der vereinbarten Zeit stoppt.

Als die ersten 150 Soldaten den Befehl zum Sturm erhalten, haben die Türken längst wieder ihre Posten an den Gewehren eingenommen und eröffnen

ALLEIN DER RÜCKZUG GELINGT

das Feuer. Die Angriffsreihe wird fast vollständig niedergeschossen.

Spätestens jetzt müsste jedem klar sein, dass dieser Vorstoß sinnlos ist. Dennoch schicken die Offiziere zwei Minuten später die zweite Reihe über die Grabenkante. Maschinengewehrgarben schleudern die über die Leichen ihrer Vorgänger voransprintenden Männer rückwärts, reißen einigen die Köpfe ab, schlitzten Leiber bis auf die Eingeweide auf.

Lieutenant-Colonel Noel Brazier, der Kommandeur jenes Regiments, das die dritte Angriffsformation stellen soll, eilt im Getümmel zum Brigadepauptquartier. Doch anstelle seines Vorgesetzten findet er nur dessen Vertreter – und der besteht auf Einhaltung der gegebenen Befehle.

Zurück bei seinen Leuten, spricht Brazier zu Todgeweihten. „Ich sagte“, so erinnert er sich später, „tut mir leid, Jungs, der Befehl lautet Angriff“. Zehn Sekunden später waren fast alle Män-

ner neben mir tot oder verwundet und fielen zurück in den Graben.“

Aber es ist noch immer nicht genug. Zwar gelingt es Brazier nun, den Brigadekommandeur zu finden, und der ringt sich durch, den Angriff vorerst abubrechen. Doch in der Zwischenzeit lässt ein anderer Offizier auch die vierte Reihe loszuschlagen: Sie ereilt das gleiche Schicksal wie die vorherigen.

Das Drama von „The Nek“, das sich auf einem gerade mal 30 Meter langen Stück Hügelgrat zwischen den gegnerischen Schützengräben abspielt, ist wie eine traurige Parabel auf die Sinnlosigkeit des gesamten Unternehmens.

Denn nach weiteren verlustreichen Gefechten im Laufe des Monats halten die Truppen des Empire nun auch ein größeres Areal um Suvla besetzt, dem eigentlichen Ziel jedoch – den Dardanellen – sind sie durch die Augustoffensive keinen Schritt näher gekommen: Wie vier Monate zuvor im Gebiet der Anzac-Bucht erstarrt auch hier die Front.

Die einzige Alternative zu einer weiteren Verschwendung von Material und Menschenleben ist der Rückzug. Doch noch zögern die Verantwortlichen. Unter den britischen Oberkommandierenden und Politikern streiten sich Befürworter und Gegner einer solchen Aktion, die ebenfalls viele Opfer fordern könnte und zudem ein Eingeständnis völligen Versagens wäre.

Erst der Brief eines australischen Journalisten treibt die Oberbefehlshaber zur Entscheidung.

Keith Murdoch, Ende August offiziell im Auftrag der australischen Regierung auf Gallipoli, um den Postdienst zu inspizieren, ist schockiert von der Lage vor Ort und von dem, was er über das ganze Desaster der vergangenen Monate erfährt.

Im September verfasst er in London ein 17 Seiten langes, getipptes Brandpapier, das er direkt an Premierminister Fisher sendet.

Er schildert darin das Scheitern des Feldzuges, geißelt das britische Oberkommando und dessen offensichtliche Fehlentscheidungen – und lobt die Tapferkeit der Australier. Einflussreiche Befürworter eines Rückzuges, darunter

der Besitzer sowie der Chefredakteur der Londoner „Times“, treffen sich mit Murdoch und sorgen dafür, dass auch der britische Regierungschef den Brief erhält.

Während das Papier immer weitere Kreise zieht, wächst der Druck auf die Abzugsgegner. Die Stimmung kippt allmählich. Gleichzeitig bricht auf Gallipoli der Winter ein und verschlimmert die Situation der Soldaten noch weiter. Anfang Dezember endlich beschließt die Regierung in London den Rückzug.

Am 20. Dezember verlässt das Boot mit den letzten australischen Soldaten die Anzac-Bucht, knapp acht Monate nach der Landung.

Drei Wochen später verlassen die letzten britischen Einheiten Gallipoli. Die Evakuierung ist die einzige Aktion, die ohne größere Opfer gelingt. (Keith Murdoch kehrt nach Australien zurück und baut nach dem Krieg ein Zeitungsimperium auf, das später sein Sohn Rupert übernehmen wird.)

Mehr als 8000 Australier sind bei den Kämpfen auf Gallipoli ums Leben gekommen, knapp 20 000 wurden verwundet. Insgesamt sterben während dieses Feldzugs etwa 44 000 Menschen auf alliierter Seite, darunter 21 000 Briten und 2700 Neuseeländer; auf türkischer Seite kommen sogar mindestens 86 000 Menschen um.

Eine „Außerordentliche Untersuchungskommission zur Dardanellen-Kampagne“ befasst sich ab Sommer 1916 in London mit dem Gallipoli-Desaster. Ihr Ergebnis: Alle verantwortlichen Politiker wie Militärs haben den Feldzug miserabel geplant und miserabel ausgeführt. Angesichts der Kriegslage und der vorhandenen Ressourcen hätte er niemals begonnen werden dürfen.

Auch in Australien ist die Euphorie der ersten Monate längst erloschen. Niemand kann noch die Niederlage leug-

nen oder die erschreckenden Opferzahlen. Ein „furchtbarer Fehler“ sei das Ganze gewesen, lesen die Menschen nun in ihren Zeitungen.

An Bahnhöfen empfangen die Gemeinden Rückkehrer mit Blaskapellen, Kinderchören und Medaillen. Aber die Geehrten sind zumeist auffällig still, und wenn der örtliche Schützenverein seinen Salut abfeuert, zucken manche verschreckt zusammen.

Und doch: Auf fast wundersame Weise gerät die schmerzvolle Niederlage von Gallipoli im australischen Bewusstsein zu einem moralischen Triumph.

Der Feldzug selbst mag eine Schande gewesen sein, die britischen Generale unfähig. Die teilnehmenden Australier aber bleiben Helden, so wie sie es vom ersten Moment, von den ersten Zeitungsmeldungen an gewesen sind – vor allem in den Berichten, des offiziellen australischen Kriegsberichterstatters Charles Bean.

Bean feiert in Artikeln, Geschichten und Büchern weiterhin unablässig den Mut der Männer, ihre Ausdauer und Opferbereitschaft im Angesicht von Grauen und Vergeblichkeit. Und er verherrlicht die besonders ausgeprägte Kameradschaft: die typisch australische *mateship*, das „Kumpeltum“, das er erlebt habe.

Diese unverfälschten Kerle, gestählt durch das wilde Leben in den Weiten Australiens, hätten – trotz oder gerade in der Niederlage – bewiesen, dass sie zu „den besten Kämpfern auf der Welt“ zählten. Und so schaffen Bean und andere Publizisten, aber auch die Familien der Soldaten in ihren Erzählungen am Wohnzimmertisch, die „Anzac-Legende“.

In einer Zeit, in der sich Staaten nicht zuletzt über die militärische Tapferkeit ihrer Söhne definieren, wird der 25. April 1915 zu einem Fanal. Zum heiligen Moment, in dem sich die Nation, in einer Art Blutrital, vor der Welt bewiesen und ihre hehrsten Tugenden offenbart habe – und dabei zu wahrer Größe gereift sei.

Bereits 1916, ein Jahr nach der Landung, begehen die Australier den Tag in allen Städten des Landes mit Gottesdiensten und Kundgebungen.

Auch an den Kriegsschauplätzen gedenken australische Soldaten der Feuer- taufe ihrer Truppe: Viele Anzac-Kämpfer sind nun in Ägypten und Frankreich stationiert.

Denn noch dauert der Weltenbrand ja an. Am Flusslauf der Somme, bei Arras und bei Ypern kämpfen in den folgenden Jahren Hunderttausende Australier, 50 000 sterben.

Knapp drei Jahre später, bei der Pariser Friedenskonferenz von 1919, erklärt Billy Hughes, der inzwischen amtierende australische Premierminister, mit grimmigem Selbstbewusstsein: „Ich repräsentiere 60 000 Tote.“

Es ist spürbar: Das internationale Gewicht seines Landes ist gewachsen. In der französischen Hauptstadt betreten die Australier nun auch die große politische Weltbühne – nach der militärischen vier Jahre zuvor.

Als Sieger des Krieges unterzeichnet Premierminister Hughes für sein Land den Friedensvertrag von Versailles. 1920 gehört Australien dann zu den Gründungsstaaten des Völkerbundes, der fortan das Miteinander der Staaten organisieren soll.

Fast ruppig tritt Billy Hughes in Paris auf, irritiert manche der anwesenden Diplomaten – aber es gelingt ihm, eine wichtige Beute zu sichern: Auf sein Betreiben hin wird ein Passus in die Verträge integriert, der es Australien erlaubt, die gesamte Osthälfte Neuguineas einschließlich des ehemals deutschen Teils wie australisches Staatsgebiet zu verwalten.

Dem Status einer Kolonie noch nicht ganz entwachsen, wird Australien spätestens jetzt selbst zur Kolonialmacht – auch das eine Folge des Krieges und von Gallipoli.

1927 begeht erstmals der gesamte Fünfte Kontinent den Tag der Landung in der Anzac-Bucht als offiziellen Gedenktag und macht ihn damit endgültig zum unauslöschlichen Teil der australischen Geschichte.

Jenen 25. April 1915, an dem das Land zu einer selbstbewussten, den wichtigen Mächten der Welt ebenbürtigen Nation aufstieg. □

Der Historiker Jens-Rainer Berg, 35, ist GEOEPOCH-Redakteur.

Literatur: Harvey Broadbent, „Gallipoli: the fatal shore“, Viking; fundierte Rekonstruktion und Analyse der Ereignisse. Jonathan King und Michael Bowers, „Gallipoli“, Random House: chronikartige Darstellung mit vielen Zitaten von Soldaten und Korrespondenten.

Bresser Taschengeräte

Top-Qualität im handlichen Taschenformat!
10-fache Vergrößerung, Dachkant-Optik,
Oberfläche mit Gummiarmierung. Farbe:
Schwarzgrau. Maße: 105 x 111 x 29 mm,
zusammenklappbar auf 105 x 65 x 29 mm.
Gewicht: 250 g.

Gratis



GEO EPOCHE ist das
Geschichtsmagazin von
GEO. Auch mit DVD
erhältlich, 6x im Jahr.

GEO-Lieblingstitel frei Haus mit bis zu 13 % Ersparnis und Geschenk!



GEO berichtet in exklusiven
und aktuellen Reportagen
über die wichtigen Themen
unserer Zeit. 12x im Jahr.



GEO WISSEN zu lesen heißt, die
Welt besser zu verstehen. Mit den
neuesten Erkenntnissen aus Wissen-
schaft und Gesellschaft. 2x im Jahr.



GEO SAISON zeigt die schönsten
Reiseziele rund um den Globus.
12x im Jahr.



GEO Special berichtet jeweils
über ein Land, eine Region oder
eine Stadt. 6x im Jahr.



GEO lino ist das Erlebnisheft
für Kinder von 8 bis 14
Jahren. 12x im Jahr.



GEO kompakt ist monothematisch und
widmet sich den großen Fragen der
Allgemeinbildung in außergewöhn-
licher visueller Opulenz. 4x im Jahr.

☒ Ja, ich bestelle die unten angekreuzten Zeit-
schriften und nutze alle meine Vorteile:

- Ich spare bis zu 13%!
- Ich erhalte das Bresser Taschengeräte gratis!
- Ich erhalte alle Hefte frei Haus!
- Nach der Bezugsdauer kann ich jederzeit kündigen!
- Geld-zurück-Garantie für zu viel bezahlte Hefte!

GEO EPOCHE (6 Hefte) für mich, Bestell-Nr. ☐ 625740, als Geschenk ☐ 625741
Erscheint 6x jährlich zum Preis von zzt. € 7,50 (D)/€ 8,15 (A) pro Heft.
GEO EPOCHE mit DVD für mich, Bestell-Nr. ☐ 625744, als Geschenk ☐ 625745
Erscheint 6x jährlich zum Preis von zzt. € 13,30 (D)/€ 14,30 (A) pro Heft.

GEO (12 Hefte) für mich, Bestell-Nr. ☐ 625748, als Geschenk ☐ 625749
Erscheint 12x jährlich zum Preis von zzt. € 6,65 (D)/€ 6,40 (A) pro Heft.

GEO WISSEN (4 Hefte) für mich, Bestell-Nr. ☐ 625847, als Geschenk ☐ 625848
Erscheint 2x jährlich zum Preis von zzt. € 7,50 (D)/€ 8,15 (A) pro Heft.

GEO SAISON (12 Hefte) für mich, Bestell-Nr. ☐ 625750, als Geschenk ☐ 625751
Erscheint 12x jährlich zum Preis von zzt. € 4,20 (D)/€ 4,90 (A) pro Heft.

GEO Special (6 Hefte) für mich, Bestell-Nr. ☐ 625752, als Geschenk ☐ 625753
Erscheint 6x jährlich zum Preis von zzt. € 6,95 (D)/€ 8,10 (A) pro Heft.

GEO lino (12 Hefte) für mich, Bestell-Nr. ☐ 625849, als Geschenk ☐ 625850
Erscheint 12x jährlich zum Preis von zzt. € 3,05 (D)/€ 3,25 (A) pro Heft.

GEO kompakt (4 Hefte) für mich, Bestell-Nr. ☐ 625845, als Geschenk ☐ 625846
Erscheint 4x jährlich zum Preis von zzt. € 7,25 (D)/€ 8,15 (A) pro Heft.

Die Preise gelten in Deutschland und Österreich, Auslandspreise auf Anfrage.

Meine Adresse: (Bitte auf jeden Fall ausfüllen.)

Name, Vorname 19

Straße/Nr. Geburtsdatum

PLZ Wohnort

Telefonnummer E-Mail-Adresse

Ich zahle bequem per Bankkarte: ☐ Bankleitzahl Kontonummer

Anschrift des Geschenkempfängers: (Nur ausfüllen, wenn Sie einen GEO-Titel
verschenken möchten.)

Name, Vorname 19

Straße/Nr. Geburtsdatum

PLZ Wohnort

Dauer der Geschenklieferung: ☐ unbefristet (mindestens 1 Jahr**) ☐ 1 Jahr**

☐ Ja, ich bin damit einverstanden, dass GEO EPOCHE und Gruner+Jahr mich künftig per
Telefon oder E-Mail über interessante Angebote informieren.

Widerrufrecht: Die Bestellung kann ich innerhalb der folgenden zwei Wochen ohne Begründung bei
GEO EPOCHE Kunden-Service, 20080 Hamburg, in Textform (z.B. Brief oder E-Mail) oder durch
Rücksendung der Zeitschrift widerrufen. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Abmeldung.

Datum Unterschrift

Vorteilschein einreichen an:
GEO EPOCHE, Kunden-Service, 20080 Hamburg

Oder anrufen unter: 01805/861 80 00*

Einfach per E-Mail: GeoEpoche-Service@guj.de

In Österreich per Tel.: 0820/00 10 85

E-Mail: GeoEpoche@abo-service.at

In der Schweiz per Tel.: 041/329 22 20

E-Mail: GeoEpoche@leserservice.ch

GEO EPOCHE erscheint im Verlag Gruner+Jahr AG & Co KG, Dr. Gerd Brüne,
Am Baumwall 11, 20459 Hamburg, AG Hamburg, HRA 102257
Vertrieb: DPV Deutscher Pressevertrieb GmbH, Dr. Olaf Conrad, Dörmstr. 1,
20355 Hamburg, AG Hamburg, HRB 95 752.

HILFE AUS DER LUFT

Im Outback, dem kaum erschlossenen Hinterland Australiens, ist das Leben gefährlich und die medizinische Versorgung schlecht. Weil der nächste Arzt oft Hunderte Kilometer entfernt wohnt, sind selbst kleine Verletzungen häufig tödlich. Bis ein Pfarrer namens John Flynn ab 1917 für seine Idee wirbt – die »fliegenden Ärzte«

VON TILL HEIN

Reverend John Flynn trifft im Februar 1911 in der Siedlung Beltana ein: ein paar Häuser im glutheißen Outback South Australias. Von Termiten zerfressene Holzkisten dienen den Viehzüchtern hier als Möbel, ihre faulen Zähne reißen sie sich mit Zangen aus. Flynn aber trägt selbst bei 40 Grad Celsius im Schatten Weste und Anzug. Der Pfarrer geht nie unrasiert aus dem Haus, seine goldene Uhrenkette blitzt in der Sonne.

Flynn ist mit der Eisenbahn aus der mehr als 500 Kilometer entfernten Küstenstadt Adelaide im Süden angereist. Im Auftrag der presbyterianischen Kirche will er die Seelen der Siedler retten. Doch weiß der 30-Jährige längst, dass sich die Bedürfnisse der Menschen im Outback durch Sonntagspredigten allein nicht stillen lassen. Vor allem fehlt es an medizinischer Versorgung der Siedler, Züchter und Viehtreiber.

Vor Jahren schon, als er mit einer selbst gebauten, tragbaren Kanzel im Gepäck durch entlegene Gebiete ritt, um Holzfällern zu predigen, war Flynn darüber schockiert, dass jede Krankheit oder Verletzung gleich lebensgefährlich war.

Zurück in Melbourne, warb er in Zeitungen und Magazinen um Sponsoren und schrieb ein Zeitungs- und Buchlein mit Gebeten, Ratschlägen und Erste-Hilfe-Tipps, dass er seither an die Männer im Outback verschickt.

Ein Jahr nach seiner Ankunft in Beltana eröffnet Flynn eine Buschkrankenstation in South Australia. Und er gründet kurz darauf im Namen seiner Kirche die „Australia Inland Mission“: ein Netz berittener Samariter, die zwischen Siedlungen und Viehstationen patrouillieren, um Wunden zu verbinden, zu unterrichten, Seelsorge zu leisten.

Doch immer deutlicher wird dem Presbyterianer, dass solche lokalen Initiativen nicht ausreichen. Annähernd 50.000 Siedler leben im Outback in einem Gebiet, das etwa 14-mal so groß ist wie Großbritannien. Flynns reitende Samariter

kommen oft zu spät. Denn auf dem Kontinent gibt es nur wenige Eisenbahnlinien und Straßen.

Immer wieder erzählt Flynn beim Spendensammeln Geschichten wie die von Jimmy Darcy: Eines Morgens, im August 1917, bricht der 22-jährige Viehtreiber zu seiner Herde auf. Im Galopp bockt sein Pferd plötzlich vor einer Senke. Darcy wird zu Boden geschleudert. Als ihn seine Kollegen finden, ist er bewusstlos und schlimm zugerichtet.

Die Männer transportieren ihn auf einem ungefederten Wagen in das zwölf Stunden entfernte Halls Creek. Denn der Postmeister der Siedlung verfügt als Einziger in der Gegend über Erste-Hilfe-Kenntnisse. Er spritzt Darcy Morphium, die inneren Verletzungen aber kann er nicht behandeln.

Tief in der Nacht erreicht der Postmeister einen Arzt im 2000 Kilometer entfernten Perth. Der diagnostiziert per Telegraph: „Harnblase gerissen“, drängt auf eine Notoperation. Sieben Stunden lang operiert der Postmeister nach Anweisungen aus Perth. Ohne Anästhesie. Mit dem Taschenmesser.

Der Eingriff gelingt, aber zwei weitere Operationen sind notwendig. Darcys Zustand verschlechtert sich. Acht Tage nach dem Unfall packt der Arzt in Perth die Koffer. In zehn

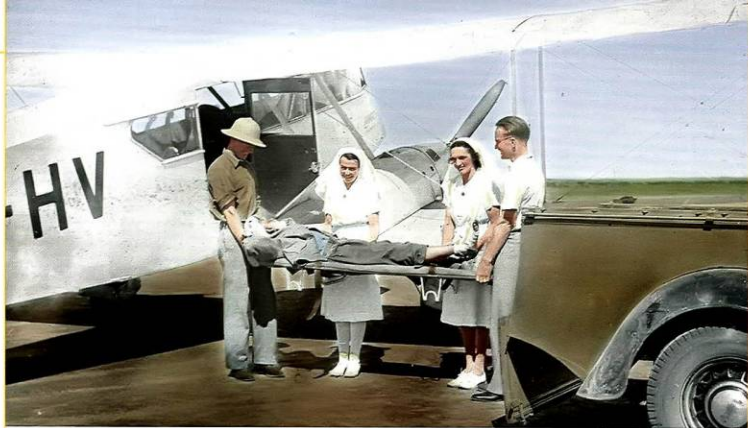
Tagen könnte er es mit Schiff und Auto bis nach Halls Creek schaffen. Doch etwa 30 Kilometer vor dem Ziel versagt sein Wagen. Als der Mediziner endlich auf einem Pferd in der Siedlung eintrifft, ist Jimmy Darcy bereits seit 24 Stunden tot.

Das Leben des Viehtreibers hätte gerettet werden können, erklärt John Flynn in seinen Vorträgen. Denn der Pfarrer hat eine tollkühne Idee: fliegende Ärzte!

Von einer Flugbasis im Busch aus wäre Halls Creek in wenigen Stunden erreichbar gewesen. Viele Zuhörer lachen ihn aus dafür. Denn 1917 ist es keine 14 Jahre her, dass sich in den USA die Gebrüder Wright erstmals mit einem motorisierten Flugzeug in die Luft erhoben haben. Und die meisten Menschen



Auch im glühend heißen Outback tritt Reverend Flynn stets im eleganten dreiteiligen Anzug auf



Weil viele Gebiete im Inneren Australiens noch nicht kartiert sind, müssen sich die Piloten der Propellermaschinen bisweilen an Flüssen oder Zäunen orientieren (unten: das Logo der Organisation)

denken, auch wegen der Frontberichte aus dem Ersten Weltkrieg, beim Stichwort Flugzeug nicht an Hilfe aus der Luft, sondern an Todesgefahr.

Die Oberen der presbyterianischen Kirche kritisieren immer deutlicher, dass Flynn das Spirituelle vernachlässige. Doch durch Worte allein, davon ist der überzeugt, lassen sich die Siedler nicht für seine Kirche gewinnen. Eine bessere medizinische Versorgung könnte die Verhältnisse verändern: Dann würden mehr Frauen ins Hinterland ziehen, Familien gründen, würden nicht mehr so viele Männer dem Alkohol verfallen und Aborigine-Frauen sexuell missbrauchen.

DER TRAUM VON „FLIEGENDEN ÄRZTEN“ lässt Flynn keine Ruhe. Nur, wie sollen die Siedler sie im Notfall verständigen? Im Busch gibt es Ende 1917 kaum Telegraphen- oder Stromleitungen. Und die Radio- und Funktechnologie steht noch völlig am Anfang. Jahrelang arbeitet sich der Pfarrer in die Grundlagen der drahtlosen Nachrichtenübermittlung ein. 1927 gewinnt er Alfred Traeger in Adelaide als Mitstreiter.

Bereits als Schuljunge hat Traeger ein primitives Telefon gebaut, für das er den Zinken einer Mistgabel als Magneten benutzte. Nun entwickelt er einen Pedal-Generator, mit dem die Siedler selbst Strom produzieren können – genug, um ein einfaches Funkgerät zu betreiben, mit dem sich Morsesignale übermitteln lassen.

John Flynn wirbt unterdessen in Vortragsälen, Zeitungen und Magazinen weiter für seine Idee. Schließlich kann er die kirchlichen Würdenträger, die australische Regierung sowie Sponsoren überzeugen. Sie bewilligen ihm ausreichend Geld, um bei der 1920 gegründeten Flugesellschaft Qantas einen Doppeldecker zu chartern. Er ist aus Holz und Stoff, verfügt über ein Triebwerk und erreicht eine Spitzengeschwindigkeit von 180 km/h. Neben aufgemalten roten Kreuzen prangt der Name des Flugzeugs: „Victory“ – „Sieg“.

Als ersten „fliegenden Arzt“ stellt Flynn Kenyon St. Vincent Welch ein, einen renom-

mierten Chirurgen aus Sydney. Am 17. Mai 1928 bringt die Propellermaschine Welch erstmals zu einem Notfall in den Nordosten des Outback.

Viele Gebiete des Kontinents sind noch auf keiner Karte erfasst. Der Pilot der „Victory“, Arthur Affleck, muss sich an Flussläufen und Zäunen orientieren. Als er bei einem der Einsätze in einer Siedlung landen will, entdeckt er im letzten Moment Telefonleitungen, die quer über eine Straße gespannt sind. Affleck lässt die „Victory“ blitzschnell absinken und unter den Drähten hindurchtauchen. Nach der Landung wendet er das Flugzeug und bringt es direkt vor einem Pub zum Stehen.

Im ersten Monat legen Affleck und Welch 4800 Flugkilometer zurück, besuchen 37 Patienten. Schon bald nutzen die Menschen im Outback die Funkverbindung nicht mehr nur bei Notfällen. Sie senden auch Nachrichten, um Kontakte zu Freunden und Verwandten zu pflegen.

Traeger verbessert die Apparate ständig: Schließlich lässt sich auch Gesprochenes übermitteln. Und ab 1951 werden Kinder in abgelegenen Regionen über eine Art Schulfunk Fernunterricht erhalten.

Erfolg und Ansehen der „fliegenden Ärzte“ nehmen mit jedem Einsatz zu. 1939 starten ihre Maschinen bereits von sechs Flugbasen aus. 1955 verleiht Königin Elisabeth II. dem „Flying Doctor Service“ den Ehrentitel „Royal“.

Die „fliegenden Ärzte“ arbeiten seit ihrer Gründung weitgehend unfallfrei. 2008 legten die 50 Maschinen des Royal Flying Doctor Service von 21 Basen aus mehr als 20 Millionen Flugkilometer zurück; die Ärzte besuchten rund 260 000 Patienten. John Flynns Vision ist Realität geworden: ein „Mantel der Sicherheit“ für das Outback.

Der Vordenker der „fliegenden Ärzte“ selbst ist da bereits mehr als ein halbes Jahrhundert tot. Im Mai 1951 starb Flynn in Sydney an Krebs.

Ein Jahr lang hatte er sich geweigert, einen Arzt aufzusuchen. □

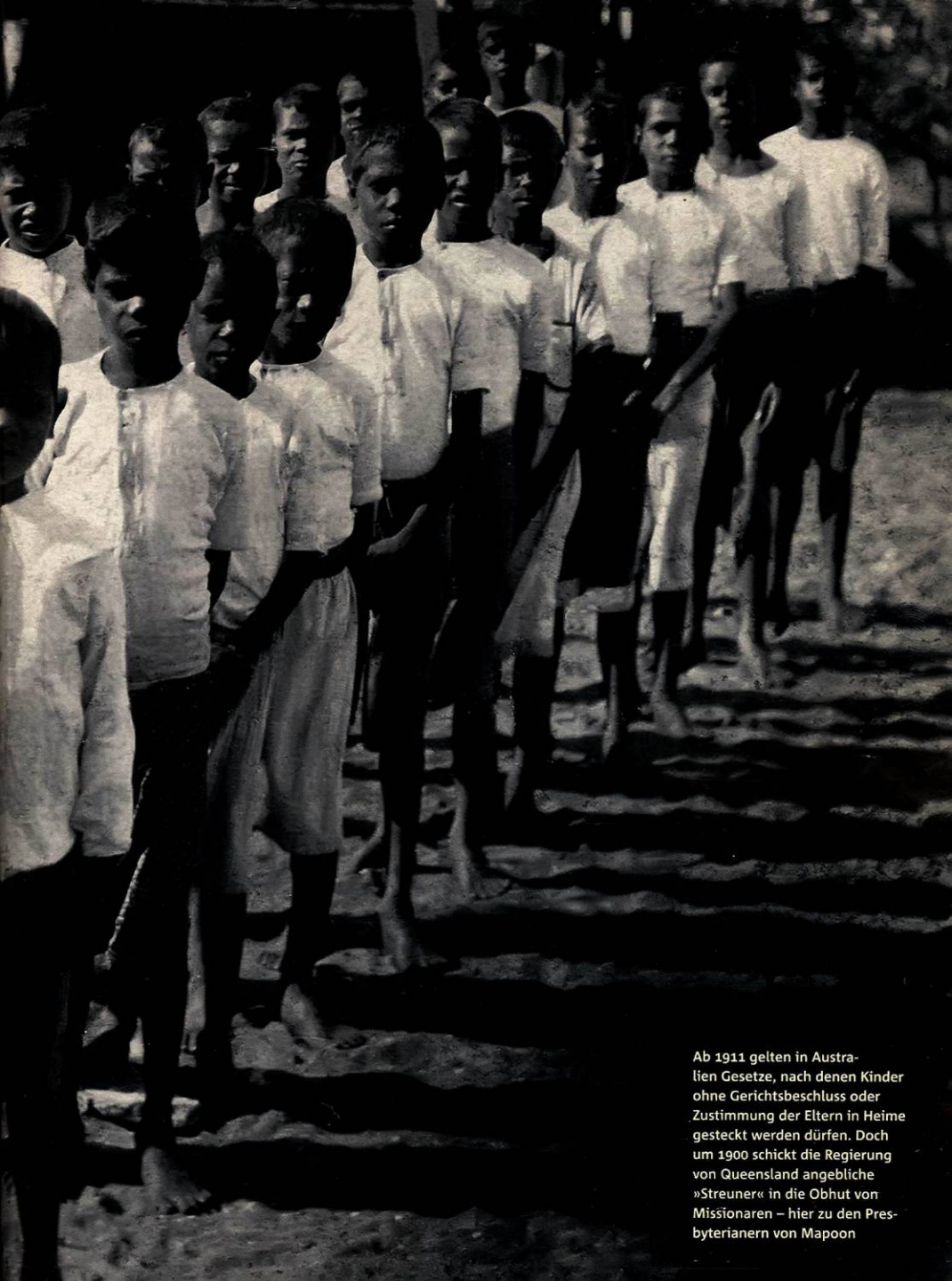


Die geraubten Kinder

60 Jahre lang lassen australische Behörden Aborigine-Kinder aus ihren Familien entführen. Rund 50 000 Jungen und Mädchen wuchsen in Heimen, bei Pflege- und Adoptivfamilien auf, abgeschnitten von ihrer Kultur, geschult zu Dienstmägden und Farmarbeitern. Vor allem Mischlingskinder suchten die Beamten heraus: Das Erbe der Ureinwohner soll aus ihnen herausgezogen werden.

VON JÖRG-UWE ALBIG





Ab 1911 gelten in Australien Gesetze, nach denen Kinder ohne Gerichtsbeschluss oder Zustimmung der Eltern in Heime gesteckt werden dürfen. Doch um 1900 schickt die Regierung von Queensland angebliche »Streuner« in die Obhut von Missionaren – hier zu den Presbyterianern von Mapoon



Es ist nicht leicht, dieser Güte zu entfliehen.

„Wir sahen einen Missionar kommen. Eine meiner Tanten rollte mich zusammen wie eine Art Schlafsack und versteckte mich, aber ich muss mich bewegt haben, und er holte mich raus und sagte zu mir: ‚Ich gebe dir einen Lutscher, und wir machen einen Ausflug nach Oodnadatta.‘ Sie setzten mich in einen Zug, und meine Großmutter folgte dem Zug – sie rannte hinter dem Zug her und sang mir nach. Da sang ich zurück: ‚Ich komme wieder!‘ Ich dachte, ich fahre in die Ferien oder so etwas.“ (Zeugenaussage Nr. 382)

„Sie setzten uns in den Polizeitransporter und sagten, sie würden uns nach Broome bringen. Sie setzten auch unsere Mütter hinein. Doch als wir gerade losgefahren waren, hielten sie an und warfen die Mütter aus dem Auto. Wir sprangen auf die Rücken unserer Mütter, weinten, wir wollten nicht zurückgelassen werden. Doch der Polizist zerrte uns herunter und warf uns zurück ins Auto.“ (Zeugenaussage Nr. 821)

„Sie behielten uns drei Tage lang im Krankenhaus, und ich fragte immer wieder: ‚Wann sehen wir unsere Mama?‘ Und niemand hat es uns gesagt. Und ich glaube, am dritten oder vierten Tag steckten sie uns in das Auto, und ich fragte: ‚Wohin fahren wir?‘ Und sie sagten: ‚Wir fahren zu eurer Mutter.‘ Aber wir bogen nach links zum Flughafen ab, und ich wurde ein bisschen nervös. Ich hatte ein kleines Baby in meinen Armen, und sie setzten uns in das Flugzeug. Und sie sagten uns immer noch, wir würden Mama sehen.“ (Zeugenaussage Nr. 318)

Es ist eine gnadenlose Hilfe, eine unbarmherzige Fürsorge, eine mörderische Nächstenliebe, die über ein halbes Jahrhundert den Kontinent durchstreift. Im Gegensatz zu ihren Opfern ist sie motorisiert, bewaffnet und zum Äußersten entschlossen; sie blickt in alle Verstecke, in die verstocktesten Herzen. Ein gespenstisches Rettungsprogramm, das in

Das Ziel der Rassenpolitik: Mischlingen* die
»Farbe herauszuzüchten«. Hellhäutigere Kinder wie
dieses Baby sollen später Weiße heiraten



den Jahren 1910 bis 1970 (vor allem aber in den 1930er und 1940er Jahren) schätzungsweise rund 50 000 Kinder zumeist weißer Männer mit schwarzen Frauen aus ihren Aborigine-Familien reißt, in staatliche Institutionen, in Pflege- und Adoptivfamilien zwingt, ihnen die Muttersprache verbietet.

Es geht darum, die Kinder gemischter Abstammung zu Weißen zu formen – und sie anschließend als billige Arbeitskräfte in die Haushalte, Farmen und Viehzucht-Stationen der Wohltäter zu pressen.

Was solche Umerziehung nicht erreicht, soll die Eugenik besorgen. Der Plan eines Mediziners, durch „Kreuzung“ von Mischlingen* mit weißen Siedlern „die Farbe herauszuzüchten“, erdacht um 1930, wird bald die Grundlage für die Politik auf dem Kontinent.

„Drei Generationen der Paarung mit reinblütigen Weißen“, behaupten be-

flissene Anthropologen, „können ausreichen, um alle Unterscheidungsmerkmale der Aborigines auszulöschen.“

Auf diese Weise sollen die Nachkommen der Mischlinge immer weißer werden, Generation um Generation.

Denn nur wer weiß ist, kann gerettet werden. Die australischen Ureinwohner, so die allgemeine Ansicht, sind ein dem Untergang geweihtes Volk: Wissenschaftler schätzen ihre Zahl auf nur noch rund 60 000.

„Binnen 100 Jahren wird der reine Schwarze ausgestorben sein“, prophezeit Auber Octavius Neville, seit 1915 „Chief Protector of Aborigines“ in Western Australia – einer jener „Schutzherrn“, die unter dem Vorwand der angeblichen Fürsorge die offizielle Aufsicht und Kontrolle über die Ureinwohner ausüben.

Die Zahl der Mischlinge nehme dagegen jährlich zu, stellt Neville fest. Ziel sei es daher, „die reinen Schwarzen getrennt zu halten und die Mischlinge in die weiße Population zu absorbieren“.

Im staatlich verwalteten Moore River Native Settlement in Western Australia leben in den 1930er Jahren bis zu 500 Aborigines. Sie dürfen das Gelände nicht ohne Erlaubnis verlassen. Die Lagerleitung trennt die Männer von den Frauen und die Kinder von den Eltern

Besonders im Northern Territory wird den Mischlingen jeglicher Kontakt mit den *full-bloods* verboten: In Alice Springs dürfen Mischlinge und „reinerassige“ Aborigines nicht einmal in derselben Kirche beten.

In den Rechtfertigungen der Bürokraten werden staatliche Anstalten, Missionsstationen und Adoptivfamilien zu Rettungsmaßnahmen für die Überlebenden einer untergehenden Kultur.

Gesetze geben ihnen die Macht, nicht nur jede Heirat von „Eingeborenen“ in ihrem Herrschaftsbereich zu genehmigen oder abzulehnen, sondern auch über das Schicksal der Kinder bis zu deren 16. Lebensjahr zu verfügen. Ein

* Die Redaktion verwendet den Begriff „Mischling“ nur höchst ungern, da er häufig herabsetzend gebraucht wird. Da aber alle anderen Bezeichnungen für die Kinder gemischtfarbig Eltern noch unpassender sind, haben wir uns schweren Herzens zu diesem Schritt entschieden.



Gruppchen Bürokraten als Vormünder, als Adoptivväter eines ganzen Volkes.

Auf den Willen der zu Rettenden kann dabei keine Rücksicht genommen werden. „Es mag grausam erscheinen, ein Aborigine-Kind seiner Mutter zu entreißen“, erwägt ein Abgeordneter im Parlament von Western Australia, „aber in manchen Fällen muss man grausam sein, um freundlich zu sein.“

Die Mischlinge müssten „vor sich selbst geschützt werden, ob es ihnen gefällt oder nicht“, dekretiert Auber Octavius Neville: „Die Wunde fordert den Einsatz des Chirurgenmessers zum Wohl des Patienten und wahrscheinlich auch gegen den Willen des Patienten.“

Es wird einmal schwer sein, sich vorzustellen, dass diese Politik in ihrer Zeit als fortschrittlich gilt – beinahe human, verglichen mit den Vorschlägen mancher Politiker, die die Sterilisation sämtlicher Mischlinge erwägen.

Doch der Plan, mit eugenischen Mitteln eine weiße Gesellschaft herauszumendeln, ist nicht weniger rassistisch

als die Vermischungsangst der Weißen in den USA oder Südafrika: Die Forscher versichern immer wieder, dass die überlegenen Erbanlagen der Weißen stets die Oberhand gewinnen werden.

Es ist ein technokratischer Kraftakt: das gigantische Menschenexperiment einer wissenschaftsgläubigen Zeit, ein *social engineering*, das sich über alle sentimentalen Vorurteile hinwegsetzt.

Manchmal erscheinen die Retter auf Kamelen, heben die stauenden Kinder auf den Sattel mit dem Versprechen auf einen Ritt – um dann auf Nimmerwiedersehen mit ihnen davonzupreschen.

Vergebens schwärzen die Eltern ihrem hellfarbigen Nachwuchs Haut und Haar mit Salben aus gemahlener Holzkohle und Tierfett oder schwarzen Buschfrüchten, um sie der Begehrlichkeit der Retter zu entziehen – die ja vor

Ein Lastwagenanhänger mit Kindern, die Beamte ihren Familien genommen haben. Häufig wussten die Entführten nicht, wohin sie fahren. Manche dachten, dass sie nur einen Ausflug machen und schon bald zu ihren Eltern zurückkehren würden

allem nach Kindern mit hellem Teint suchen: für sie ein Zeichen höherer Intelligenz und rassistischer Überlegenheit.

Vergebens drängen Mütter ihre Kinder, sich im Busch zu verstecken, wenn der weiße Mann naht, hinter Bäumen stillzustehen, in Kanälröhren zu kauern. Stopfen sie in Mehlsäcke, schärfen ihnen ein, sich das Niesen zu verknäufeln.

Sechs Jahrzehnte lang leben die Ureinwohner in Angst vor ihren Wohltätern: vor den Heimen und Anstalten, den Schlägen, den mit Betten vollgestellten Schlafsälen, dem sauer gewordenen Frühstücksporridge mit den toten Käfern darin. Dem sexuellen Missbrauch, dem mehr als ein Zehntel der später

befragten Kinder in den Anstalten zum Opfer fällt – in den Pflegefamilien ist es sogar jedes dritte Mädchen.

Kein Gerichtsurteil ist nötig, um ein Kind in die Obhut des Staates zu nehmen. Oft reicht die Laune eines Polizisten, der Bericht eines Sozialarbeiters.

Die Folgen der entfesselten Fürsorge aber wiegen umso schwerer: Die Entwurzelten greifen mit doppelt so hoher Wahrscheinlichkeit zu Drogen und landen dreimal so häufig im Gefängnis wie jene Aborigines, die in ihren Familien oder Dorfgemeinschaften aufgewachsen sind.

1967 werden die Bürgerrechte der Ureinwohner per Volksentscheid anerkannt. In den folgenden Jahren kommt das Unrecht, das die Weißen an ihnen verübt haben, der australischen Gesellschaft mehr und mehr zu Bewusstsein. Die erste Organisation, die sich um die betroffenen Familien kümmert, wird um 1980 in New South Wales gegründet.

Doch erst 1997 gesteht das offizielle Australien den Aborigines ein, was diese längst schon wissen: Ein Regierungs-

bericht mit dem Titel „Bringing them home“ resümiert rund 1500 mündliche und schriftliche Aussagen von Opfern der Assimilationspolitik – von jenen Zehntausenden, die man heute als „gestohlene Generationen“ beklagt.

Als der Report im Bundesparlament vorgestellt wird, bricht der Führer der Opposition in Tränen aus.

Es sind Schicksale wie das der Frau mit dem Schutznamen „Millicent“, Zeugenaussage Nr. 640, die den Glauben der Öffentlichkeit an die Pioniergeschichte ihres Landes erschüttern.

Millicent ist vier Jahre alt, als man sie und sechs Geschwister 1949 entführt und in verschiedene Anstalten Western Australias bringt. Millicent und ihr Bruder Colin landen in einem Waisenheim in Perth, wo die hellhäutigeren unter den Falschhäutigen aufbewahrt werden.

Jeden Sonntag warten die beiden Geschwister vergebens auf einen Besuch ihrer Eltern. Sie wissen nicht, dass ihrer Familie der Kontakt verboten ist, sie nicht herausfinden kann, wo die Kinder überhaupt sind. Als Colin in das

Jungenheim in Kenwick verlegt wird, hat Millicent nur noch sich selbst. Die Nonnen erklären ihr, sie sollte sich für ihre Hautfarbe schämen.

Morgens werden die Kinder mit Fliegenspray geweckt. Auf Unbotmäßigkeiten stehen stundenlanges Knien vor dem Altar, Wienern des Kirchenbodens oder Schläge mit dem Bügeleisenkabel. Millicent muss andere Kinder festhalten, wenn die ausgepeitscht werden.

Als Millicent alt genug ist, soll sie sich in den Ferien nützlich machen. Die Schwestern schicken das Mädchen als Haushaltshilfe auf eine Farm; die vier Shilling, die sie verdient, bekommt das Heim. Der Farmer verlangt bald mehr von ihr als nur Haushaltsdienste.

Als sie der Oberin von den Vergewaltigungen erzählt, wäscht die ihr den Mund mit Seife aus, schlägt sie und droht ihr Schreckliches an, sollte sie anderen Kindern von ihrer Qual berichten. In den nächsten Ferien wird sie wieder auf die Farm geschickt.

Millicent beschließt auszureißen. Sie will ihre Familie wiederfinden. Doch wo soll sie suchen? Ihr bleibt nur die Rückkehr ins Heim: zurück zu den Schlägen, zu den Einsätzen auf der Farm, zu noch brutaleren Vergewaltigungen.

Man erklärt ihr, sie sei eine Schande für das Heim. Sie schluckt Rattengift,



Audrey Kinnear als junge Krankenschwester und mit dem Foto ihrer Mutter. Im Alter von vier Jahren wird sie 1948 entführt und sieht ihre Mutter erst 1968 wieder – kurz vor deren Tod





Die Suppenküche des Carrolup Native Settlement in Western Australia, 1935. Missionare versorgen Aborigines mit Kleidung und Essen – manche melden den Behörden aber auch die Kinder hellhäutiger Väter und schwarzer Mütter

um zu sterben – doch wird nur krank. Der Arzt stellt fest, dass Millicent schwanger ist. Wieder wird das Mädchen ausgepeitscht. Sie ist jetzt 16.

Mit aller Kraft klammert sich Millicent an diese Hoffnung, die in ihr wächst: ein Kind. Ein Mensch, den sie lieben kann. Doch als das Baby 1962 im King Edward Memorial Hospital zur Welt kommt, nimmt man es ihr fort, so wie man sie ihrer Mutter fortgenommen hat.

Wenn sie alt genug sei, das Heim zu verlassen, heißt es, werde sie ihre Tochter wiederbekommen.

Millicent wartet. Als es so weit ist, sagt ihr die Oberin, sie wisse nicht, wo das Kind sich aufhalte. Das Krankenhaus hat nicht einmal die Geburt des Babys registriert. Die Sozialbehörde für Ureinwohner erklärt, sämtliche Unterlagen seien bei einem Feuer verbrannt.

Millicent findet Arbeit in Western Australia. Von dort zieht sie weiter nach Adelaide. Jedes Kind, das sie auf der Straße sieht, erinnert sie an ihr eigenes, das sie nicht kennt. 1972 fleht sie noch einmal die Leiterin des Waisenhauses um

einen Hinweis auf ihre Tochter an: Die Tochter sei tot, wimmelt die Nonne sie ab. Das Beste sei, sie gehe nach Adelaide zurück und vergesse ihre Familie.

Im Januar 1996 dann eine Anfrage der Sozialbehörde von South Australia: Eine Frau, geboren 1962, suche ihre leibliche Mutter. Es ist Millicents tot geglaubte Tochter Toni.

Aber natürlich gelingt es nach all den Jahren häufig nicht mehr, die Familienbande zu knüpfen. Oft sind die Eltern verstorben oder zu alt und krank, um ihre Kinder zu erkennen. Manchmal gibt es keine Sprache mehr, in der man sich verständigen könnte.

Und häufig verstößt die Dorfgemeinschaft die Heimgekehrten, beschimpft sie als „Weißgewaschene“ oder „Kokosnüsse“ – außen dunkel, innen weiß: „Du bist nicht weiß genug, um weiß zu sein, und deine Haut ist nicht schwarz genug, um schwarz zu sein.“ (Zeugenaussage Nr. 210)

„Bringing them home“ versammelt Geschichten von Entfremdung, von Identitätsverlust, von einem ständigen Gefühl äußerster Unwirklichkeit. Berichte wie den des Mannes mit dem Schutznamen „Paul“ (Eingabe Nr. 133), der 1965, kaum mehr als ein halbes Jahr alt, seiner kranken Mutter entzogen und später zur Adoption freigegeben wird.

Die erste Familie, die Paul aufnimmt, gibt ihn nach sieben Monaten indigniert zurück. Der Amtsarzt notiert in seinem Bericht, die Adoptivmutter habe Paul „zu seinem Nachteil mit den Kindern ihrer Freunde“ verglichen und „seine Defizite als peinlich empfunden, zum Beispiel bei Kaffeekränzchen“.

Im Waisenhaus muss er sich alle zwei Wochen mit den anderen Kindern aufstellen und um die Sympathie potenzieller Pflegeeltern konkurrieren. Bisweilen findet sich für Paul ein Interessent, der ihn für ein Wochenende zur Probe mitnimmt – am Sonntagabend aber ist er stets wieder im Heim.

Die Heimleitung versucht, seine Erscheinung als „südeuropäisch“ zu verkaufen: „Paul hat feine Gesichtszüge und sieht im Allgemeinen gut aus“, steht in seiner Akte. „Man könnte ihn leicht für einen Malteser oder Italiener halten.“

Mit fünf Jahren findet er endlich eine Pflegefamilie, die schon vier Söhne hat. Die Söhne nennen ihn „unseren kleinen Abo“. Paul versteht nicht, was das heißt.

„Warum habe ich eine andere Hautfarbe?“, fragt er seine Pflegeeltern. Sie lachen und raten ihm, viel Milch zu trinken – „dann wirst du irgendwann eher aussehen wie wir“.

Im Mai 1982, zu seinem 18. Geburtstag, wird Paul aus der staatlichen Vormundschaft entlassen. An diesem Tag enthüllt ihm der Sozialbeamte den Fluch seiner Jugend: Paul stamme von Aborigines ab. Er habe drei Brüder und eine Schwester. Sein Nachname sei von nun an der Mädchennamen seiner Mutter, eröffnet ihm der Beamte und schreibt deren Adresse auf ein Stück Papier. Dass er bis dahin nichts erfahren habe, sei nur zu seinem Schutz geschehen.

Für sechs Jahre kehrt Paul zu seiner Mutter zurück: Dann stirbt sie, mit 45.

„Die Welten meiner Mutter und meiner Familie“, bilanziert Paul in seiner Eingabe, „wurden zerschmettert durch die verabscheuungswürdige Assimilationspolitik von Staat und Commonwealth und der ausführenden Sozialbehörde, die die Frechheit besaßen, zu entscheiden, was das Beste ist.“

Nicht alle *stolen children* blicken mit solcher Unversöhnlichkeit auf ihre entwendete Jugend zurück. Auch der

Es gibt 31.000 Rechtsextremisten in Deutschland.

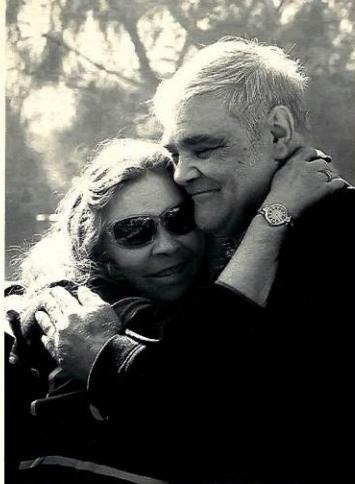


Jeder Cent, den Sie spenden, kann das ändern.
Die Stern-Aktion Mut gegen rechte Gewalt unterstützt EXIT, das Aussteigerprogramm für Rechtsextremisten. In 8 Jahren hat EXIT über 300 Rechtsextremisten den Ausstieg aus der Szene ermöglicht, sie in ein neues Leben begleitet und damit die rechte Szene enorm geschwächt. Ohne Ihre Hilfe kann EXIT nicht weitermachen. Spenden Sie an: Amadeu Antonio Stiftung, Stichwort „EXIT-Deutschland“, Deutsche Bank Bensheim, BLZ 509 700 04, Konto-Nr. 030331329.





Als erster Angehöriger der »Stolen Generations« erhält Bruce Trevor – der 1957 als Einjähriger seiner Mutter weggenommen wurde – eine Entschädigung (rechts mit seiner Schwester). Ein Gericht spricht ihm 2007 rund eine halbe Million australische Dollar zu



Report „Bringing them home“ kennt die Ausnahmen – ehemalige Adoptivkinder, die in der stärksten Liebe ihrer Ersatzeltern aufwuchsen; Heimzöglinge, die ihre „christliche Erziehung“ preisen oder sich an goldene Jugendtage in der Gemeinschaft erinnern: „Wir waren einfach eine große, glückliche Familie.“

Viele der „gestohlenen Kinder“ sind dankbar, lesen, schreiben und rechnen gelernt zu haben – Kulturtechniken, die ihnen in Aborigine-Dörfern womöglich verwehrt geblieben wären.

Andere aber wollen Wiedergutmachung. 1999 beschäftigen erste Entschädigungsforderungen die Gerichte; im Jahr 2001 warten allein im Northern Territory 700 Kläger auf eine Entscheidung. Die Regierung bewilligt zwar 63 Millionen Dollar für Beratung und Zusammenführung der zerrissenen Fa-

milien sowie die Förderung von Sprache und Kultur der Aborigines. Doch direkte Zahlungen der Bundesregierung an die Opfer kommen nicht infrage.

Im Sommer 2007 spricht zum ersten Mal ein Gericht in South Australia einem Mitglied der „Stolen Generations“ eine Entschädigung zu: Bruce Trevor, 1957 im Alter von 13 Monaten seinen Eltern entrissen und in eine weiße Pflegefamilie gesteckt, bekommt für ein Leben voller Depressionen, Alkoholismus und kultureller Entfremdung einen finanziellen Ausgleich von umgerechnet rund 330 000 Euro.

Die seelischen Wunden aber brauchen vor allem seelische Genugtuung: eine Entschuldigung. Doch die lässt lange auf sich warten. 1997, im Jahr des Reports, drückt der konservativ eingestellte Premierminister John Howard zwar sein „tiefes Bedauern“ aus, verweigert aber eine Abbitte.

„Eine derartige Entschuldigung“, erklärt sein Minister für die Belange der Ureinwohner, John Herron, „könnte den Eindruck vermitteln, dass jetzige Generationen in irgendeiner Form verantwortlich und haftbar für die Taten früherer Generationen seien – Taten, die den damaligen Gesetzen entsprachen und vermeintlich den Interessen der betroffenen Kinder dienten.“

Am 13. Februar 2008 aber ist es endlich so weit. Premierminister Kevin Rudd von der nach elf Jahren Opposition wieder regierenden Labor Party verliest im Parlament von Canberra eine Erklärung, die immer wieder um das Wort „sorry“ kreist: „sorry“ für „den Schmerz, das Leid und die Verletzungen“ der „gestohlenen Generationen“; „sorry“ für die Zerstörung von Familien und Gemeinschaften; „sorry“ für „die Demütigung und Erniedrigung, die einem stolzen Volk und einer stolzen Kultur angetan wurden“.

Einige der rund 100 geladenen Vertreter der Ureinwohner umarmen einander, Tränen in den Augen. „Für uns ist das wie der Fall der Berliner Mauer“, sagt einer von ihnen.

Tausende jubelnder Australier verfolgen die Rede auf Großbildleinwänden in Canberra, Melbourne, Sydney und Brisbane. In den abgelegenen Gebieten des Outback haben sich ganze Dorfbewölkerungen vor dem Gemeinschaftsfernseher versammelt.

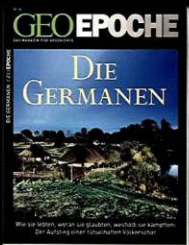
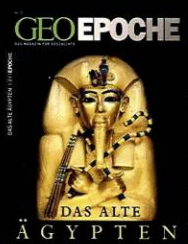
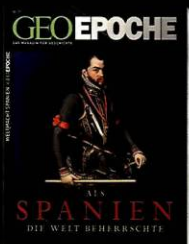
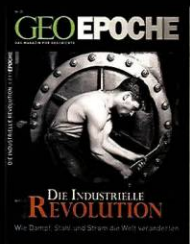
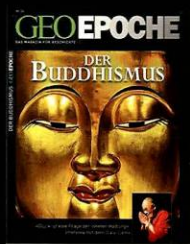
Doch das heikle Thema der Entschädigungen spart auch Rudd aus. Und selbst nach dieser politischen Geste leben die Ureinwohner noch immer am Rand der Gesellschaft – und sterben noch immer im Durchschnitt 17 Jahre früher als der Rest der Bevölkerung.

Für viele Betroffene kommt die Entschuldigung ohnehin zu spät. Vielleicht hat sie der Mann noch erlebt, der im „Bringing them home“-Report den Schutznamen „Greg“ trägt, Zeugenaussage Nr. 384: Mit zwölf Jahren wurde er von seiner Heimalinsel in der Bass Strait in die Obhut einer Pflegefamilie auf Tasmanien entführt.

„Ich saß im Klassenzimmer. Es klopfte an der Tür, und der Lehrer antwortete. Er sprach mit jemandem und kam dann, um mich zu holen. Er nahm mich an der Hand und brachte mich zur Tür. Eine männliche Person packte mich, ich wurde zu einem Motorrad gebracht, von dem Beamten festgehalten, zur Flugpiste gefahren und von der Insel geflogen. Ich sah Mama nie wieder.“

Zum Zeitpunkt von Kevin Rudds „Sorry“-Rede wäre Greg 60 Jahre alt gewesen. Die Lebenserwartung für männliche Aborigines liegt bei 59 Jahren. □

Literatur: www.humanrights.gov.au/pdf/social_justice/bringing_them_home_report.pdf; Dieser Regierungsbericht mit dem Titel „Bringing them home“ machte 1997 das ganze Ausmaß sowie die psychischen und sozialen Folgen der staatlichen Entführungen bekannt. Doris Pilkington Garimara, „Long Walk Home“, Rowohlt: beschreibt die Flucht von drei entführten Kindern quer durch Australien zurück zu ihren Familien.

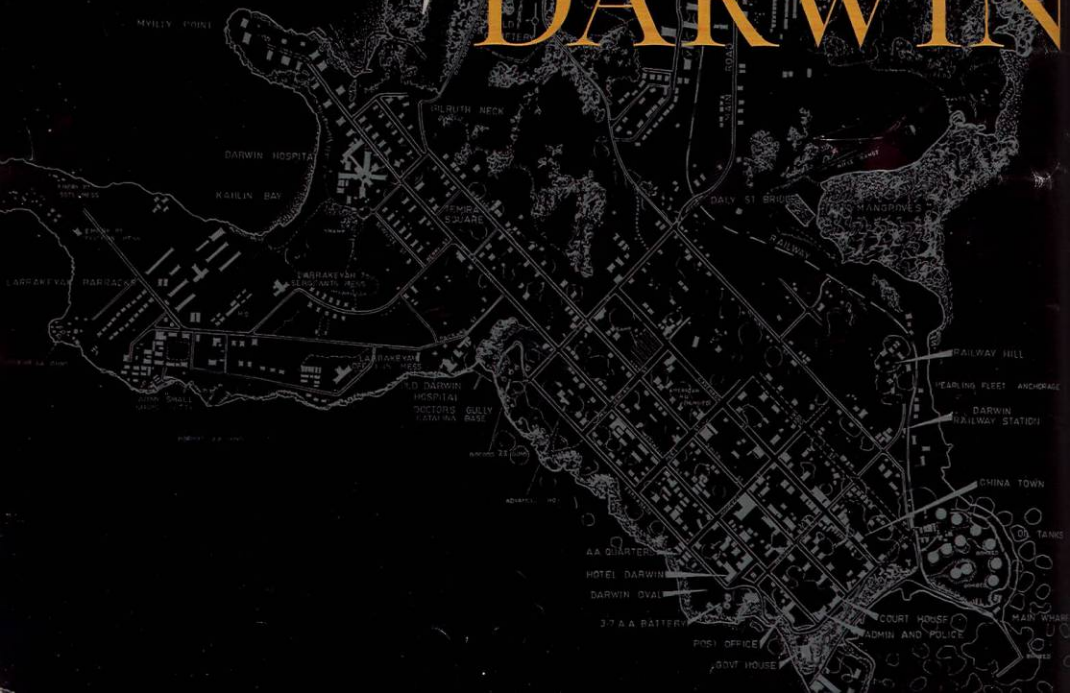


Geschichte erleben mit GEO EPOCHE.

Jetzt im ausgesuchten Buch- und Zeitschriftenhandel. Falls Sie eines dieser Hefte verpasst haben, bieten sich jetzt folgende Möglichkeiten: Sie können zum Zeitschriftenhändler Ihres Vertrauens gehen und danach fragen. Sie können sich direkt an GEO wenden – Tel. 01805/ 86 18-003* oder Fax 01805/ 86 18-002*. Sie können im Internet unter www.geoshop.de nachschauen. Oder Sie können sich auf das neue Heft freuen.

BOMBEN *auf* DARWIN

Am 19. Februar 1942 greifen japanische Piloten die Hafenstadt Darwin an. Rund 250 Menschen sterben, Hunderte werden verwundet. Die Nachricht trifft den Fünften Kontinent wie ein Schock – und schürt die Angst vor einer Invasion durch Tokyos Truppen



Der 19. Februar 1942 beginnt für Jack Mulholland wie fast jeder andere Tag: unerträglich schwül. Der hoch aufgeschossene 20-Jährige ist Kanonier am Flugabwehrgeschütz Nr. 1 auf den Klippen von Darwin, der Hafenstadt weit im Norden Australiens.

Von seiner Stellung aus hat er freien Blick auf die Schiffe, die im Hafenbecken vor Anker liegen, etwa den US-Zerstörer „Peary“, der in der Nacht zuvor eingelaufen ist, auf der Flucht vor einem japanischen U-Boot.

Ein Paket Zigaretten hat sich Mulholland, im Zivilleben Angestellter bei einer Bank in Sydney, in die Taschen seiner Khaki-Shorts gestopft, 50 Stück Craven „A“. Einen Western hat er auch dabei, falls es ihm langweilig wird an der Flak.

Am Himmel sind jetzt Flugzeuge zu sehen. Einer der Kanoniere nimmt sie ins Visier, aber nur zur Übung – so hat er es schon früh am Morgen getan, als US-Jagdflugzeuge über ihre Köpfe hinwegflogen.

Nur Sekunden später aber brüllt er seinen Kameraden zu: „Verdammt, die haben rote Punkte auf ihren Flügeln.“

Dann bricht ein Inferno los. Es ist zehn Uhr morgens.

81 japanische Bomber ziehen in gut 4000 Meter Höhe ihre Bahn durchs Tropenblau. Diszipliniert halten die Piloten Formation, öffnen auf ein Signal gleichzeitig die Bombenschächte. Etwa 680 Sprengkörper fallen an diesem Tag auf Darwin. Sie treffen den Hafen, die Stadt, den Sitz der Regierungsverwaltung. Einige Bomben landen nur wenige Meter von Mulhollands Stellung entfernt.

So dicht kommen die Einschläge, dass Geröll und hochgewirbelte Steine sein Geschütz einhüllen.



Abgeschossenes japanisches Kampfflugzeug in Darwin: Allein auf die Hafenstadt im Norden sowie deren Umgebung fliegen kaiserliche Piloten 64 Luftangriffe

Mulholland und seine Kameraden feuern ohne Pause zurück. Doch sie sind unerfahren und zielen zu niedrig. Nicht eine Maschine wird getroffen.

Dann rasen 71 japanische Sturzkampfbomber auf die Schiffe im Hafen zu. Weitere 36 Jagdflugzeuge fegen im Tiefflug heran. Mulholland kann die Gesichter der Piloten erkennen.

Die Japaner schießen mit ihren Maschinengewehren auf die Schiffe und auf schutzsuchende Menschen in den Straßen. Auch Mulhollands Flakstellung nehmen sie unter Feuer, aber niemand wird verletzt.

Über dem Hafen steigt dichter, schwarzer Rauch auf. Öl fließt aus. Das Wasser scheint in Flammen zu stehen. Seeleute springen in Panik von ihren brennenden Schiffen. Im Hagel der Geschosse spritzen Wasserfontänen im Hafenbecken auf. Der US-Zerstörer „Peary“ explodiert in einem glühenden Feuerball.

Von Bord des australischen Minenräumbootes „Katoomba“, das in einem

Trockendock liegt, schießt die Besatzung mit Bordkanonen und in ihrer Verzweiflung sogar mit Infanterie-Gewehren auf die Angreifer. Nur Jack Mulhollands Flakgeschütz bringt ein gegnerisches Flugzeug zum Absturz. Aber das ist mehr Zufall als Geschick. Die Maschine stürzt in den Hafen.

Nach einer Dreiviertelstunde ist der Angriff vorüber. Mulholland und seine Kameraden taumeln aus ihrer Stellung,

taub und benommen. Von den 47 Schiffen im Hafen sind acht versenkt, elf stehen in Flammen oder sind schwer beschädigt.

In der Stadt sind mehrere Gebäude getroffen. Gleich neben dem Postamt hat eine Bombe neun Menschen zerrissen. Am

Flughafen explodiert das Munitionslager. Die Japaner haben alle zehn Maschinen einer US-Fliegerstaffel abgeschossen oder am Boden zerstört. Sie waren nur Minuten vor dem Angriff in Darwin eingetroffen.

Rund 250 Menschen sterben, die meisten von ihnen Seeleute auf den

Gleich
neben dem
Postamt tötet
ein Spreng-
körper neun
Menschen

Darwin an der Nordküste Australiens ist ein leichtes Ziel für die Japaner. Nur wenige Flugabwehrgeschütze sind auf den Klippen über dem Hafen postiert, und deren Besatzungen sind unerfahren



Schiffen. Mehr als 300 werden verletzt. Das sind die Zahlen, die später bekannt gegeben werden. Doch zunächst unterdrückt die Regierung alle Informationen über das Ausmaß des Angriffs – um Hysterie im Land zu vermeiden.

Deshalb ist in den Zeitungen am folgenden Tag nur von 17 Toten und geringen Schäden zu lesen. Die Japaner verlieren zehn Flugzeuge.

DER GLEICHE MILITÄRISCHE Verband hat zweieinhalb Monate zuvor, am 7. Dezember 1941, den Hafen von Pearl Harbor auf Hawaii angegriffen und einen großen Teil der US-Pazifikflotte zerbombt. In den Tagen darauf attackierten Japaner in Südostasien Stellungen von Amerikanern, Briten und Niederländern. Damit begann im Pazifik der Zweite Weltkrieg.

Und wie schon zwischen 1914 und 1918 stehen die Australier in diesem Krieg an der Seite Großbritanniens.

Die Japaner aber sind nicht aufzuhalten. Überall in Südostasien rücken ihre Truppen vor. Nur wenige Tage nach dem Angriff auf Pearl Harbor versenken japanische Flugzeuge die britischen Schlachtschiffe „Repulse“ und „Prince of Wales“ im Südchinesischen Meer.

Hongkong, die britische Kronkolonie, nehmen sie am Weihnachtstag 1941 ein. Auf den Philippinen treiben sie die Amerikaner zum Rückzug. Im Januar 1942 greift ein japanisches Expeditionskorps die australische Garnison auf der Insel Neubritannien (östlich von Neuguinea) an. Der Stützpunkt geht am 23. Januar verloren.

Weiter westlich müssen die Briten ihre Kolonialstützpunkte auf der malaiischen Halbinsel räumen. In Niederländisch-Indien (heute Indonesien) stehen die Holländer vor der Niederlage. Und als Singapur, die Festung des britischen Empire in Südostasien, am 15. Februar 1942 fällt, geraten mindestens 60 000 Soldaten in japanische Kriegsgefangenschaft, darunter fast 15 000 Australier.

Auch auf Java nehmen die Japaner australische Soldaten gefangen, ebenso auf Timor und Ambon. Insgesamt deportieren japanische Truppen mehr als 22 000 Australier in Lager.

Für die meisten der Soldaten beginnt damit ein Martyrium von Hunger, Durst, Krankheit, Gewaltmärschen und gnadenlosen Arbeitseinsätzen. Mehr als 2600 Australier sterben beim Bau der Thailand-Birma-Eisenbahn in der Hitze des südostasiatischen Dschungels.

Ein gutes Jahr lang, auch mitten in der Regenzeit, müssen Kriegsgefangene den Weg für die Trasse frei schlagen, den Bahndamm aufschütten, Gleise legen – bei mageren Reis-Rationen, oft Tag und Nacht. Bald quälen Durchfall, Malaria, Cholera, Lungenentzündungen und Vitaminmangel die Gefangenen. Geschwüre überziehen ihre Körper. Jede Hautverletzung wird zum Risiko.

Die japanischen Aufseher kennen keine Gnade. Augenzeugen berichten, wie sie in die Zelte stürmen und noch die Schwächsten zur Arbeit zwingen. Wer nicht mehr kann, den foltern sie – oder töten ihn (jeder dritte Australier wird die japanischen Arbeits- und Gefangenenlager nicht überleben).

Und nur zweieinhalb Monate nach Beginn der Kämpfe erreicht der Krieg den Fünften Kontinent: Bomben fallen auf Darwin. Ein Schock, schlimmer noch als der Verlust Singapurs. Zum ersten Mal in seiner Geschichte wird Australien direkt angegriffen.

Dabei wollen die Japaner den Kontinent gar nicht erobern. Zumindest nicht sofort. Zunächst wollen sich die Strategen des Kaiserreichs nur Ruhe verschaffen für einen weitaus größeren Plan: Die japanischen Inseln sind arm an Boden-



Im März 1942 stürmen japanische Landungstruppen eine Salomon-Insel und kommen dem Nordosten Australiens so gefährlich nahe. Es sind nicht zuletzt die Berichte von Gräueltaten der Eroberer – hier die Hinrichtung eines australischen Kriegsgefangenen –, die den Fünften Kontinent in Schrecken und Angst versetzen

schätzen und Rohstoffen, und deshalb greifen die Truppen des Kaisers nach den britischen, niederländischen und amerikanischen Kolonien in Südostasien. Sie wollen das Öl, die Bergwerke, die Plantagen, den natürlichen Reichtum der malaiischen Halbinsel und Birmas, der Philippinen und Indonesiens.

Australien gilt ihnen anfangs nur als strategisch wichtige Basis der alliierten Truppen, die es zu neutralisieren gilt. Am 20. Februar 1942 landen sie auf Ti-

mor, das Truppen unter australischem Kommando verteidigen. Mit dem ersten Luftangriff auf Darwin wollen die Japaner den Widerstand gegen ihren Raubzug ausschalten, nicht aber den gesamten Kontinent unterwerfen.

Doch das wissen die Australier nicht.

NOCH EIN ZWEITES MAL bombardieren die Japaner Darwin an diesem 19. Februar 1942. Die 188 Maschinen des ersten Angriffs sind von Flugzeug-

trägern aus gestartet, die 54 Bomber der zweiten Welle kommen von den gut 1000 Kilometer entfernten Inseln Celebes und Ambon, die sich seit wenigen Wochen in japanischer Hand befinden.

Nur 80 Minuten nach der ersten Attacke überziehen sie den Flugplatz der australischen Luftwaffe nordöstlich von Darwin mit einem Bombenteppich. Stundenlang brennen die Hangars.

In der Stadt herrscht Panik. Die in Darwin noch verbliebenen etwa 3000 Menschen (2000 sind bereits evakuiert worden) erwarten eine Invasion. Viele fliehen auf der einzigen Straße Richtung Süden. Adelaide River, ein Militärlager in gut 100 Kilometer Entfernung, ist die nächste, die letzte Station vor der roten Wüste im Inneren des Kontinents.

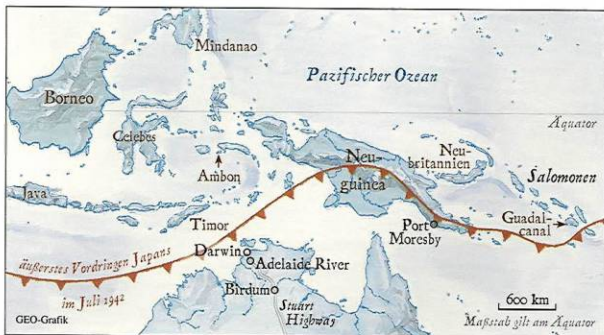
Alles wird in Bewegung gesetzt. Ein paar Flüchtlinge entwenden eine städtische Baumaschine. Andere nehmen sich die Klärwagen der Stadtreinigung mit-samt ihrer Fracht.

Ein Zug soll Frauen, Kinder und Alte mit Viehwaggons in das 550 Kilometer entfernte Birdum bringen. Plötzlich wieder Luftalarm; der Lokführer, der die Schmalspurbahn für die Dauer des Angriffs aus dem Bahnhof ziehen soll, hält aber nicht an, sondern fährt einfach davon – mit dem leeren Zug.

Noch in der Nacht verlegt die Armee 2000 Soldaten aus der Nähe Darwins nach Adelaide River, weil die Hafenstadt bei einer japanischen Landung nicht zu halten wäre. Am Flughafen fordert der Oberstleutnant seine Soldaten auf, in den Busch zu fliehen. Fast eine Woche lang werden die Start- und Landebahnen praktisch unbewacht bleiben.

Auch der Vertreter der Bundesregierung flieht nach Adelaide River.

Fünf Monate nach ihrem ersten Angriff auf Darwin landen Japaner im Juli 1942 an der Ostküste Neuguineas – um den dortigen Stützpunkt der Australier zu erobern



Darwin selbst gleicht einer Geisterstadt. Das Hotel direkt hinter Jack Mulhollands Geschützstellung steht leer – so wie es Gäste und Personal um zehn Uhr morgens hektisch verlassen haben.

Auf den Tischen im Speisesaal sieht der 20-Jährige halbvolle Teetassen; ungerauchte Zigaretten liegen neben den Tellern. In den Kühlschränken finden Mulholland und seine Kameraden Enten und andere Delikatessen.

Ausgerechnet Mitglieder der Militärpolizei plündern nun Ruinen, verlassene Häuser und Geschäfte. Fahren mit Lastwagen vor, rauben Möbel und Küchengeräte, Klaviere, Kleidung, selbst Kinderspielzeug.

Noch am Tag der ersten Angriffe räumen sie das Frachtbüro der australischen Fluggesellschaft Qantas aus; ein Militärpolizist hält das verängstigte Personal mit einem abgebrochenen Flaschenhals in Schach. Sogar die Unterkünfte der Krankenschwestern, die im Hospital Tag und Nacht die Verwunden versorgen, werden geplündert.

Der kommandierende Generalmajor in Darwin duldet das Vorgehen seiner Truppen – und ignoriert die Klagen der Bevölkerung.

Zwar verzichten die Japaner zunächst auf weitere Attacken – erst 14 Tage später tauchen zwei ihrer Flugzeuge auf, zerstören eine Maschine am Boden. Und noch einmal fast zwei Wochen vergehen, ehe eine Staffel das Flugfeld der Stadt erneut bombardiert.

Nach wie vor aber sind die Menschen in Australien davon überzeugt, dass die Invasion nur eine Frage der Zeit ist.

UND SO WANDELT sich das Land in eine Kriegsgesellschaft. Am Ende werden von den 3,6 Millionen männlichen Australiern mehr als 900 000 in den Streitkräften gedient haben, vor allem in der Miliz, die zunächst ausschließlich zur Landesverteidigung eingesetzt wird (anders als die Australian Imperial Forces, das Expeditionskorps der Streitkräfte).

London kann
Australien
nicht schützen.
Canberra
ruft die USA
zu Hilfe



Doch schon bald müssen auch viele Milizionäre kämpfen, vor allem im Osten Neuguineas, der seit dem Ersten Weltkrieg vollständig unter australischer Verwaltung steht. Die Insel liegt nah an der Nordküste des Fünftens Kontinents. Eine Landung der Japaner soll dort um jeden Preis verhindert werden.

Die Frauen und wehrunfähigen Männer kämpfen an der *home front*. In den Städten üben Tausende von Helfern den Luftschutz. Freiwillige suchen den Himmel rund um die Uhr nach feindlichen Fliegern ab. Manchmal wird Verdunkelung angeordnet. Autoscheinwerfer erhalten dann Masken, die nur einen schmalen Lichtstrahl durchlassen.

Not wie in Europa herrscht zwar nie. Aber vieles ist rationiert: Benzin, Kleidung und Zigaretten; Nahrungsmittel wie Butter, Zucker und Fleisch.

Die Behörden verteilen Namenskarten an Schulkinder für den Fall, dass sie überstürzt evakuiert werden müssten. Die Heranwachsenden sind angewiesen, stets einen kleinen Stock oder etwas Ähnliches bei sich zu tragen: Darauf sollen sie bei Bombenexplosionen beißen, um die Folgen der Druckwellen abzuschwächen. Viele Australier errichten

»He's coming south«, der Japaner stürmt nach Süden. Mit Plakaten wie diesem ruft Australiens Regierung die Bürger daheim zur Hilfe auf: »It's fight, work or perish« – »Kämpfe, arbeite oder stirb!«

einen Unterstand im eigenen Garten, die Teile werden als Bausatz geliefert.

Bis Mitte April 1942 treffen 40 000 GIs auf dem Fünften Kontinent ein: Der australische Premier hat die USA zu Hilfe gerufen. General Douglas MacArthur, der US-Oberbefehlshaber über die alliierten Truppen im Südwestpazifik, übernimmt den Oberbefehl über Australiens Streitkräfte.

Die USA werden nun, da das einstige Mutterland Großbritannien sich selbst kaum der Angriffe der Japaner und Nazideutschlands erwehren kann, zum neuen Bündnispartner Australiens (zu einem Partner, der sich später im Verteidigungsabkommen ANZUS verpflichten wird, dem Land beizustehen, sollte es jemals wieder zu einem Angriff auf den Fünften Kontinent kommen).

In den folgenden anderthalb Jahren bombardieren japanische Flieger immer wieder Ziele in Australien, vor allem an der Nordküste. Allein Darwin greifen sie insgesamt 64-mal an.

Auch Schiffe im Hafen von Sydney werden beschossen: Am 31. Mai 1942 versuchen drei japanische Kleinst-U-Boote, in den Hafen der Stadt einzudringen. Zwei werden abgefangen, eines kommt durch und versenkt ein Versorgungsschiff, 21 Seeleute sterben. Eine Woche später beschießt ein U-Boot die Sydney Harbour Bridge. Doch nur ein Haus weit ab vom Ziel wird getroffen.

DANN ABER scheinen die schlimmsten Befürchtungen wahr zu werden.

In der Nacht zum 22. Juli 1942 landen japanische Truppen im Osten Neuguineas. Sie sollen den australischen Stützpunkt Port Moresby besetzen, um die bis dahin von Tokyos Soldaten eroberten Gebiete in Südostasien vor alliierten Gegenangriffen zu schützen.

100 Beweise, dass sich Wissen irgendwann auszahlt.





Australische und amerikanische Soldaten landen im Juli 1945 im Osten Borneos und erobern die Insel von den Japanern zurück. Zu diesem Zeitpunkt muss der Fünfte Kontinent eine Invasion nicht mehr fürchten

Den Fünften Kontinent selbst aber wollen sie nicht erobern – dazu fehlt den Japanern inzwischen die militärische Kraft: In mehreren Seeschlachten haben sie in den Monaten zuvor etliche Flugzeugträger verloren.

In Australien selbst jedoch glauben die Menschen, dass die Landung auf Neuguinea nichts anderes ist als die Vorstufe zur Invasion des Kontinents. Ihre Soldaten leisten im Dschungel der Insel erbittert Widerstand.

Sechs Monate dauert es, dann haben sie die japanischen Invasoren geschlagen, die Verluste sind hoch.

Gleichzeitig ringen die Amerikaner auf der Salomon-Insel Guadalcanal im Osten die Japaner nieder. Das Blatt im Pazifikkrieg wendet sich.

Die Angst der Australier ist damit aber nicht gebannt. Und Premierminister John Curtin fördert sie sogar: Er warnt weiterhin vor der Gefahr einer Invasion.

Nur so, glaubt Curtin, werden seine Landsleute die nötigen Opfer für den Sieg bringen. Gleichzeitig kann er damit vor dem Feind verbergen, dass Australien und seine Verbündeten längst den Geheimcode der Japaner entziffert haben – und daher genau wissen, dass die gegnerischen Truppen keine Invasion mehr planen.

ERST AM 27. SEPTEMBER 1943 gibt Premier Curtin im Kabinett Entwarnung: „Die Gefahr einer Invasion ist vorbei“, verkündet er.

Wenige Wochen später lässt das Militär an den Stränden in New South Wales, Victoria und South Australia alle Stacheldrahtverhaue abbauen, die dort zum Schutz gegen mögliche Invasoren errichtet worden waren. Die Gefahr ist gebannt.

Darwin aber dient den gesamten weiteren Krieg über als Garnisonsstadt und Versorgungshafen für die im Norden kämpfenden Truppen. Es nimmt damit genau jene strategisch wichtige Funktion ein, die die Japaner erkannt hatten und versuchten auszuschalten.

Die geflohenen Zivilisten kehren nur langsam heim. Viele der Aborigines aber, die während des Krieges aus Darwins

Umgebung weggebracht worden waren, kommen nicht wieder zurück. Jack Mulholland, der Kanonier, nimmt nach dem Krieg wieder seine Arbeit bei der Commonwealth Savings Bank in Sydney auf.

Und nur zwei Wochen nach den Angriffen vom Februar 1942 fliegt eine Kommission nach Darwin, um die zum Teil skandalösen Versäumnisse jener Tage zu untersuchen.

Sie bringt unter anderem in Erfahrung, dass die diensthabenden Offiziere der Luftwaffe vor dem ersten Angriff der Japaner am Morgen des 19. Februar zunächst längere Zeit darüber diskutiert haben, ob sie Luftalarm auslösen sollen.

Ein Missionar auf Bathurst Island, einem Eiland vor der Nordküste, hatte bereits um 9.37 Uhr eine ungewöhnlich große Formation einfliegender Maschinen aus Nordwesten gemeldet.

Doch konnte er offenbar keine Hoheitszeichen ausmachen. Die Offiziere entschieden, es müssten amerikanische Kittyhawks sein, die kurz zuvor in Darwin gestartet waren. Auf diese Weise verstrichen rund 20 Minuten bis zum Angriff um 9.58 Uhr – genug Zeit, um den Hafen zu räumen und die Menschen zu warnen.

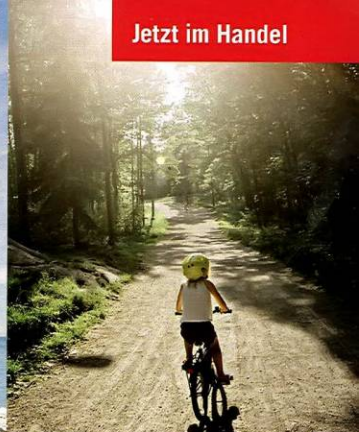
Auch die Plünderungen erwähnt die Kommission in ihrem Bericht. Doch es werden nur fünf Militärpolizisten vor Gericht gestellt, unter ihnen Offiziere.

Eine öffentliche Untersuchung aber, weshalb ihre Vorgesetzten, insbesondere der kommandierende Generalmajor, nicht einschritten, gibt es nicht. Die meisten Täter werden nie bestraft.

Und so geht der 19. Februar 1942 als „Tag der Schande“ in Australiens Geschichte ein. □

Literatur: Jack Mulholland, „Darwin Bombed“; Australian Military History Publications: packender Bericht eines einfachen Kanoniers, Peter Stanley, „Invading Australia“; Viking: entlarvt den von der damaligen australischen Regierung genährten Mythos einer bevorstehenden Invasion der Japaner als politischen Winkelzug.

Reyner Klüver, 48, ist Korrespondent der „Süddeutschen Zeitung“ in Washington D. C. Vor einigen Jahren hat er Darwin besucht.



Jetzt im Handel

Mehr tolle Ferienerlebnisse als in den Aufsatz passen: **Reisen mit Kindern.**

In dieser Ausgabe

Traumziele

Kinderfreundliche Kurztrips und Fernreisen.

Reisen mit Baby

Zwölf Gründe, warum Sie es wagen sollten.

Spar-Tipps

So machen Sie mehr aus Ihrem Budget.



www.geo-saison.de

Lust auf Reisen. Mit GEO

WIE SEGEL ÜBER DEM HAFEN

Es soll ein Konzerthaus sein, wie es die Welt noch nicht gesehen hat. 1957 bekommt der dänische Architekt Jørn Utzon ohne feste Designvorgaben den Auftrag, ein Gebäude zu schaffen, das Australiens größte Metropole zur Weltstadt machen soll: die Oper von Sydney. Doch dann läuft vieles schief

VON MARKUS WOLFF

Drei renommierte Architekten und ein hochrangiger Beamter bilden im Januar 1957 eine Jury. Sie soll entscheiden, welcher Baumeister in der größten Stadt des Fünften Kontinents ein Konzerthaus errichten darf: die Sydney Opera. 233 Entwürfe aus 28 Ländern müssen sie beurteilen. Die Juroren haben dafür nur zehn Tage Zeit – und ihr Vorsitzender noch weniger.

Denn als Eero Saarinen zu seinen Kollegen stößt, so wird man es später erzählen, haben die bereits mit der Arbeit begonnen und etliche Entwürfe aussortiert. Der Finne, einer der berühmtesten Architekten der Moderne, hat sich verspätet.

Als Erstes sieht Saarinen den Stapel der Ablehnungen durch – bis zur Einsendung Nummer 218: zwölf Zeichnungen des nahezu unbekannten dänischen Baumeisters Jørn Utzon.

Sie zeigen eher eine monumentale Skulptur als ein Bauwerk. Mit kaskadenartigen Glasfronten, über denen sich weiße Halbschalen wie windgefüllte Segel in den Himmel über dem Hafenrand Sydneys erheben. Ein architektonischer Vorstoß an die Grenzen der Machbarkeit.

Saarinen ist überwältigt.

Der Entwurf ist so spektakulär, wie es sich die Regierung des Bundesstaates New South Wales für ihre Hauptstadt wünscht. Denn Sydney soll Weltstadt werden. Der Premier des östlichen Landesteils fordert „das beste Opernhaus, das gebaut werden kann“. Mehr noch: ein großzügiges Haus für darstellende Künste, ein Ort für Musik, Ballett, Schauspiel.

Vorgaben gibt es daher keine bei der internationalen Ausschreibung, weder bei den Kosten noch im Design. Einzige Beschränkung: Das Gebäude muss aus zwei Haupthallen bestehen – einem größeren Saal mit etwa 3500 Sitzplätzen und einem kleineren mit Raum für 1200 Zuschauer.

Alle Architekten im Wettbewerb erhalten ein 25-seitiges Buch mit Schwarz-Weiß-Fotos des Bauplatzes: Bennelong Point, eine kleine Halbinsel im Hafen, benannt nach dem ersten Aborigine, den die Briten nach Europa brachten.

Dort, wo noch ein alter Straßenbahnschuppen steht, soll sich schon bald eines der schillerndsten Bauwerke der Welt erheben.

IN DEM DÜNN BESIEDELTEN LAND herrscht Aufbruchstimmung. Die wirtschaftliche Depression der 1930er Jahre, der Zweite Weltkrieg und die Angst vor einer Invasion der Japaner sind fast vergessen. Die Einwanderungspolitik „Populate or perish“, „Bevölkere oder stirb“, zeigt Erfolge: Zwischen 1945 und 1955 immigrieren eine Million Europäer nach Australien.

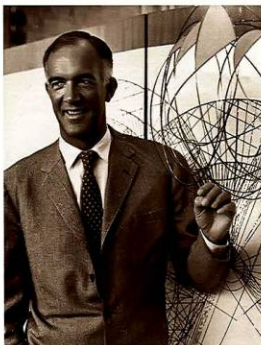
Ein Wirtschaftsboom sorgt für steigenden Wohlstand. Konsumartikel wie Kühlschränke sind Sinnbild der neuen Epoche, vor allem aber Autos: Waren 1939 erst 820.000 Fahrzeuge im Land registriert, steigt die Zahl bis 1958 auf das Dreifache.

Viele Australier können sich ein eigenes Haus leisten, geben immer mehr Geld für Kleidung aus, für Zigaretten, für Alkohol – für Genuss. Das neue Opernhaus soll auch ein Ausdruck dieses neuen Lebensgefühls sein.

Vehement setzt sich Saarinen für den bereits abgelehnten Vorschlag ein, den der Mann aus Kopenhagen eingereicht hat. In Australien ist dieser Jørn Utzon noch nie gewesen, seine Entwürfe hat er mithilfe von Fotos und Karten angefertigt.

Wieder und wieder versammelt sich die Jury um die Arbeit des 38-jährigen Dänen, studiert die detaillierten Pläne, diskutiert die Vision dahinter. Und obwohl allen Beteiligten klar ist, dass der Bau niemals genau so realisiert werden kann, setzt er sich durch.

Von der Entscheidung der Jury erfährt der Architekt durch seine Kinder, die ihm auf dem Heimweg von der Arbeit durch den Wald ent-



Jørn Utzon (1918–2008) ließ sich für die Dachkonstruktion auch durch Fillets einer geschälten Orange inspirieren

gegenlaufen. „Du hast gewonnen“, rufen sie, „du hast gewonnen!“

Im Juli 1957 reist Jørn Utzon nach Sydney. Sieben Millionen Australische Dollar (heute etwa 60 Millionen Euro), so die Schätzungen, wird die Oper kosten.

Der Premier drängt zur Eile. Im Wahljahr 1959 beginnen Bauarbeiter, die Fundamente zu legen, obwohl die komplizierte Statik der Dächer noch gar nicht berechnet ist – in knapp vier Jahren will der Politiker das Opernhaus einweihen.

Der Bau wird sich über 183 Meter Länge und 120 Meter Breite erstrecken. Bestehen soll der Komplex aus zwei schräg nebeneinander liegenden Hallen; die Längsachsen laufen den Schenkeln eines spitzen Winkels gleich aufeinander zu.

Futuristische Dächer aus hinter- und übereinanderliegenden Spannbetonschalen überwölben die Säle für Opernaufführungen und Konzerte. Der höchste Punkt wird 67 Meter über dem Meeresspiegel liegen.

Es sind diese Dächer, die Utzon die größten Schwierigkeiten bereiten. Denn so aufwendig hat noch niemand mit Beton gearbeitet. Die statischen Berechnungen sind derart komplex, dass der Däne und sein Team sie nicht mehr mit ihren Rechenschiebern lösen können. Deshalb arbeitet Utzon – wohl als erster Architekt eines großen Bauprojekts – mit Computerspezialisten zusammen.

Ende 1959 sind die kalkulierten Kosten bereits auf fast zehn Millionen Australische Dollar gestiegen. Und weil auch der ehrgeizige Zeitplan des Premiers nicht einzuhalten ist, wird die Eröffnung des Opernhouses verschoben. Doch der neue Termin ist ebenfalls unrealistisch: Denn erst mit zweijähriger Verspätung stellen Arbeiter Anfang 1963 das „Podium“ fertig – einen riesigen Monolith aus Beton, auf dem später die beiden Hallen sowie Nebengebäude stehen werden.

Inzwischen hat Utzon immerhin eine Lösung für die Geometrie der Dächer gefunden: Jeweils vier hintereinander gestaffelte Elemente sollen die beiden Haupthallen so überspan-



Nie zuvor sind so aufwendige Konstruktionen aus Beton errichtet worden: Das Dach über den Sälen des Opernhouses besteht aus acht bis zu 49 Meter hohen Halbschalen

nen, als entstammten sie einem organischen Ganzen – wie aus einer einzigen Kugel geschnittene Segmente.

Aus 2194 vorgefertigten Einzelteilen fügen Spezialisten die Dächer nun zusammen; die größten Segmente ragen 49 Meter in die Höhe und wiegen 15 Tonnen.

Utzon schwebt vor, dass sich die Dächer der Hallen wie Wolken oder Segel vom Blau des Himmels und des Meeres abheben.

Weißer Fliesen sollen diese Illusion verstärken. Sie dürfen in der Sonne glänzen, nicht aber blenden, so der Wunsch des Architekten. Auf

einer Reise nach Japan entdeckt er dafür das perfekte Material: leicht grobkörnige Keramik.

Nach deren Vorbild lässt Utzon in Schweden zwölf mal zwölf Zentimeter große Fliesen brennen. Drei Jahre dauert die Produktion. Genau 1056006 Stück werden schließlich wie Fischschuppen über der Außenhaut der Operndächer liegen.

1965 kommt in New South Wales eine neue Partei an die Macht. Deren Bauminister ist ein Gegner Utzons. Er hat im Wahlkampf die Verzögerungen und immer weiter steigenden Kosten des Projektes angeprangert. Nun stoppt er die Bezahlung von Löhnen und Rechnungen – und bringt Jørn Utzon dazu, seinen Vertrag zu kündigen.

Verbittert kehrt der Däne nach Europa zurück.

EINE GRUPPE EINHEIMISCHER ARCHITEKTEN führt die Arbeit fort. Acht weitere Jahre. Die Baukosten steigen am Ende auf 102 Millionen Australische Dollar – dem fast 15-fachen der ursprünglich veranschlagten Summe.

Am 20. Oktober 1973 weihet Königin Elisabeth II. die Oper ein. Utzon bleibt der Feier fern. Auf einem der Dächer erscheint als Projektion die Silhouette eines Aborigines vom Stamm des Bennelong, um das Opernhaus zu segnen: ein Zeichen der Aussöhnung mit den Ureinwohnern.

Während der 14-jährigen Bauarbeiten hat sich Australien verändert. Seit 1962 haben alle Aborigines das nationale Wahlrecht; 1966 verspricht die Bundesregierung das Ende der „White Australia Policy“, die das Land nur Weißen öffnen wollte. Die Oper erwächst nun zum Wahrzeichen Sydneys, zum Symbol eines neuen, multikulturellen Australiens.

Als Jørn Utzon Ende November 2008 bei Kopenhagen stirbt, wehen die Flaggen auf der Sydney Harbour Bridge auf Halbmast, die Außenbeleuchtung der Oper strahlt für eine Stunde gedämpft. Trauer um einen ausländischen Nationalhelden, der nie wieder australischen Boden betreten hat.

Die vollendete Oper kannte Jørn Utzon nur von Fotos. □

Skizzen wie diese geben Utzons Vision wieder: Der Däne sah das Gebäude als monumentale Skulptur



AUSTRALIENS SCHWERES ERBE

Am 13. Februar 2008 hat sich Australiens Regierung erstmals bei den Aborigines für das ihnen zugefügte Leid entschuldigt. Für viele Bürgerrechtler war diese »Sorry«-Rede aber nur der Anfang, denn die sozialen Probleme sind gewaltig: Alkoholismus und Arbeitslosigkeit sind unter den Ureinwohnern weit verbreitet, sie haben schlechtere Bildungschancen und eine weitaus niedrigere Lebenserwartung. 47 Jahre nach der Durchsetzung des Wahlrechts für alle indigenen Australier ist die Nation noch immer zweigeteilt, prägen Diskriminierung und ein oft trostloser Alltag das Leben der Ureinwohner. Dabei kämpfen Clan-Älteste wie Tom Calma schon seit Jahrzehnten um Versöhnung und Chancengleichheit. Jörg-Uwe Albig hat Calma, den australischen Beauftragten für soziale Gleichstellung der Ureinwohner und Rassendiskriminierung, in Canberra getroffen



GEOEPOCHE: Mr. Calma, seit über 30 Jahren setzen Sie sich in der Politik für die Belange der Ureinwohner ein. Hat sich deren Lage in den vergangenen Jahrzehnten verbessert?

Tom Calma: Es gab ein paar sehr einschneidende Veränderungen. 1967 hatten wir ein Referendum über die Frage, ob indigene Australier bei Volkszählungen als Teil der Bevölkerung erfasst werden sollten. Es war der höchste Sieg für ein Referendum in unserer Geschichte: 91 Prozent stimmten mit Ja. Das war ein Ereignis, vergleichbar mit Martin Luther Kings Kampf für die Freiheitsrechte in den USA.

Es war auch die Zeit, in der in Australien das Fernsehen populär wurde und Leute, die vorher keine Ahnung hatten, plötzlich die tatsächliche Segregation sehen konnten – dass etwa in manchen Outback-Gemeinden die Ureinwohner nicht gleichzeitig mit den Nicht-Ureinwohnern das Schwimmbad benutzen durften. Der nächste Wendepunkt kam 1992 mit dem Urteil des Obersten Gerichtshofs, der die Doktrin von der *Terra Nullius*, dem Niemandsland, verwarf und anerkannte, dass das Land schon bewohnt war, bevor die Weißen kamen...

... dass also den Ureinwohnern Rechte daran zustehen.

Und im letzten Jahr hatten wir die Entschuldigung des Premierministers, vor allem bei den „Stolen Generations“.

Eine symbolische Geste. Viele der Betroffenen drängen aber auch auf handfeste materielle Entschädigung.

Die Regierung von Tasmanien hat fünf Millionen Australische Dollar* zur Verfügung gestellt für diejenigen, die aus ihren Familien entfernt wurden – und für deren Kinder, denn das Leid der Betroffenen vererbt sich über die Generationen. In Western Australia und Queensland gibt es ein Projekt, das an die Betroffenen zwischen 7000 und 80000 Dollar ausschüttet, je nach Schwere der Misshandlung. Aber in den übrigen Staaten: nichts. Wir haben also noch Arbeit vor uns.

2007 hat der Oberste Gerichtshof von South Australia erstmals der Klage eines Angehörigen der Stolen Generations

stattgegeben. Bruce Trevorrow bekam 525 000 Dollar Entschädigung, weil man ihn einst seiner Mutter weggenommen hat. Wird dieser Fall eine Prozesswelle auslösen?

Bruce Trevorrow musste fast zehn Jahre lang vor Gericht ziehen, bis er seine Entschädigung bekam. Und nicht alle werden einen solchen Erfolg haben. Diese Prozesse dauern ewig, und zu viele Menschen sterben in der Zwischenzeit. Mindestens ebenso wichtig ist das, was ich Heilung nenne. Die Regierung investiert beispielsweise Geld in eine Organisation, die Menschen hilft, ihre Familie wiederzufinden. Sie hilft Leuten, die ihre Kultur und ihre Identität verloren haben und oft in Alkoholismus und Gewalttätigkeit geflüchtet sind. Das sind die üblichen Symptome von Menschen, die in eine traumatische Situation geraten sind.

Hat die Entschuldigung von Premierminister Rudd dazu beigetragen, den Aborigines ihre Geschichte zurückzugeben?

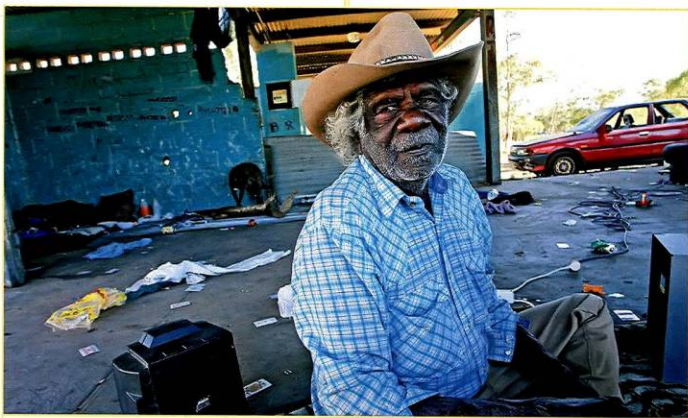
Als ich zur Schule ging, wurde ausschließlich die Geschichte der Kolonisierung gelehrt: Australiens Geschichte begann mit James Cook und mit den Sträflingen. Dann gab es eine Phase, in der radikale Historiker eine andere Perspektive ins Spiel brachten: Die indigenen Australier waren zuerst hier, die australischen Ureinwohner sind die älteste überlebende Kultur der Welt. In den letzten Jahren aber mehrten sich wieder konservative Stimmen. Manche leugnen sogar, dass es überhaupt Stolen Generations gegeben hat.

Gibt es im australischen Alltag noch Rassismus?

Ja, vor allem gegen die Ureinwohner. In einem Report zur sozialen Gerechtigkeit habe ich stark die teilweise Aufhebung des Anti-Rassendiskriminierungs-Gesetzes 2007 durch die damalige, konservative Regierung Howard kritisiert. Zwar sagt die jetzige Regierung, dass sie die Suspendierung aufheben will, aber das wird nicht vor September 2009 geschehen.

Sie beziehen sich auf die staatliche Intervention des früheren Premierministers John Howard, der im Juni 2007 nach

* ca. 2,5 Millionen Euro, die Red.



Etwa die Hälfte aller Ureinwohner leben – wie dieser Clan-Älteste in Alice Springs – unter oft erbärmlichen Umständen in Städten oder deren Umgebung. Die Entfremdung vom Land und der Lebensweise ihrer Vorfahren verunsichert viele Aborigines zutiefst

einem erschütternden Bericht über Kriminalität, Alkoholismus und weit verbreiteten Kindesmissbrauch in den Wohngebieten der Ureinwohner Polizisten, Ärzte und Soldaten in das Northern Territory schickte, Alkohol und Pornografie in den betroffenen Gemeinden verbot und Wohlfahrtsleistungen an feste Auflagen knüpfte. Manche Kommentatoren haben diese Intervention rassistisch genannt.

Das Gute an der Intervention ist, dass sie die wirkliche Situation der indigenen Bevölkerung offengelegt hat. So haben wir herausgefunden, dass im Northern Territory mindestens 200 Lehrer fehlen, dass außerdem ungefähr eine Milliarde Dollar nötig sind, um die Häuser dort instand zu setzen, die oft in einem erbärmlichen Zustand sind. Wir beklagen diese Missstände seit Jahren – jetzt haben wir die Fakten.

Viel ist schon in staatliche Geschäfte investiert worden, um die Versorgung der Menschen mit angemessener Nahrung zu sichern. Es sind Schutzhäuser für Opfer häuslicher Gewalt eingerichtet worden. Ein gutes Zeichen ist auch, dass die jetzige Regierung bei den notwendigen Investitionen auf die Arbeitskraft der Ureinwohner setzen will.

Dennoch kritisieren Sie die Intervention.

Wir haben dort immer noch die Zweckbindung der Sozialleistungen: Wohlfahrtsempfänger dürfen 50 Prozent ihres Geldes nur in bestimmten Läden ausgeben – das kommt einer Ausgabe von Lebensmittellkarten gleich. Man sagt, man will damit die Vernachlässigung von Kindern stoppen, deren Angehörige die Sozialhilfe sonst etwa für Alkohol ausgeben könnten. Aber diese Maßnahme trifft sämtliche Ureinwohner, selbst Rentner. Auch die verstärkte Polizeipräsenz hat eine gute und eine schlechte Seite. Aborigines haben jahrelang

nach mehr Polizei gerufen, und niemand hat zugehört. Jetzt sind die Polizisten da, aber meist nur im Kurzeinsatz – zu kurz, um eine Beziehung zu den Gemeinden aufzubauen. Wir hatten zum Beispiel einen Vorfall, bei dem Polizisten einen indigenen Australier gedemütigt und drangsaliert und anschließend ein Video von der Aktion im Internet veröffentlicht haben. Das schafft keinen Respekt vor der Polizei.

Musste aber nicht im Juni 2007 im Northern Territory schnell gehandelt werden, um die skandalösen Zustände zu beenden? Immerhin hatte der Bericht, der die Intervention auslöste, sogar Fälle von sexuellem Missbrauch geschildert, bei denen Kinder zu Tätern geworden waren.

Ein Vorwand für die Intervention war, dass es in den Communitys Pädophilenringe und Kindesmissbrauch gäbe. In den Medien wurde es so dargestellt, als ob dort jeder Mann Kinder missbraucht und Gewalt gegen Frauen ausübt. Natürlich stimmt es, dass Kinder missbraucht und vernachlässigt worden sind, und es ist gut, dass das Thema aufgedeckt wurde. Aber die Reaktion der alten Regierung war symptomatisch für den paternalistischen Ansatz, die Ureinwohner lieber zu kontrollieren, als mit ihnen zusammenzuarbeiten.

Was sind die Gründe für die Verbreitung von Alkoholismus und Gewalt in diesen Gebieten?

Die Männer der Urbevölkerung sind lange ihrer Männlichkeit beraubt worden. Erst 1966 hat man ihnen gleiche Löhne wie den Weißen zugesprochen – mit dem Erfolg, dass viele von ihnen entlassen wurden. Sie mussten in die Städte ziehen, wo sie ebenfalls Arbeitslosigkeit erwartete. Viele haben die Fähigkeit zum Umgang mit anderen Menschen verloren.

Die USA haben ihren ersten schwarzen Präsidenten. Was lässt sich vom politischen Kampf der Afroamerikaner lernen?

Das ist nicht vergleichbar. Die Afroamerikaner sind aus anderen Ländern nach Amerika gekommen. Sie haben ein anderes Verhältnis zu Land, Sprache und Kultur des Staates, in dem sie leben. Jeder australische Ureinwohner aber, gleichgültig wo er wohnt, hat eine besonders enge Beziehung zu einem bestimmten Ort in Australien.

Deshalb spielt der Kampf um die Landrechte so eine große Rolle bei den politischen Bestrebungen der Ureinwohner?

Wir müssen den „Native Title Act“ von 1993 überdenken, der die traditionellen Rechte der ursprünglichen Bewohner auf ihr Land anerkennt. Er besagt, dass Aborigine-Gruppen vor Gericht einen Anspruch auf die Bestätigung ihrer gewohnheitsmäßigen Landrechte geltend machen können – es sei denn, diese Rechte sind erloschen, weil andere Personen das Land nutzen. Doch nach wie vor liegen mehr als 500 Anträge von Ureinwohnern bei den Gerichten. Manche Prozesse brauchen 15 Jahre bis zur Entscheidung. Die Antragsteller müssen eine lückenlose Wahrnehmung ihrer Rechte seit der Kolonisierung nachweisen. Aber die traditionellen Bewohner der

Gegend von Darwin etwa wurden 1942 bei der Bombardierung der Stadt evakuiert; erst nach zehn Jahren durften sie wieder zurück. Dadurch, so die Argumentation des Gerichts, hätten sie ihren Anspruch auf das Land verwirkt.

Unter Aborigines ist die Arbeitslosenrate fast dreimal so hoch wie unter den übrigen Australiern. Behindert die enge Bindung an die Heimatorte womöglich die Mobilität, die der moderne Arbeitsmarkt erfordert?

Die Umsiedlung in die Stadt garantiert keine Beschäftigung. Sie kann im Gegenteil soziale Spannungen noch verschärfen – etwa in Sydney, wo Menschen aus ganz New South Wales hingezogen sind, um für die Eisenbahn zu arbeiten. Dann stellte die ihren Betrieb auf Elektrizität um, und viele Arbeitsplätze gingen verloren. Wenn Menschen in die Städte ziehen und die erhofften Arbeitsplätze nicht finden, werden sie schnell obdachlos, oft auch alkohol- oder drogenabhängig.

Wie lässt sich die Arbeitslosigkeit bekämpfen?

Wir müssen uns um die Leute in den Communities kümmern und uns mehr darauf konzentrieren, die Entwicklung dort voranzutreiben. Es gibt viele Touristen, die eine Begeg-

Etwa 600 000 Menschen indigener Abstammung leben in Australien. Dazu gehören die Aborigines sowie die Torres Strait Islanders, von denen viele noch heute die Inseln zwischen Australien und Neuguinea bewohnen.

Die soziale Lage großer Teile der indigenen Bevölkerung ist prekär: Die Wahrscheinlichkeit, dass ein Aborigine die zwölfte Klasse abschließt, ist halb so groß wie bei Nicht-Aborigines, die Arbeitslosenquote liegt mit 16 Prozent dreimal höher. Und obwohl die Ureinwohner nur 2,5 Prozent der Bevölkerung ausmachen, gehören rund 20 Prozent aller Gefängnisinsassen indigenen Gruppen an. Die Selbstmordrate ist fast dreimal so hoch.

Aborigine-Frauen werden 70-mal häufiger mit Schlagwunden am Kopf behandelt, ihre Kinder sechsmal häufiger vernachlässigt oder missbraucht.

Der Bericht einer Staatsanwältin kam 2006 zu dem Schluss, ein Grund für die Konzentration solcher Übergriffe in einigen Aborigine-Gemeinschaften sei nicht der hohe Alkohol- und Drogenkonsum, sondern deren Kultur, die traditionell maskulin ge-

BESCHWERDE BEI DER UNO

Noch sind Australiens Ureinwohner weit entfernt von jeder Chancengleichheit

prägt und in der die Unterdrückung von Frauen die Regel sei. So sind in manchen Stämmen Ehen zwischen minderjährigen Mädchen und älteren Männern durchaus üblich.

Die meisten Anthropologen sind sich weitgehend darin einig, dass die zunehmende Gewaltbereitschaft der Männer eine Folge der Kolonialisierung und der kulturellen Entwurzelung der Aborigines ist.

Etwa die Hälfte der indigenen Bevölkerung lebt in Städten oder deren Umgebung, teils unter menschenunwürdigen Bedingungen. Rund 25 Prozent wohnen in Siedlungen, die bis zu 500 Kilometer von der nächsten Stadt entfernt sind und häufig in selbst verwalteten Reservaten liegen. Dort ist die Situation oft kaum besser.

Eine Aborigine-Gemeinde kann mehrere Tausend Einwohner haben, etwa in Wadeye, 240 Kilometer süd-

westlich von Darwin. Oder auch nur 50 Personen umfassen, wie in Dinahline an der Küste South Australias.

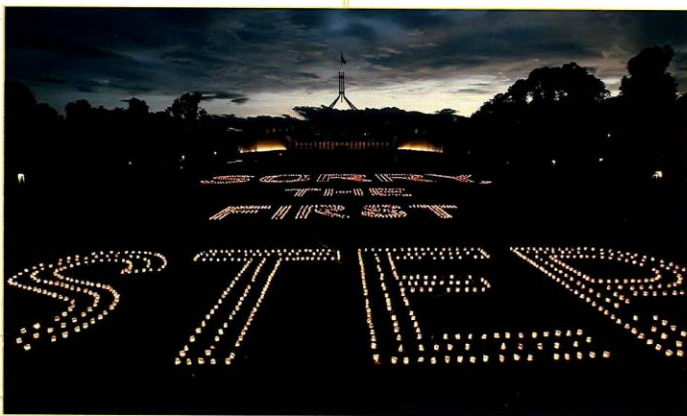
Verteilt über den gesamten Kontinent, ist Land für die Nutzung durch Ureinwohner reserviert. Doch die Bedingungen für die Selbstverwaltung durch Aborigines sind von Bundesstaat zu Bundesstaat unterschiedlich.

Alarmierende Nachrichten über Kindesmissbrauch und Alkoholabhängigkeit in einigen Aborigine-Gemeinden des Northern Territory haben im Juni 2007 die konservative Regierung veranlasst, in den betreffenden Reservaten einzuschreiten.

Der Staat kontrolliert dort nun den Verkauf von Alkohol, sorgt für verstärkten Polizeieinsatz und verbessert die medizinische Grundversorgung. Die Schulpflicht für Kinder wird konsequenter durchgesetzt als zuvor.

Die derzeitige Labor-Regierung setzt diese Politik im Wesentlichen fort. Da sie jedoch die Selbstbestimmung der Ureinwohner massiv beschränkt, haben einige Aborigine-Gruppen bereits eine Beschwerde bei den Vereinten Nationen angekündigt.

Ashley Wearne



Kerzen formen am 11. Februar 2008 vor dem Parlamentsgebäude in Canberra die Worte »Sorry, the first step«. Sie sollen der Regierung zeigen, dass die »Sorry«-Rede, die Premier Kevin Rudd zwei Tage später halten wird, nur der erste Schritt zur Versöhnung sein kann

nung mit Ureinwohnern suchen. Und ich habe Aborigine-Kunsthandwerk gesehen, das in China hergestellt wird. Warum kann man das nicht hier produzieren?

Lässt sich mit solchen Abenteuerreisen und Schnitzereien wirklich Vollbeschäftigung erreichen?

Ich habe lange in Indien und Vietnam gelebt und gesehen, wie Menschen mit niedrigem Einkommen überleben. Wenn man will, kann man überall Subsistenzwirtschaft betreiben. Statistiken zeigen, dass Menschen, die auf ihrem Land bleiben, eine höhere Lebenserwartung haben als solche, die man zwangsweise umgesiedelt hat. Wer seine Heimat verlassen will, den sollte man unterstützen. Aber es sollte eine informierte Entscheidung sein und keine Zwangsumsiedlung.

Die Lebenserwartung der Ureinwohner liegt noch immer 17 Jahre unter derjenigen der Gesamtbevölkerung.

Es geht um Gesundheit – nicht nur um die des Körpers, sondern auch um die sozialen Bedingungen für Gesundheit: Wohnung, Beschäftigung, Erziehung, Sicherheit, Kultur, Infrastruktur, Hygiene, Zugang zu medizinischer Versorgung. Im März 2008 hat die neue Bundesregierung mit Vertretern der indigenen Bevölkerung eine Absichtserklärung unterzeichnet, um die Kluft in der Lebenserwartung zu schließen. Seither sind zusätzliche Ärzte eingestellt worden und Millionen Dollar in Infrastruktur und Wohnungsbau geflossen.

Sind die Schulen in der Lage, die Kultur der Aborigines weiterzutragen?

Wir müssen mehr Ureinwohner für die Lehrerausbildung gewinnen. Ich bin ein großer Verfechter der zweisprachigen

Schulausbildung – doch von 9500 Grundschulen sind nur neun zweisprachig. Und auch die haben die Auflage bekommen, die ersten vier Stunden eines jeden Tages auf Englisch zu unterrichten. Ein schwieriges Thema ist auch die hohe Zahl von Aborigines, die ihre Highschool-Ausbildung abbrechen.

Wann werden sich die Lebensverhältnisse der Ureinwohner denen der weißen Australier angleichen?

Unser Volk hat leider keine Tradition der Weitergabe von Vermögen über Generationen hinweg. Meine Generation ist die erste, die ihren Besitz an ihre Kinder vererben kann. Doch viele Leute haben nichts, das sie vererben könnten. Familien in den entfernten Communitys haben oft kein stabiles Einkommen. In Australien leben etwa 600 000 Ureinwohner, aber nur etwas mehr als 50 000 besitzen Wohneigentum.

Gibt es Erfolge, die Mut machen?

Ein Beispiel für eine Erfolgsgeschichte ist der indigene Bürgerrechtler Mick Dodson, der im Januar zum Australier des Jahres 2009 ernannt worden ist. Das ist eine große Genugtuung für Aborigines und Torres Strait Islanders. Wir haben jetzt eine Generation von Leuten, die Jobs in der Mainstream-Gesellschaft errungen haben. Wir sind die am schnellsten wachsende Bevölkerungsgruppe in Australien. Jetzt müssen wir noch mehr Menschen für Parlaments- und Regierungsthemen interessieren.

Dann wird es einen entscheidenden Wandel geben – vielleicht noch nicht in 30, aber in 50 Jahren. □

Im Jahr 2007 wurde Tom Calma, 55, von einem australischen Nachrichtenmagazin zum einflussreichsten Aborigine des Fünftens Kontinents erklärt.

DIE GESCHICHTE DES FÜNFTEN KONTINENTS

VON HENRIETTE V. HOLLEUFFER UND FRANK OTTO

vor 50 bis 45 Millionen Jahren

Der Erdteil, aus dem einmal Australien, Neuguinea und Tasmanien hervorgehen werden, spaltet sich vom Großkontinent Gondwana ab und driftet aus der Region der heutigen Antarktis Richtung Nordosten. Nie wieder bekommt diese Landmasse Kontakt zu anderen Kontinenten. So kann sich eine einzigartige Tier- und Pflanzenwelt entwickeln.

um 60 000 v. Chr.

Während der letzten Eiszeit liegt der Meeresspiegel bis zu 100 Meter niedriger als heute. Selbst mit einfachen Booten können Einwanderer aus Südostasien daher die schmale Meerestraße zwischen Indonesien und Australien überqueren. Die Neusiedler stoßen auf drei Meter lange Riesensäugetiere, zwei Meter hohe flugfähige Vögel und bis zu sieben Meter lange, 600 Kilogramm schwere Echsen.

um 40 000 v. Chr.

Im Willandra-Seengebiet in Südaustralien stirbt ein alter Mann, den Archäologen später „Mungo Man“ nennen werden – nach dem See, an dessen Ufer sein Skelett 1974 gefunden wird.

Wahrscheinlich haben Angehörige die sterblichen Überreste des hochgewachsenen Mannes mit rötlichem Ocker verziert. Sein Skelett zählt zu den ältesten menschlichen Überresten in Australien.

Die Aborigines (englisch für „Ureinwohner“) leben als Fischer, Jäger und Sammler in Stämmen organisiert. In Großfamilien durchwandern sie auf der Suche nach Nahrung ihre Stammesgebiete, feste Siedlungen kennen sie nicht. Jeder der bis zu 600 Stämme entwickelt seine eigene Kultur, Tradition und Sprache.

um 30 000 v. Chr.

Auf der Halbinsel Cape York im Norden Australiens bemalen Aborigines Felswände mit farbigen Darstellungen; sie gehören zu den ältesten Kunstwerken der Welt.

Doch sehr wahrscheinlich – archäologische Untersuchungen legen dies nahe – schaffen australische Meister schon seit etwa 50 000 Jahren Bildnisse, die von ihrem Leben und von ihrer mythischen „Traumzeit“ erzählen, in der die Regenbogenschlange und andere Wesen die Landschaft geformt haben.

10 000 bis 6000 v. Chr.

Gegen Ende der Eiszeit steigt der Wasserspiegel. Die Landbrücken, die bis dahin Neuguinea und Tasmanien noch mit Australien verbunden hatten, verschwinden.

um 150 n. Chr.

Der griechische Gelehrte Claudius Ptolemaios stellt in seinem Werk „Geographia“ die These auf, dass den Landmassen Eurasiens auf der Nordhalbkugel aus Gründen des Gleichgewichts ein Kontinent auf der Südhalbküste des Globus entsprechen müsse: „Terra Australis Incognita“, das „unbekannte Südländ“. Diese Vorstellung überdauert die Antike. Als spanische und portugiesische Seefahrer im 15. Jahrhundert auf der Suche nach Gewürzen und anderen Reichtümern zu neuen Gestaden aufbrechen, glauben sie fest an die Existenz eines solchen Südländes.

1511

Portugiesen erobern den Handelsplatz Malakka an der Südwestspitze der malaiischen Halbinsel und vertreiben den dort herrschenden islamischen Sultan. Von Malakka

aus erkunden portugiesische Kapitäne auf der Suche nach Handelsgütern die Gewässer um die Molukken und Timor. Dabei sichten sie vermutlich auch Australien, doch erforschen sie Küsten und Festland nicht genauer.

1606

Der niederländische Kapitän Willem Janszoon erkundet im Frühjahr die Gewässer südlich von Neuguinea – und betritt vermutlich als erster Europäer Australien.

Janszoon glaubt, Teile Neuguineas zu kartieren. Doch in Wirklichkeit ist er im Nordosten des unbekannten Kontinents gelandet. Hier (an der Küste der heutigen Cape-York-Halbinsel) begegnen die Niederländer auch erstmals Ureinwohnern – die ein Besatzungsmitglied töten.

1616

Das niederländische Handelsschiff „Eendracht“ gerät auf seiner Fahrt nach Java vom Kurs ab und ankert vor einer Sandinsel an der Westküste Australiens. Kapitän Dirk Hartog deponiert eine

Zinntafel am Ufer, die dort 81 Jahre später von einer anderen Expedition gefunden wird. Immer wieder landen niederländische Kapitäne fortan an den Ufern des neuen Kontinents.

1642

Der niederländische Kapitän Abel Tasman entdeckt weit südlich der bislang bekannten Gebiete Land. Er nennt es nach dem Generalgouverneur der niederländischen Handelskompanie in Ostindien Van Diemens Land (später in Tasmanien umbenannt).

1644 segelt Tasman entlang der Nordküste des Kontinents und erkennt, dass alle bis dahin entdeckten Küsten zu einer einzigen Landmasse gehören, die fortan Neu-Holland genannt wird.

1688

Das englische Freibeuterschiff „Cygnet“ kreuzt auf Kaperfahrt in den Gewässern Südostasiens und landet dabei an der Nordwestküste von Neu-Holland. Während Reparaturarbeiten

verbringt die Crew mehrere Wochen an Land. 1697 veröffentlicht das Besatzungsmitglied William Dampier einen Bericht über seine Erlebnisse in dieser Zeit. Darin beschreibt er die Aborigines als die „bedauernswertesten“ Menschen der Welt, da sie weder Kleider noch Werkzeuge oder Häuser hätten.

Dieses Bild von den vermeintlich primitiven Ureinwohnern prägt lange Zeit die Vorstellungen der Europäer.

1770

Auf seiner ersten Südpazifik-Expedition von 1768 bis 1771 vermisst der britische Entdecker und Kartograph James Cook die Küsten Neuseelands und die Ostküste Neu-Hollands. Er landet in der Botany Bay (heute in Sydney), wo er Pflanzen sammeln lässt.

Ein mitreisender Wissenschaftler sieht in der Bucht einen idealen Ort, um dort eine Sträflingskolonie einzurichten und so Groß-

Die tiefen, summanden Töne des Didgeridoo begleiten vor allem zeremonielle Tänze und Gesänge



britanniens überfüllte Gefängnisse zu entlasten.

Am 22. August nimmt Cook die Ostküste des Kontinents für die britische Krone in Besitz. Im Namen König Georgs III. benennt er die neue Besitzung New South Wales. Auf seiner zweiten Expedition (1772 bis 1775) dringt Cook bis in antarktische Gewässer vor.

1788

Am 18. Januar erreicht der erste Gouverneur von New South Wales, Kapitän Arthur Phillip, Botany Bay – an Bord eines der elf Schiffe der „First Fleet“, mit der Soldaten, Sträflinge und Verwaltungsbeamte nach Australien reisen, insgesamt rund 1400 Männer, Frauen und Kinder. Doch erweist sich das Land dort als zu karg für eine Siedlung. Deshalb kommandiert Phillip die Flotte einige Kilometer nach Norden, zum heutigen Hafen von Sydney.

Am 26. Januar lässt der Gouverneur dort die britische Flagge hissen; die erste weiße Siedlung auf australischem Boden ist gegründet. New South Wales ist eine Kolonie, in die verurteilte Straftäter aus Großbritannien und Irland deportiert werden. Erste Kontakte mit den Ureinwohnern enden zum Teil blutig.

In Australien leben zu diesem Zeitpunkt schätzungsweise 750.000 Aborigines. Viele sterben in den folgenden Jahren an den aus Übersee eingeschleppten Pocken und anderen Krankheiten.

1793

Die ersten freien Siedler kommen nach Sydney: fünf Männer und eine Frau. Auch in den folgenden Jahren wandern nur wenige Briten freiwillig in die Kolonie aus. Durch den stetigen Zufluss an Sträflingen wächst die weiße Bevölkerung in New South Wales dennoch rasch. Um 1800 sind es bereits mehr als 5200 Immigranten, davon fast 3800 Männer.

1798

Die Briten George Bass und Matthew Flinders umsegeln Van Diemens Land und beweisen so, dass es eine Insel ist.

1803

Kapitän Matthew Flinders beendet seine Expedition zur Vermessung der australischen Küsten, in deren Verlauf er als Erster den Kontinent mit dem Schiff umrundet hat. Der Seefahrer weist so nach, dass New-Holland und New South Wales einen einzigen Kontinent bilden und nicht durch eine Wasserstraße getrennt sind, wie viele Geographen bis dahin geglaubt hatten.

1808

Der Gouverneur von New South Wales, William Bligh (der berühmte Kapitän der „Bounty“), will den privaten Rumhandel beenden, der den Offizieren der Kolonialarmee viel Geld einbringt. Doch die Soldaten setzen ihn ab und verhaften ihn. Verschiedene hochrangige Offiziere übernehmen nun die Macht in der Kolonie, doch als 1810 der neue ernannte

Gouverneur Lachlan Macquarie eintrifft, kann er seine Herrschaft ohne größere Konflikte antreten. Die in die „Rum Rebellion“ verwickelten Truppen werden abgezogen und durch loyale Verbände ersetzt.

Lediglich ein Anführer der Meuterei wird von einem Militärgericht verurteilt und unehrenhaft aus der Marine entlassen. William Bligh steigt später zum Vizeadmiral auf, erhält aber nie wieder ein wichtiges Kommando.

1814

Matthew Flinders veröffentlicht sein Expeditionsjournal „A Voyage to Terra Australis“. Im Vorwort spricht sich der Entdecker dafür aus, den Namen „Australia“ für den gesamten Kontinent zu verwenden – als eingängige Bezeichnung für den neu entdeckten Erdteil.

1825

Van Diemens Land (1856 im Angedenken an seinen Entdecker Abel Tasman in Tasmanien umbenannt) wird neben New South Wales zur zweiten eigenständigen australischen Kolonie im British Empire. Später folgen gegen Westen Australien (1829), South Australia (1836), Victoria im Südosten des Kontinents (1851) und schließlich Queensland im Nordosten (1859).

1828

Der erste Zensus von New South Wales wird erhoben: Hier leben mittlerweile 36.598 Weiße, darunter 20.870 freie Siedler und 15.728 Sträflinge.

Ein Viertel der Bewohner ist weiblich.

1830

Auf Van Diemens Land (Tasmanien) erreicht der Kampf der weißen Bevölkerung gegen die Aborigines seinen Höhepunkt. Seit Jahren kommt es zu Gewaltausbrüchen zwischen Siedlern und Ureinwohnern. Deshalb hat Gouverneur George Arthur schon 1828 den Aborigines verboten, das Siedlungsgebiet der Europäer zu betreten. Zudem hat er das Standrecht verhängt: Ureinwohner können ohne regulären Gerichtsprozess hingerichtet werden.

Als die wechselseitigen Attacken anhalten, entscheidet der Gouverneur, alle Einheimischen mit einer Menschenkette auf einer Landenge zusammenzutreiben und gefangen zu nehmen. Zwar entkommen bei dieser Treibjagd fast alle Aborigines, doch hat sich in den Jahren zuvor ihre Zahl durch Morde, schlechte Ernährung und von den Europäern eingeschleppte Krankheiten zu schätzungsweise 5000 auf rund 200 verringert.

Viele Völker kennen Wurfhölzer. Doch nur bestimmte Bumerangs der Aborigines kehren zurück, wenn sie ihr Ziel verfehlen



1835

Am Yarra River im heutigen Victoria entstehen die ersten Gebäude des späteren Melbourne.

1840

Die britische Regierung ordnet das Ende der Sträflingstransporte nach New South Wales an; die Verurteilten werden nun meist nach Van Diemens Land deportiert. London reagiert damit auf den wachsenden Unmut der freien Siedler in der größten australischen Kolonie, die fürchten, dass mit den Sträflingen Kriminalität ins Land gebracht wird. Zudem kommen immer mehr freiwillige Einwanderer auf den Kontinent, die als billige Arbeitskräfte zur Verfügung stehen.

1842

Eine mehrjährige Trockenperiode verursacht eine Krise in der Wollproduktion. Zugleich verfallen auf dem Weltmarkt die Preise für dieses wichtigste australische Wirtschaftsgut. Schon 1797 waren die ersten Merinoschafe nach New South Wales gelangt, doch erst zu Beginn des neuen Jahrhunderts wurde das wirt-

schaftliche Potenzial der Schafzucht deutlich. 1825 grasen bereits 238.000 der genügsamen Tiere auf Australiens weitläufigen Weideflächen.

1848

Der Preuße Ludwig Leichhardt bricht an der Ostküste Australiens auf, um als Erster den Kontinent in Richtung Westen zu durchqueren. Doch der Entdecker, der auf einer früheren Reise vorbei am Gulf of Carpentaria bis zur Bucht von Port Essington an der Nordküste marschiert ist, kommt nie in Perth an – und gilt trotz zahlreicher Suchexpeditionen seither als verschollen.

1851

Goldfunde in New South Wales und Victoria locken Glücksuchende aus aller Welt an. Zwei Jahre später übersteigt der Exporterlös des Goldes erstmals den der Wollproduktion. In beiden Kolonien versuchen die Regierungen, durch Vergabe kostenpflichtiger Lizenzen

„LEBENDIGE“ GESCHICHTE

NATIONAL GEOGRAPHIC
HISTORY

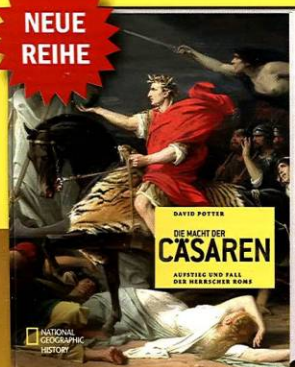
- Von namhaften Experten verfasst
- Mit Zeitachsen zur historischen Einordnung der Ereignisse
- Mit vielen anschaulichen Karten, Illustrationen und Fotos

DIE MACHT DER CÄSAREN –

Aufstieg und Fall der Herrscher Roms

Hardcover, 256 Seiten, 150 Abb., 21,6 x 27,6 cm,
ISBN 978-3-86690-096-7, € 29,95

NEUE
REIHE



DAVID POTTER
DIE MACHT DER
CÄSAREN
AUFSTIEG UND FALL
DER HERRSCHER ROMS

an den Gewinnen der Glücksucher teilzuhaben.

1854

Bei Ballarat in Victoria protestieren am 29. November Goldgräber gegen Lizenzsystem und Polizeiwillkür. Zudem fordern sie mehr Selbstbestimmung und demokratische Rechte. Viele verbrennen ihre Lizenzen. Am folgenden Tag bewaffnen sich mehr als 3000 der Männer und erbauen ein befestigtes Lager.

Soldaten und Polizisten schlagen den Protest am 3. Dezember nieder; über 20 Aufständische werden erschossen. Die sogenannte „Eureka Stockade“ ist in der australischen Geschichte die einzige bewaffnete Volkserhebung gegen eine Regierung.

1860

In Melbourne bricht am 20. August eine Expedition unter der Leitung von Robert O'Hara Burke auf, um Australien erstmals in Süd-Nord-Richtung zu durchqueren. Wegen des unwegsamen Geländes müssen die Entdecker – mittlerweile auf Burke, den Landvermesser William John Wills und zwei weitere Männer reduziert – im Februar 1861 wenige Kilometer vor der Nordküste umkehren. Auf dem Rückweg werden die Nahrungsmittel knapp. Nur einer der vier Männer überlebt die Tortur.

Erfolgreich verläuft dagegen die in Adelaide startende Expedition von John McDouall Stuart. Als erstem Europäer gelingt

ihm in den Jahren 1861/1862 die vollständige Süd-Nord-Durchquerung des Kontinents.

1868

In Fremantle an der Westküste legt der letzte Sträf-lingstransport für Australien an. Insgesamt hat Großbritannien mehr als 160.000 Verurteilte, darunter 24.700 Frauen, auf den Fünften Kontinent deportiert.

1872

Am 22. August stellt der Ingenieur Charles Todd die 3200 Kilometer lange Telegraphenlinie quer durch den Kontinent zwischen Darwin und Adelaide fertig; im Oktober trifft über ein von Batavia (heute Jakarta) aus verlegtes Unterwasserkabel die erste Botschaft aus London ein.

1880

Im Alter von 25 Jahren stirbt in Melbourne am 11. November der Straßenräuber Ned Kelly am Galgen. Der mehrfache Mörder und Viehdieb hatte seine Verbrechen als Vorbereitung eines Aufstands gegen die ungerechte Behandlung irischstämmiger Einwanderer gerechtfertigt. Er wird zu einer Art Volksheld.

1889

Der Regierungschef von New South Wales, Sir Henry Parkes, plädiert am 24. Oktober für den Zusammenschluss der sechs australischen Kolonien. Eine Bundesregierung und ein gesamt-australisches Parlament sollen die Interessen aller Bewohner des

Fünftens Kontinents vertreten. Zudem soll die gemeinsame Administration die Abwehr von Vorstößen fremder Großmächte koordinieren, etwa des Deutschen Reiches, das fünf Jahre zuvor Teile Neuguineas zum deutschen Schutzgebiet erklärt hat.

1891

Hochrangige Vertreter der sechs australischen Kolonien sowie Neuseelands verabschieden am 9. April in Sydney einen Entwurf für eine gesamt-australische Verfassung. Da dieser jedoch in den einzelnen Parlamenten auf erheblichen Widerstand stößt, verzögert sich der Vereinigungsprozess noch um einige Jahre.

Neuseeland, ebenfalls eine britische Kolonie, verabschiedet sich schon bald auf grund unterschiedlicher Vorstellungen, unter anderem zur Ureinwohner-Politik, von der Idee einer Föderation mit den australischen Kolonien.

1898

Die Wähler von Victoria, South Australia und Tasmanien votieren in Referenden für die Annahme eines neuen Verfassungsentwurfs. Die Zustimmung in New South Wales, Queensland und Western Australia folgt in den beiden Jahren darauf.

Kontrovers wird die Frage diskutiert, welche Stadt die neue nationale Hauptstadt sein soll. Die Bürger von Sydney und Melbourne, den größten Metropolen des Kontinents, müssen

einen Kompromiss akzeptieren: den Bau einer neuen Hauptstadt – des späteren Canberra – auf Land, das New South Wales zur Verfügung stellt.

1899

Im bis 1902 dauernden Zweiten Burenkrieg des British Empire gegen die einheimischen Siedler in Südafrika kämpfen 16.000 Australier an der Seite der Briten.

1901

Am 1. Januar findet in Sydney die Feier zur Gründung des „Commonwealth of Australia“ statt: Unter diesem Titel vereinigen sich die sechs Kolonien zu einer Föderation, die allerdings nicht unabhängig wird, sondern ein Teil des britischen Empire bleibt: London entsendet einen Generalgouverneur auf den Kontinent, ohne dessen Zustimmung kein Gesetz verabschiedet werden kann.

Am 9. Mai eröffnet der Duke of Cornwall als Vertreter der britischen Krone in Melbourne das erste gewählte Parlament, das aus zwei Kammern besteht: Senat und Repräsentantenhaus. Wahlberechtigt sind alle weißen Männer – sowie in einigen Bundesstaaten auch die Frauen und die Aborigines.

1902

Das Wahlrecht wird auf alle weißen Frauen ausgedehnt; noch vor allen europäischen Staaten führt Australien damit ein nahezu allgemeines Frauenwahlrecht ein. Dasselbe Gesetz schließt jedoch Aborigines, Asiaten

und Schwarzafrikaner ausdrücklich vom Wahlrecht aus, sofern sie nicht schon in ihren jeweiligen Bundesstaaten als Wähler registriert sind.

1905

In Western Australia wird der „Aborigines Protection Act“ verabschiedet. Ein „Chief Protector“ ist von nun an der gesetzliche Vormund für alle Aborigines- und Mischlingskinder unter 16 Jahren. Bis 1911 verabschiedeten alle Bundesstaaten Australiens ähnliche Gesetze. Auf deren Grundlage werden bis in die frühen 1970er Jahre schätzungsweise 50 000 Kinder ihren Familien und Gemeinschaften weggenommen und in staatlichen Heimen, Pflege- oder Adoptivfamilien aufgezogen. Sie sollen als Handlanger auf Farmen und in Haushalten arbeiten. Der Historiker Peter Read etabliert für sie später in einem Bericht für die Regierung von New South Wales den Begriff „Stolen Generations“.

1906

Australien hat mittlerweile mehr als vier Millionen Einwohner und steigt zur regionalen Führungsmacht im Südpazifik auf. Es übernimmt von Großbritannien die Verwaltung von Teilen Neuguineas.

1911

Das extrem dünn besiedelte Gebiet im Zentrum und im Norden Australiens wird aus South Australia ausgegliedert und direkt der Bundesregierung unterstellt. Erst 1978 wird dem „Northern

Territory“ die Selbstverwaltung zugebilligt, allerdings mit eingeschränkten Rechten. So kann beispielsweise jedes im Northern Territory beschlossene Gesetz vom Bundesparlament wieder aufgehoben werden.

1914

Am 4. August erklärt Großbritannien dem Deutschen Reich den Krieg. Als Mitglied des British Empire kommt die australische Regierung ihren Bündnispflichten nach und schließt sich am folgenden Tag der Kriegserklärung an. Zahlreiche Freiwillige melden sich als Soldaten.

Einen Monat später nehmen australische Truppen Rabaul auf Neubritannien (östlich von Neuguinea) ein; dessen deutsche Kolonialverwaltung kapituliert. Größere australische Verbände werden zunächst zur militärischen Schulung nach Ägypten transportiert, wo sie gemeinsam mit neuseeländischen Truppen das „Australian and New Zealand Army Corps“ (Anzac) bilden.

1915

Am 25. April landen 30 000 australische und neuseeländische Soldaten neben britischen und französischen Einheiten auf der türkischen Halbinsel Gallipoli an, dem Zugang zur osmanischen Hauptstadt Konstantinopel.

Noch am gleichen Tag gelingt es gegnerischen Kräften, den Vormarsch der Australier zu stoppen; in den folgenden Monaten scheitern alle Versuche,

die feindlichen Linien zu durchbrechen. Im Dezember ziehen sich die Angreifer nach schweren Verlusten zurück; mehr als 8000 australische Soldaten sind gefallen, knapp 20 000 wurden verwundet.

Trotz der Niederlage empfinden die meisten Australier den Gallipoli-Feldzug als bestandene Bewährungsprobe des jungen Staates: Die australischen Soldaten hätten ihre Tapferkeit bewiesen, die Schuld an der Niederlage aber trügen die britischen Befehlshaber. Bereits 1916 wird der Tag der Landung auf Gallipoli feierlich begangen. Ab 1927 gilt der 25. April in ganz Australien als Feiertag.

1918

Der Waffenstillstand vom 11. November beendet die Kämpfe des Ersten Weltkriegs. Von rund 330 000 australischen Soldaten, die in Übersee Dienst getan haben, sind mehr als 60 000 gefallen, knapp 154 000 wurden verwundet. Viele der zurückkehrenden Frontkämpfer sind Grippe-infiziert. Die Folge ist eine Influenza-Epidemie in Australien mit mehr als 11 000 Toten.

1919

Als einer der Vertreter der 32 Siegermächte unterzeichnet der australische Premierminister William Morris Hughes am 28. Juni den Friedensvertrag von Versailles. Es ist das erste völkerrechtliche Abkommen, das Mitglieder der Regierung von Australien abschließen – ein wesent-

licher Schritt zur Unabhängigkeit des Fünftens Kontinents, der jedoch weiterhin Teil des British Empire bleibt. Australien wird zudem Mitglied des Völkerbundes.

1922

Die Fluglinie Queensland and Northern Territory Aerial Services Ltd. (Qantas) nimmt ihren regulären Passagierdienst auf. Die ersten Flüge verbinden Charlesville und Cloncurry in Queensland.

1927

Das australische Parlament zieht von Melbourne nach Canberra. Die Bauzeit der am Reißbrett geplanten Kapitale betrug 14 Jahre.

1928

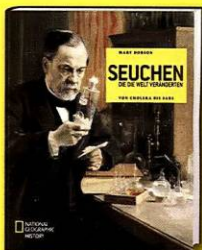
In Coniston Station, einem Viehzuchtgebiet im Northern Territory, wird die verscharrte Leiche eines weißen Jägers gefunden. Die Polizei vermutet einen Mord, der von Aborigines begangen wurde, und tötet in mehreren Strafaktionen zwischen 70 und 100 Ureinwohner. Aufgrund der Kritik von Kirchenvertretern beruft die Bundesregierung eine Untersuchungskommission ein, die das Massaker jedoch als gerechtfertigt bezeichnet.

Die Zahl der Aborigines in Australien fällt in diesen Jahren auf einen Tiefstand: 1930 leben nur noch rund 60 000 Ureinwohner auf dem Kontinent; das sind weniger als zehn Prozent jener Zahl von Aborigines, die vermutlich vor der Ankunft der ersten Europäer in Australien lebten.

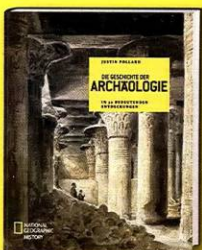
WEITERE BÄNDE



DIE GESCHICHTE DER VÖLKERWANDERUNGEN – Zwischen Pioniergeist und Flucht
ISBN 978-3-86690-095-0, € 29,95



SEUCHEN, DIE DIE WELT VERÄNDERTEN – Von Cholera bis Sars
ISBN 978-3-86690-094-3, € 29,95



DIE GESCHICHTE DER ARCHÄOLOGIE – In 50 bedeutenden Entdeckungen
ISBN 978-3-86690-097-4, € 29,95

Fotovermerk nach Seiten

Anordnung im Layout: l. = links, r. = rechts, o. = oben, m. = Mitte, u. = unten

Titel: Landmark Media/interTOPICS

Edi: Katrin Trautner

Inhalt: 4. o.: Granger Collection/ulstein bild; 4. m.: Mark Lang/wildlight photo/Visum; 4. u.: bridgeman-art.com; 5. o.: Nillumbik Local History Digitisation Project/Yarra Plenty Regional Library Service; 5. m.: State Library of Victoria; 5. m. u.: Gérard Blot/RMN/bpk; 5. u.: John Oxley Library/State Library of Queensland

Ein Kontinent wird in Besitz genommen: 6/7: Collection IM/Kharbine-Tapabor; 8. o., 13: State Library of Queensland; 8/9, 17: Hulton-Deutsch Collection/Corbis; 9, 18/19: Cannon Collection/Australian Picture Library/Corbis; 10/11: Granger Collection/ulstein bild; 12, 16. o.: National Library of Australia; 13. o.: Estate of E. O. Hoppe; 14/15: Kindermann/ulstein bild; 16, 20/21: State Library of New South Wales; 18: Private Collection/Ken Welsh/bridgeman-art.com; 19: TopFoto/ulstein bild

In einem Land vor unserer Zeit: 24/25, 28/29, 30/31, 38/39: Mark Lang/wildlight photo/Visum; 25: National Library of Australia; 26/27, 32/33, 34/35, 36/37, 40/41: Mark Lang/Langscapes; 27: Service Historique de la Marine/bridgeman-art.com; 29: Mary Evans Picture Library; 31: Science and Society Picture Library/Interfoto; 33, 35, 37: bridgeman-art.com; 39, 41: New York Public Library

Die rätselhafte Küste: 44/45: Tim Wimborne/Reuters; 45, 48: National Library of Australia; 47: Science Photo Library/akg-images; 49: SBB/bpk; 50. o.: British Library/akg-images

Die Insel der Verdammten: 52/53, 54, 58/59, 61, 64/65, 66, 69: bridgeman-art.com; 55: akg-images; 56: Australian National Maritime Museum; 57: State Library of New South Wales; 60: British Museum/bridgeman-art.com; 62, 63: National Library of Australia

Terra incognita: 72: bridgeman-art.com; 73. o.: National Library of Australia; 73. u.: National Maritime Museum
Treibjagd: 74/75: Mary Evans Picture Library; 76. u., 79: State Library of New South Wales; 76/77, 81. o.: bridgeman-art.com; 78/79: aus H. Blanche, The Story of Australia Illustrated, 1955; 80/81: akg-images; 81. u.: National Library of Australia

Lochness des Goldes: 82/83: Nillumbik Local History Digitisation Project/Yarra Plenty Regional Library Service; 84: La Trobe Picture Collection/State Library of Victoria; 85: R. H. Baud Collection of photographs of Whroo, Victoria/State Library of Victoria; 86: Historical Picture Archive/Corbis; 89: Hume Photograph Collection/Fryer Library/University of Queensland Library; 90: State Library of Victoria; 93: JCU Townsville NQ Photograph Collection/James Cook University; 94: Art Archive

Aufbruch in eine unbekannte Welt: 96/97–106: State Library of Victoria; 107: State Library of New South Wales; 108: bridgeman-art.com; 110: Granger Collection/ulstein bild

Erinnerungen an die Traumzeit: 112/113, 120/121: Horst Mahr/Imagebroker.net/ulstein bild; 114: Art Gallery of Western Australia, Perth; 115: Museum der Weltkulturen, Frankfurt am Main; 116/117: Still Pictures/ulstein bild; 118: Gérard Blot/RMN/bpk; 119, 123: Linden-Museum, Stuttgart; 122: Museum der Kulturen, Basel

Der schwere Weg zur Einheit: 124: State Library of Victoria; 125: National Archives of Australia

Sturm in den Tod: 126/127: Corbis; 128/129, 133: Hulton-Deutsch Collection/Corbis; 130: Imperial War Museum/Art Archive; 134: TopFoto/kpa

Hilfe aus der Luft: 138, 139. o.: National Library of Australia; 139. u.: Royal Flying Doctor Service of Australia

Die geraubten Kinder: 140/141: John Oxley Library/State Library of Queensland; 142, 144, 145 (2), 148 (2): Newsphoto; 143, 146: State Library of Western Australia

Bomben auf Darwin: 150. o.: Roger-Vollet; 150. u.: Privatsammlung; 151, 153. o.: Bettmann/Corbis; 152: ulstein bild; 154: Australian War Memorial; 156: Corbis

Wie Segel über dem Hafen: 158: Allen Moe/Scanpix/Reuters; 159. o.: bildagentur-online.com; 159. u.: State Library of New South Wales

Australiens schweres Erbe: 160: Newsphoto; 161: Aneok de Groot/AFIP/Getty Images; 163: Andrew Taylor/The Age/Fairfax

Zeitläufe: 164: Bahn Müller/Imagebroker/Imago; 165: bildagentur-online.com

Vorschau: 170. o.: Jörg P. Anders/Nationalgalerie, SMM/bpk; 170. (2), 171 (2): akg-images

Karten: 22/23, 50. u., 76. o., 98, 132 (3), 153. u.: Stefanie Peters

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos übernehmen Verlag und Redaktion keine Haftung.
© GEO 2009 Verlag Gruner + Jahr, Hamburg, für sämtliche Beiträge.

Reverend John Flynn startete den „Aerial Medical Service“ (später „Royal Flying Doctor Service“) mit dem Ziel, die Menschen im Outback aus der Luft medizinisch zu versorgen.

1930
Die Weltwirtschaftskrise erreicht Australien. Da die Wirtschaft des Kontinents stark von Exporten (vor allem von Wolle und Weizen) abhängig ist, treffen sie der Rückgang des Welthandels und protektionistische Maßnahmen wie Schutzzölle besonders hart: 1932 sind mehr als 30 Prozent der arbeitsfähigen Australier ohne Anstellung. In Sydney campen Erwerbslose in Zelten.

1932
Die Sydney Harbour Bridge wird nach achteinhalb Jahren Bauzeit eröffnet – und zum Symbol einer aufstrebenden Nation.

1938
Die australische Regierung stimmt auf einer Flüchtlingskonferenz dafür, 15.000 deutsche und österreichische Juden aufzunehmen: 7500 Menschen gelingt die Einreise.

1939
Großbritannien erklärt am 3. September Deutschland den Krieg. Am gleichen Tag schließt sich Australiens Regierung der Erklärung an und ruft Freiwillige zu den Waffen; sechs Wochen später führt sie die Wehrpflicht für den Kriegsdienst im Inland ein.

1941
In Nordafrika und Griechenland

kämpfen zum ersten Mal australische Einheiten in größerer Zahl gegen Deutsche und Italiener.
19. November. Nach einem Seegefecht mit einem deutschen Hilfskreuzer sinkt der australische Kreuzer „Sydney“ vor der Küste von Western Australia; alle 645 Besatzungsmitglieder sterben.

8. Dezember. Angesichts der japanischen Expansion im Pazifik und des Angriffs der Japaner auf den amerikanischen Flottenstützpunkt Pearl Harbor am Vortag erklärt Canberra Tokyo den Krieg. Die prekäre Lage Großbritanniens und dessen daraus erwachsenen Unvermögen, den Fünften Kontinent vor japanischen Attacken zu schützen, lassen Australiens Premierminister John Curtin am 27. Dezember eine neue außenpolitische Maxime formulieren: „Australien blickt nach Amerika“. Schon fünf Tage zuvor sind die ersten amerikanischen Soldaten in Australien eingetroffen.

1942
15. Februar. Die Japaner erobern Singapur, die stärkste britische Festung in Asien. Auch fast 15.000 Australier geraten in Gefangenschaft.
19. Februar. Japanische Kampfflieger bombardieren das nordaustralische Darwin; rund 250 Menschen sterben, im Hafen werden acht Schiffe versenkt. Es ist der erste von mehr als 90 Luftangriffen auf Australien während des Krieges.

Tokyo U-Boote dringen sogar bis nach Sydney vor.
9. Oktober. Das australische Parlament akzeptiert das „Statute of Westminster“, mit dem Großbritannien bereits 1931 seinen schon seit Langem selbst regierten Kolonien (den *dominions*) de facto die vollständige Unabhängigkeit zugestanden hat. Gesetze bedürfen jetzt nicht mehr der Zustimmung der englischen Krone.

Formal bleibt der Monarch von England jedoch Staatsoberhaupt Australiens – das ändert sich auch mit dem „Australia Act“ von 1986 nicht, der letzte kleine rechtliche Bindungen an Großbritannien löst. (So die Möglichkeit, einen Fall nach einem Urteil des höchsten australischen Gerichts vor die britische Justiz zu bringen.)

1945
26. Juni. In San Francisco unterzeichnet eine australische Delegation die Charta der Vereinten Nationen.
15. August. Mit der japanischen Kapitulation endet der Zweite Weltkrieg, in dem etwa 34.000 Australier gefallen sind, auch im Pazifik.

1949
Die Einwanderung vor allem von Europäern, die von der Regierung unter dem Motto „Popule oder Perish“ („Bevölkerung oder Untergang“) gefördert wird, beschleunigt Australiens wirtschaftliche Entwicklung. So arbeiten zwischen 1949 und 1972 mehr als 100.000 Menschen aus annähernd

30 Nationen an einem der größten Wasserenergieprojekte der Welt: In den Snowy Mountains von New South Wales entsteht ein Kraftwerkareal mit 16 Dämmen, das sich auf einer Fläche von 5100 Quadratkilometern erstreckt.

1950
Am 25. Juni überschreiten Truppen Nordkoreas den 38. Breitengrad, der die Halbinsel in einen kommunistischen und einen westlich orientierten Staat im Süden teilt. Unter Führung der USA kämpfen Australier drei Jahre lang gegen die Invasoren. Auch im Vietnamkrieg unterstützen die Australier von 1965 bis 1972 ihre amerikanischen Alliierten mit mehreren Tausend Soldaten.

1951
Australien, Neuseeland und die USA gründen am 1. September den ANZUS-Pakt. Dieser sichert gegenseitigen Beistand für den Fall zu, dass einer dieser Pazifikstaaten angegriffen wird.

1956
Der Prinzgemahl der britischen Königin, Philip Duke of Edinburgh, eröffnet am 22. November in Melbourne die Olympischen Spiele, die erstmals in Australien stattfanden.

1958
Bürgerrechtler gründen den „Federal Council for Aboriginal Advancement“ (später umbenannt in „Council for the Advancement of Aborigines and Torres Strait Islanders“), die erste große Organisation,

Gruener + Jahr AG & Co KG, Druck- und Verlagshaus,
Am Baumwall 11, 20459 Hamburg, Postfach
für Verlag und Redaktion: 20444 Hamburg.
Telefon 040 / 37 03-0, Telefax 040 / 37 03 56 48,
Tele 21 95 20, E-Mail (Redaktion) briefe@geo.de,
Internet: www.geo-epoche.de

HERAUSGEBER

Peter-Matthias Gade

CHEFREDAKTEUR

Michael Schäfer

GESCHÄFTSFÜHRENDER REDAKTEUR

Cay Rademacher

HEFTKONZEPT

Dr. Anja Herold

TEXTREDAKTION

Jens-Rainer Berg, Ines Bebbie, PD Dr. Frank Otto

BILDREDAKTION

Christian Gargler, Roman Rahmacker

Freie Mitarbeiter: Susanne Gargler, Katrin Kalendberg

ART DIRECTION

Tajana Lorenz

LEITUNG

Ben Topfer (freie Mitarbeiter)

VERIFIKATION: Lenka Brandl, Olaf Mischner, Andreas Sedlmair

Freie Mitarbeiter: Stefan Schmid

FACHBERATUNG

Dr. Henriette v. Holleufer

SCHLUSSREDAKTION: Dirk Krömer, Ralf Schulte

CHEF VON DIENST TECHNIK

Rainer Droste

MITARBEITER DIESER AUSGABE

Freie Mitarbeiter: Jörg-Uwe Abig, Katharina Bendifeld, Dr. Ralf Berthold,

Tom Celma, Dr. Corinna Erckert, Gerd Gotschalke,

Till Hein, Remyer Klüber, Gunnara Kramer, Maria Madalena

Plittner, Ulrike Rückert, Walter Sailer, Ashley Weerne,

Sally Wichmann, Sebastian Witzke, Markus Wurm

KARTOGRAPHIE

Stefanie Peters

HONORARE

Petra Schmidt

REDAKTIONSSASSTENZ

Ursula Arens

BILDADMINISTRATION UND -TECHNIK

Sören Bruhn

REDAKTIONSBÜRO NEW YORK: Nadja Masri (Leitung), Tina Ahrens,

Markus Seewald, Christof Kalb (Redaktionsassistent), 535 Fifth Avenue,

29th floor, New York, NY 10017, Tel. 001-646-884-7110,

Fax 001-646-884-7111, E-Mail: geo@geo-ny.com

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt: Michael Schaper

VERLAGSLEITUNG: Dr. Gerd Brune, Thomas Lindner

ANZEIGENLEITUNG: Lars Niemann

VERTRIEBSLEITUNG: Ulrike Klemmer/DPV/Deutscher Pressevertrieb

MARKETING: Julia Dörmann (Leit.), Petra Korrell

HERSTELLUNG: Oliver Fehling

ANZEIGENABTEILUNG Anzeigenverkauf: Sabine Plath,

Tel. 040 / 37 03 38 89, Fax: 040 / 37 03 56 04

Anzeigenpositionen: Mona Schütz

Tel. 040 / 37 03 23 27, Fax: 040 / 37 03 56 04

Es gilt die GEO Sonderhefte-Anzeigenpreisliste Nr. 5 vom 1. Januar 2009.

Hofpreis: 8,50 Euro

ISSN: 978-3-970-10673-9 978-3-970-10689-4 (Heft mit DVD)

© 2009 Gruener + Jahr Hamburg

Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg

Konto 0322600, BLZ 200 700 00 - ISSN-Nr. 1861-6097

Druck: Primus Industrie GmbH

Printed in Germany

GEO-LESERSERVICE

FRAGEN AN DIE REDAKTION

Telefon: 040 / 37 03 20 73, Telefax: 040 / 37 03 56 48

E-Mail: briefe@geo.de

ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG

ABONNEMENT DEUTSCHLAND

Jahresabonnemente: 45,00 €

Studentenabo: 39,00 €

BESTELLUNG:

DPV Deutscher Pressevertrieb

GEO-Kundenservice

20080 Hamburg

Telefon: 01805/861 80 00*

24-St.-Online-Kundenservice:

www.MeinAbo.de/service

ABONNEMENT ÖSTERREICH

GEO-Abonnementservice

Postfach 5, A-6960 Wulfrath

Telefon: 0820/00 10 85

Telefax: 0820/00 10 86

E-Mail: geo-epoche@leser-service.at

ABONNEMENT ÜBRIGES LANDE

GEO-Kundenservice, Postfach, CH-6002 Luzern;

Telefon: 041/329 22 80, Telefax: 041/329 22 84

E-Mail: geo-epoche@leserservice.ch

ABONNEMENT SCHWEIZ

GEO-Abonnementservice

Postfach, CH-6002 Luzern

Telefon: 041/329 22 20

Telefax: 041/329 22 04

E-Mail: geo-epoche@leser-service.ch

POSTALANFORDERUNG FÜR

GEO-KUNDEN, GEO-ABONNEMENT, SCHWEIZ ETL.

DEUTSCHLAND

GEO-Versand-Service

Werner-Haas-Straße 5

74172 Neckarsulm

Telefon: 01805/06 20 00*

Telefax: 01805/08 20 00*

E-Mail: service@guj.com

SCHWEIZ

GEO-Versand-Service 50/001

Postfach 1002

CH-1240 Genf 42

ÖSTERREICH

GEO-Versand-Service 50/001

Postfach 5000

A-1150 Wien

BESTELLUNGEN PER TELEFON UND FAX FÜR ALLE LÄNDER

Telefon: 0049-1805/06 20 00, Telefax: 0049-1805/08 20 00

E-Mail: service@guj.com

*14 Cent/Min. aus dem deutschen Festnetz, Mobilfunkpreise können abweichen

die sich auf Bundes-
ebene für die
Gleichberechtigung
der Ureinwohner
einsetzt.

1966

Die australische
Regierung lockert
die Restriktionen
gegenüber Einwan-
derern aus nicht-
europäischen Län-
dern; immer mehr
Asiaten kommen
nun ins Land.

Der am Dezimal-
system orientierte
Australische Dollar
löst das Austra-
lische Pfund ab, das
seit 1910 die Wäh-
rung des Kontinents
gewesen ist.

1967

In einem Volksent-
scheid ermächtigt
die Australier am
27. Mai ihre Regie-
rung mit großer
Mehrheit, die Abori-
gines bei zukünf-
tigen Volkszählun-
gen genau wie
andere Bürger zu
berücksichtigen.

Wenngleich die
praktischen Aus-
wirkungen dieser
Regelung sind, gilt
sie aufgrund ihrer sym-
bolischen Bedeu-
tung weithin als
entscheidender
Schritt auf dem Weg
zur Gleichberechti-
gung der Ureinwoh-
ner. Bereits fünf
Jahre zuvor haben
sie das allgemeine
Wahlrecht erhal-
ten, das ihnen in
einigen Staaten
noch vorenthalten
worden war.

1972

Als Protest gegen
eine Gesetzgebung,
die ihnen die Rechte
an ihrem Land
zugunsten wirt-
schaftlicher Inter-
essen, etwa von
Minenbesitzern,
vorenthält, errich-
ten Aborigines eine
Zeltbootschiff vor
dem Parlamentsge-
bäude in Canberra.
Die Regierung be-

ruft im folgenden
Jahr eine Kommis-
sion ein, die in
ihrem Bericht den
Ureinwohnern
Rechte an dem von
ihm bewohnten
Gebiet zubilligt.
Verankert wird die-
ser Grundsatz zu-
nächst im Northern
Territory durch den
„Aboriginal Land
Rights Act“ von
1976. Seither haben
die Ureinwohner
ein Vetorecht etwa
gegen die Eröff-
nung von Bergwer-
ken in der Nähe
heiliger Stätten.

1973

Im Oktober reist
die britische Königin
Elisabeth II. nach
Australien, um die
Oper in Sydney zu
eröffnen. Entwor-
fen hat das Konzert-
haus der dänische
Architekt Jørn Utzon
im Jahr 1956 –
auch als Symbol für
das wachsende
Selbstbewusstsein
der jungen, wohl-
habenden australi-
schen Nation.

Die Einweihungs-
feier steht im Zei-
chen des Ausgleichs
mit den lange un-
terdrückten Urein-
wohnern des Kon-
tinents: Auf dem
Dach des Musik-
theaters erscheint
als Projektion die
Silhouette eines
Aborigines.

1985

Am 26. Oktober
übergibt die austra-
lische Regierung
das Eigentum am
Ayers Rock (den die
Aborigines Uluru
nennen) den dort
lebenden Aborigi-
nes. Der Felsenmo-
nolith ist ein heiliger
Ort zentralaus-
tralischer Urein-
wohner.

1988

Im Januar feiern
mehr als 2,5 Millio-
nen Australier im
Hafen von Sydney

den 200. Jahrestag
der Ankunft erster
europäischer Sied-
ler. Aborigines er-
hnen hingegen auf
Protestmärschen an
das erlittene Unrecht.

1992

Das Oberste Ge-
richt von Australien
urteilt, dass der
Kontinent – entgegen
der bis dahin
vorherrschenden
Rechtsauffassung
von der „Terra
Nullius“, dem Nie-
mandsland – vor
der Ankunft der
Weißen nicht her-
los sei. Deshalb
sind jene Territo-
rien, in denen Stämme
der Aborigines
oder Torres Strait
Islanders seit Lan-
gem siedeln, tradi-
tionell im Besitz der
jeweiligen Urein-
wohner. Sie haben
dort nun unter an-
derem das Recht,
ungehindert zu ja-
gen und zu fischen.

1998

Zum ersten Mal
wird in ganz Austra-
lien der „National
Sorry Day“ began-
nen. Der nichtamt-
liche Feiertag, der
von nun an jährlich
am 26. Mai statt-
findet, soll an das
den Ureinwohnern,
vor allem aber den
Mitgliedern der
„Stolen Genera-
tions“ zugefügte
Leid erinnern.

1999

In einem Referen-
dum stimmt eine
Mehrheit der Austra-
lier am 6. No-
vember dagegen,
ihren Staat in eine
Republik umzuwan-
deln. Damit bleibt
Königin Elisabeth II.
Staatsoberhaupt –
wenigstens auf
mit symbolischen
Aufgaben.

2000

Vor 110.000 Zu-
schauern beginnen
am 15. September

im Stadium Austra-
lia die Olympischen
Spiele von Sydney.
Cathy Freeman
entzündet die olym-
pische Flamme. Die
400-Meter-Sprinte-
rin gewinnt später
als erste Aborigine
eine Goldmedaille
in einem Einzel-
wettbewerb.

2006

Als erste staatliche
Institution bietet
das tasmanische
Parlament eine
Kompensation für
die Leiden der „Sto-
len Generations“
an, jener Mischlings-
kinder, die zwangs-
weise in weißen
Familien oder Hei-
men aufgewach-
sen sind. Es richtet
einen Fonds für
Ausgleichszah-
lungen an die Betrof-
fenen ein.

2008

13. Februar. Der
neue Premierminis-
ter Kevin Rudd
(Labor) bittet im
Namen aller Bürger
offiziell um Ent-
schuldigung für
„den Kummer, das
Leid und den Ver-
lust“, den die Politik
vieler australischer
Regierungen über
die Ureinwohner
gebracht hat. Der
Vorgänger Rudds
daher eine solche
Erklärung abge-
lehnt. Aborigi-
nes-Führer und Bürger-
rechtler reagieren
auf Rudds Schritt
mit Freude und
Genugtuung, doch
weisen sie zugleich
darauf hin, dass die
„Sorry“-Rede nur
ein erster Schritt
auf dem Weg zu
einer umfassenden
Versöhnung sein
könne.

Die Historikerin Dr.
Henriette v. Holleuf-
fer, 46, ist die wissens-
schaftliche Beraterin
dieser Ausgabe und
Vorstandsmitglied
der Gesellschaft für
Australienstudien.

DIE DEUTSCHE ROMANTIK



SEELÉNMALER In einem düsteren Atelier in Dresden erschafft der Handwerkersohn Caspar David Friedrich ab 1798 revolutionäre Naturbilder. Seine Landschaften sind frei komponiert – und spiegeln, wie das Gemälde »Mondaufgang über dem Meer«, das Unendliche



MEISTER DER TÖNE

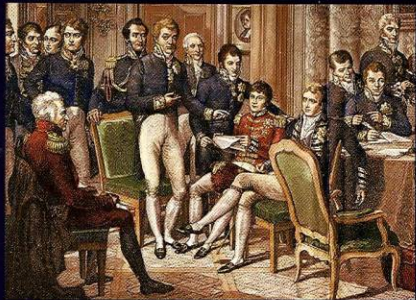
Ab 1820 lösen sich die Komponisten von den Formen der Klassik. Die Pianistin Clara Wieck-Schumann macht die lyrischen Melodien und Charakterstücke der Romantiker populär



REVOLUTION Blutige Unruhen erschüttern 1848 Berlin. Aufständische erzwingen von König Friedrich Wilhelm IV. eine liberale Erneuerung des Landes. Doch dann schlägt der Monarch zurück



INDUSTRIELLER WANDEL Immer mehr Fabriken entstehen. Doch trotz technischen Fortschritts leben Millionen im Elend. Viele entfliehen der Not nach Übersee



WIENER KONGRESS Nach dem Sieg über Napoleon entwerfen europäische Politiker 1814/15 in Wien eine Nachkriegsordnung

WEITERE THEMEN

MAINZER REPUBLIK

1793 entsteht am Rhein ein Staatswesen nach französischem Vorbild – und bleibt ein Experiment von wenigen Monaten.

DAS FRANZÖSISCHE HAMBURG

1806 besetzen Napoleons Truppen den größten Warenumschlagplatz Kontinentaleuropas. Weil sie den Handel mit Großbritannien verbieten, blüht in der Stadt bald der Schmuggel.

»GESPENSTER-HOFFMANN«

Ein rastloser Beamter gerät 1814 in den Dunstkreis der Romantiker – und schon bald wird E. T. A. Hoffmann als Schriftsteller gefeiert.

MORD FÜR DAS VATERLAND

1819 tötet der Burschenschafter Karl Ludwig Sand einen konservativen Dichter. Die Fürsten nutzen das Attentat, um die nationale Bewegung zu unterdrücken.

DIE NÄCHSTE AUSGABE VON GEOEPOCHÉ
ERSCHEINT AM 17. JUNI 2009

Berlin, 1817: Ein kleiner, nach vorn gebeugter Mann schreitet über den nächtlichen Gendarmenmarkt, stößt die Tür zur Weinstube „Lutter & Wegner“ auf und lässt sich an einem Tisch nieder – begafft von einem Publikum, das den Stammgast bereits sehnsüchtig erwartet.

Fast allabendlich verwandelt sich der rechtschaffene preußische Kammergerichtsrat Ernst Hoffmann in einen Säuer und Fantasten, der seinen Zuschauern Grimassen schneidet und Geschichten erzählt, durch die Doppelgänger und Naturgeister huschen, Magier, Untote und sprechende Hunde: in den Komponisten, Karikaturisten und Schriftsteller E. T. A. Hoffmann, die bizarrste Gestalt der Stadt und eine romantische Existenz par excellence.

Mit dem Schaffen Hoffmanns findet eine Ära ihren Höhepunkt, in der Poeten und Philosophen die Kunst zum Maß aller Dinge erheben und aufbrechen ins Geheimnisvolle und Grenzenlose. Genies wie der Maler Caspar David Friedrich und der Komponist Ludwig van Beethoven ergründen in gewaltigen Natur- und Klangbildern Seelenlandschaften; Kaufmannssöhne, Juristen und Naturwissenschaftler feiern die Melancholie und versenken sich in mythische Sagenwelten.

Die Romantiker entfesseln das Denken in einer Zeit, die geprägt ist von tief greifenden Veränderungen und enttäuschten Hoffnungen. Nach dem Sturz des Ancien Régime in Frankreich tragen Revolutionstruppen 1792 die Ideen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit über den Rhein, für die sich Intellektuelle wie Bauern begeistern.

Als Napoleon Bonaparte jedoch wenige Jahre später das mehr als 800 Jahre alte Heilige Römische Reich deutscher Nation zerschlägt und wie ein Diktator über weite Teile des Landes herrscht, fordern immer mehr Menschen den Zusammenschluss aller Deutschen gegen den Feind. Schüler, Handwerker und Studenten vereinigen sich in nationalen Turnvereinen, und Dichter wie Joseph von Eichendorff ziehen 1813 mit patriotischen Gesängen in den Krieg gegen die Besatzer.

Doch nach dem Sieg über Napoleon erneuern die deutschen Fürsten auf dem Wiener Kongress 1815 die alte Ordnung und unterdrücken jeglichen Freiheitswillen. Das Land kommt fortan nicht mehr zur Ruhe: Die Industrialisierung bricht in die bäuerliche Welt ein, revolutioniert Wirtschaft und Verkehr. Weil Missernten sowie ein rasantes Bevölkerungswachstum Millionen Deutsche ins Elend treiben, protestieren immer wieder Menschen gegen die herrschende Ordnung.

Und schließlich zündet der Funke der Revolution nicht nur in den Köpfen, sondern auch auf der Straße: 1848/49 erkämpfen Handwerker, Arbeiter und Professoren die erste deutsche Demokratie, wenn auch nur für kurze Zeit.

GEOEPOCHÉ über ein Land zwischen Romantik und Revolution – und das Erwachen der deutschen Nation.



1000 Reisen und ein Ziel: *Intensiverleben*

Studiosus-Reisen: Sehenswürdigkeiten, Kultur, Märkte,
Strände und die Menschen. Fordern Sie jetzt kostenlos
unsere aktuellen Kataloge an.

Per Telefon **00 800/24 01 24 01**
(Gebührenfrei für D, A und CH)

Oder Internet **www.studiosus.com**

Studiosu